

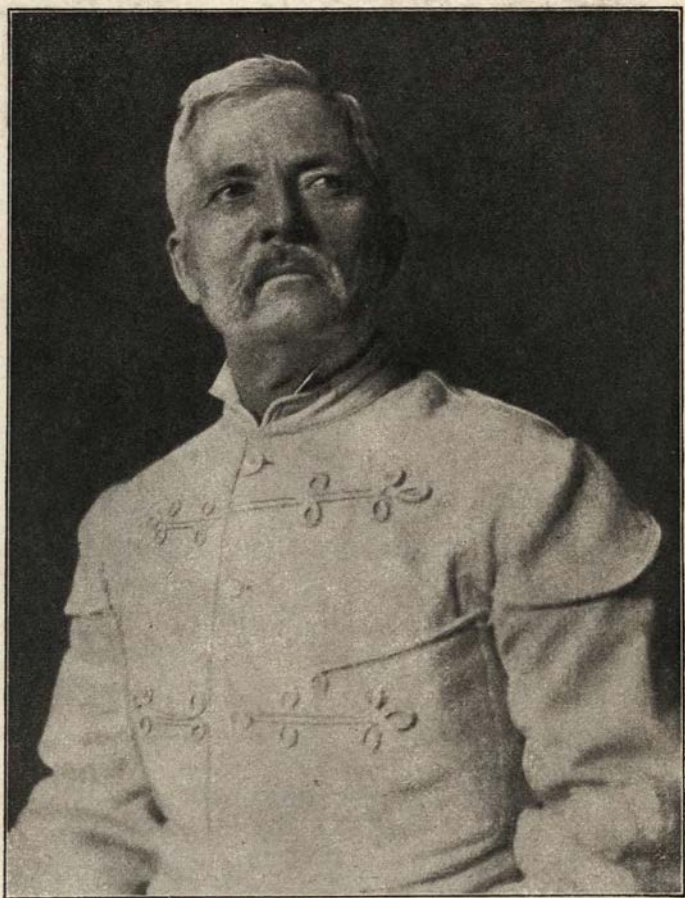
2641

Henry M. Stanley
Mein Leben



Verlag Friedrich Neinhardt, Basel





Henry M. Stanley
(1890)

B 111

Henry M. Stanley Mein Leben

Gekürzte Volksausgabe

Einzig berechnigte deutsche Ausgabe

Siebentes bis zwölftes Tausend

Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168016

In unserem Verlag ist ferner erschienen:

Henry M. Stanley, Mein Leben.

Originalausgabe in 2 Bänden.

Aberseht von Achim von Kibsterlein und Gust. Meyrink.

Zwei starke Bände mit 4 Vollbildern
und einer Karte der drei Afrikadurchquerungen Stanleys.
Elegant in Leinen gebunden zusammen M. 7.60 - Fr. 9.50.

Einzig berechnigte deutsche Ausgabe.

Wer sich eingehender über die interessante Persönlichkeit Stanleys unterrichten will, der sei auf diese Originalausgabe verwiesen. Sein späteres Leben ist darin eingehender behandelt, besonders auch der Abschnitt über die Gründung des Kongostaates und die parlamentarische Tätigkeit Stanleys.



2641

Alle Rechte vorbehalten.

Der Nachdruck, auch einzelner Abschnitte, wird gerichtlich verfolgt.

Die Bilder zeichnete Kunstmaler Burkhard Mangold in Basel.

Vorwort zur Selbstbiographie.

Ich wüßte nicht, weshalb ich heute mit der Geschichte meiner Jugendjahre hinter dem Berge halten oder irgendeine Tatsache, die mich betrifft, verheimlichen sollte. Mein Leben neigt sich bereits seinem Ende zu. Die Strapazen in Afrika, Tropenfieber, Entbehrungen, körperliche und seelische Leiden aller Art haben mich fast bis zur Entkräftung erschöpft. Was können mir heute noch Spott, Mißgunst oder Vorurteil anhaben oder schaden? Ohne Furcht vor Folgen, ohne Bangen um meinen Stolz oder meine Ruhe vermag ich daher alle Begebnisse auf meinem Lebenspfad, vom ersten Aufdämmern des Bewußtseins angefangen bis zur gegenwärtigen Stunde, unparteiisch und ungeschminkt niederzuschreiben. Ich will erzählen, wie sich durch die Berührung mit andern mein Charakter bildete, meine natürlichen Gaben sich entwickelten unter den verschiedenen äußeren Einflüssen und was nach all den schweren Prüfungen in meinem Leben jetzt das Endergebnis ist; wie aus dem hilflosen kleinen Ding in der Wiege ein Spielball des Zufalls wurde, — wie ich heranwuchs und lernte, empfangene Fußtritte zu erwidern, — wie mich das Leben lehrte, das wechselvolle Bild meiner Umgebung zu studieren und den Launen und Gewohnheiten des breiten Stromes menschlicher Wesen, der an mir vorüberglitt, Rechnung zu tragen.

Was ich hier niederlege, soll kein Tagebuch sein, auch nicht etwa Zusammenfassung früherer Aufzeichnungen, sondern lediglich ein Rückblick auf ein Leben, das hinter mir liegt. Schon als junger Mensch fühlte ich mich gedrängt, nach gleichgestimmten Seelen zu suchen, denen ich mich in Freundschaft und nur aus Freundschaft — nicht etwa um Hilfe oder Unterstützung zu haben — hätte anschließen können. Leider betrogen mich gerade die, denen ich in meiner Arglosigkeit auf gut Glück meine geheimsten Hoffnungen und Herzensregungen anvertraute, auf Schritt und Tritt.

In manch bitterer Stunde mußte ich mir sagen, wie schwer anwendbar im wirklichen Leben gerade die edelsten Vorschriften der Bibel sind, wo keine Macht der Erde auszureichen scheint, ein menschliches Wesen so umzuformen, daß es himmlischer Segnungen wirklich würdig wäre.

„Kinder, liebet euch untereinander!“ sagt St. Johannes. Nun ja, solange wir Kinder sind, sind wir noch fähig, zu lieben; unsere Liebe ist wie die der Engel, und sie hat etwas von deren Reinheit, trotz unserer Irrtümer und Einbildungen. Aber als ich aus der ersten Kindheit heraus ins Leben trat — sozusagen vaterlos geboren, verleugnet von meiner eignen Mutter, beinahe zu Tode geprügelt von meinem Lehrer und aufgezogen mit dem Brot der Bitterkeit — und durch Erfahrung lernte, daß es für mich auf der Welt keine Liebe gab, wie hätte ich da an Liebe glauben sollen?!

Welche Veränderungen hat ein Zeitraum von vierzig Jahren in mir bewirkt! Als Kind habe ich jeden geliebt, der mich anlächelte, meinen kleinen Bettgenossen, meinen Spielfkameraden, den fremden Jungen, der mich besuchen kam; wie eine Blume die Biene anzieht, so bedurfte es bei mir nur eines freundlichen Gesichtes, um in mir das Gefühl der Liebe zu erwecken. Wie hat sich mit den Jahren das alles geändert! Mag mein Herz vielleicht denen gegenüber, die ein Recht darauf haben, noch immer zärtlich sein, es ist meinem Verstande untertan geworden, der so wählerisch ist, daß er unter einer Million nur eine Seele würdig befunden hat.

Ich gebe gern zu, daß mancher Selbstbetrug in diesem Buche stehen wird, und mancher, der zwischen den Zeilen lesen oder wie ein Physiognomiker Charaktere erraten kann, wird es nicht schwierig finden, auch in mir zu lesen. Aber das ist schließlich der Zweck einer Selbstbiographie, daß sie glaubwürdiger ist als die Berichte anderer. Was ich will, das ist, daß ich ohne Maske erscheine und nichts verhehle, was meine Gewohnheiten und meinen Charakter betrifft.

Wenn ein Volk glücklich genannt werden kann, weil es

keine Geschichte hat, dann ist auch der Mann glücklich, dessen ereignisloses Leben ihn nicht in den Vordergrund geschoben hat und der von nichts zu erzählen weiß als vom Schwinden der Jahre zwischen Wiege und Grab. Aber ich war nicht in die Welt gesandt, um glücklich zu sein, noch um Glück zu suchen. Mir war ein bestimmtes Werk vorbehalten. Und jetzt, wo die Jahre unschuldiger Kindheit und vertrauensvoller Jugend hinter mir liegen, habe ich eine Höhe erklommen, aus der ich voll Mitleid herabsehen kann, wie wohl ein Vater auf einen Jüngling herabzusehen vermag. Ich kann es tun mit ruhigem Stolz, denn der Jüngling hat wohl getan. Er hätte noch besser tun können, aber sein Lebensschicksal hat sich erfüllt, und er hat das Werk vollendet, zu dem er gesandt war.

Amen.

H. M. St.

Inhalt.

| | Seite |
|--|-------|
| I. Das Armenhaus | 7 |
| II. In der Welt draußen | 37 |
| III. Auf See | 73 |
| IV. In der Arbeit | 92 |
| V. Ich finde einen Vater | 120 |
| VI. Wieder in die Welt hinaus | 138 |
| VII. Im bunten Rock | 161 |
| VIII. Die Schlacht von Schiloh | 180 |
| IX. Kriegsgefangen | 197 |
| X. Stanley als Journalist | 205 |
| XI. West und Ost | 211 |
| XII. Kreuz- und Quersfahrten | 217 |
| XIII. Stanley findet Livingstone | 230 |
| XIV. England und Rumaffi | 259 |
| XV. Durch den dunkeln Erdteil | 271 |
| XVI. Die Gründung des Kongostaates | 319 |
| XVII. Die Befreiung Emin Paschas | 333 |
| XVIII. Rückblick | 348 |
| XIX. Wieder in Europa | 358 |
| XX. Glücklich im Hafen | 361 |
| XXI. Stanley als Politiker | 368 |
| XXII. Stanleys letzte Lebensjahre | 378 |



I. Das Armenhaus.

Man erzählt, ein Patrizier in Nord-Wales besitze einen geschriebenen Stammbaum von vierzig Fuß Länge, der den Anspruch seiner Familie auf direkte Abstammung von Adam nachweise. Wenn von diesem ungewöhnlichen Geschlechtsregister auch zweifellos vieles sagenhaft ist, so gewährte es doch uns Plebejern allen die begründete Hoffnung, auch an unsre Abstammung von dem erlauchten Ahnherrn unsres gemeinsamen Menschengeschlechts glauben zu dürfen.

Meinen Vater habe ich nie gekannt. Ich war schon über zehn Jahre alt, als ich erfuhr, daß er wenige Wochen nach meiner Geburt gestorben war. Bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, Anfang der Vierziger, liegt noch alles für mich in tiefem Dunkel. Dann, als ich eines Tages vom Schlaf erwachte, dämmerte plötzlich das Bewußtsein für eine kurze Spanne Zeit in meinem Geiste auf. Ein unerklärliches Murmeln ertönte um mich herum, ein Licht blitzte über den Geist hin, und ich trat ins Dasein ein.

In welchem Alter ich zum erstenmal diese matten, aber unauslöschlichen Eindrücke empfang, kann ich nicht sagen. Es muß ein Zustand hilfloser Kindheit gewesen sein, denn mir ist, als habe ich darauf eine lange Traumzeit durchlebt voll undeutlicher Erlebnisse, Empfindungen und Handlungen, die, ob auch unerklärlich, doch schattenhafte Spuren in meinem Gedächtnis zurückließen.

Ich meine eine weiße Zimmerdecke und einige Querbalken mit daran befestigten Fleischhaken zu sehen; weiter ein rotes, rundliches Menschengesicht und die Krause einer Haube mit einem Ende hellen Bandes; aber ehe es mir gelingt, die Bedeutung des Gesehenen zu erfassen, bin ich wieder ins Unbewußtsein zurückgesunken. Nach einem unmeßbaren Zeitraum unterscheide ich Töne und bin mir bewußt, daß ich sehen, hören und fühlen kann und in der Wiege liege. Sie steht dicht an einer hölzernen Treppe, und meine Augen gleiten an ihr hinauf und wieder herunter; eine Stubenfliege kommt mir zu Gesicht und dann noch eine, und ihr Surren und Fliegen fesselt meine Aufmerksamkeit. Jetzt tritt eine Frau herzu, beugt sich einen Augenblick über mich, hebt mich in

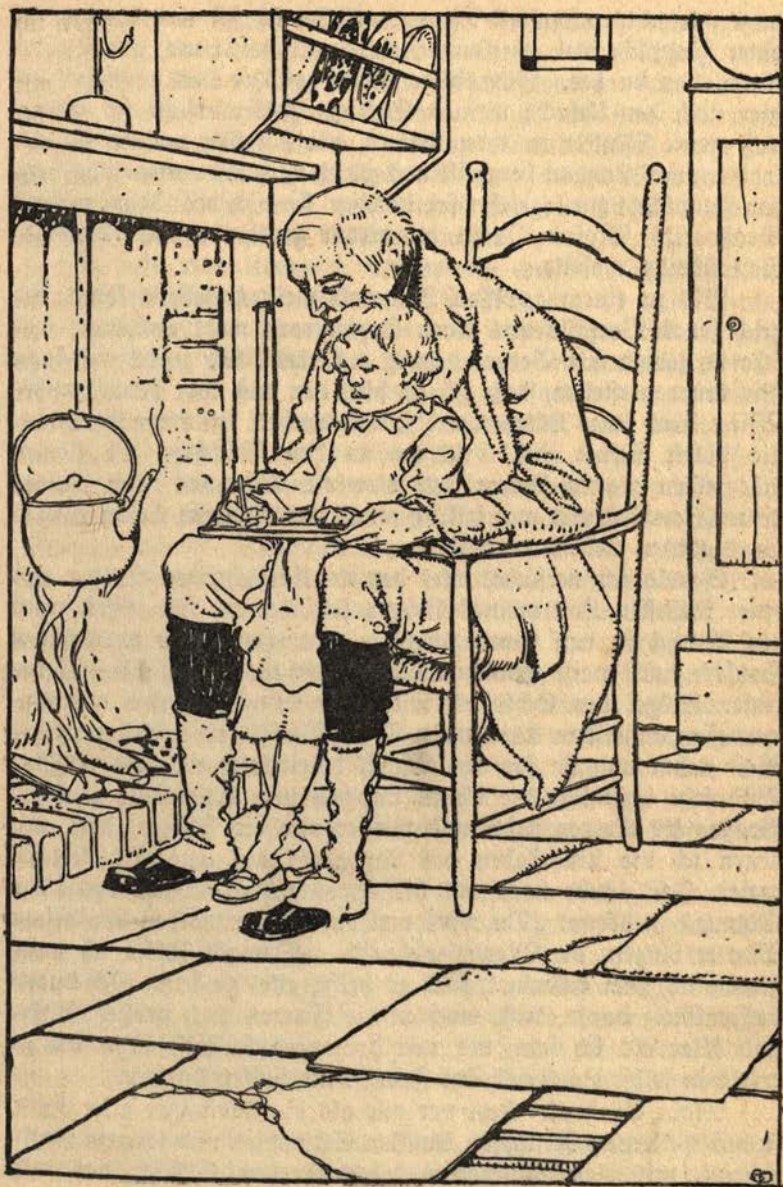
ihren Armen empor, und von großer Höhe herab überblicke ich meine Welt.

Da steht eine Bank aus schwarzem Holz, am Rand mit etwas Schnitzwerk; da ist ein glänzend schwarzer Ramin; ein röthliches Kohlenfeuer mit einer flackernden Flammenzunge und emporwirbelnden Rufflocken; ein schwarzer Kessel, aus dessen Tülle ein dünner Dampfstrahl hervorzischt; an der Wand eine blanke, kupferne Wärmflasche, ein Geschirr bunter, meist blauer Teller mit chinesischer Malerei, hübsch über dem polierten Anrichtetisch angebracht; ein holpriger Fliesenboden; ein Fenster mit in Blei eingefassten Buzenscheiben; ein weiß gewachster Tisch mit zwei tiefen Schubladen darin; eine merkwürdige alte Uhr, mit tiefroten Blumen darauf und Ketten, an denen Gewichte hängen; und dort die in zwei Hälften getheilte Thür mit weit offenstehender Oberklappe, durch die ich meinen ersten Ausblick auf Himmel und Raum gewinne. Die sind des Sehens wert, und ich reiße meine Augen weit auf, um den durch die Thüre sichtbaren Himmelsraum und sein ziehendes Wolkenwlies recht in mich aufzunehmen, und so teilt sich meine Aufmerksamkeit zwischen dem Himmel und dem Tictack der Uhr.

Dann folgt ein Uebergang in einen andern Zustand bewußten Seins, in dem ich Flügel zu haben, bis zum Dach einer hohen Halle hinaufzuschweben und von Ecke zu Ecke zu segeln scheine, wie eine auf Rundschafft ausfliegende Hummel; und wie das Dach sich auf einmal weit aufthut, schwinde ich mich hinaus, mit ausgebreiteten Flügeln, froh und frei, um etwas später wieder in meinem Wiegenestchen am Fuß der Holzstiege aufzutauhen.

Und während einer unbestimmten Zeitdauer verbe ich so meine Tage, ohne greifbares Ziel, aber still beobachtend und ein heimlicher Zeuge von einer Fülle kleiner Vorfälle; und so wartete ich, beobachtete und träumte, und überließ mich ungestört meinem Zustand, bis ich stehen und einen weiteren freieren Ueberblick über die sonderbaren Dinge gewinnen konnte, die um mich herum geschahen. Im Laufe der Zeit lernt auf irgendeine Art meine Zunge Worte bilden und ihre Bestimmung erfüllen, und es dauert nicht lange, da bilden sich allmählich auch Begriffe heraus, und ein dauerndes Daseinsbewußtsein befestigt sich.

Eines der ersten Ereignisse, deren ich mich entsinne, war, daß



man mir mit ernsthafter Miene erzählte, ich sei von London in einer Pappschachtel angekommen, und mir versicherte, alle Babys kämen von da her. Für einige Jahre genügte das meiner Neugier nach der Ursache meines Daseins, später erfuhr ich jedoch, daß meine Mutter zu ihren Eltern, um sich hier meiner zu entledigen, von London hergeeilt und gleich nach ihrer Genesung nach der Hauptstadt zurückgekehrt sei, nachdem sie mich der Obhut meines Großvaters Moses Parry anvertraut hatte, der im Denbigh-Schloßbezirk wohnte.

Bis zu einem gewissen Zeitpunkt meines Lebens konnte ich mich jedes Vorfalles aus jenen Tagen recht wohl entsinnen, jetzt sehe ich jedoch mit Verwunderung auf dies Kind zurück und kann mir kaum vorstellen, daß ich es bin, der aus ihm herauswuchs. Wie reizend jenes Läschen und Halskräuschen, das kurze Kleidchen, die dicken Beine, die Grübchen in den Wäddchen, die klaren, glänzenden grauen Augen, das atemlose Erstaunen beim Anblick eines Fremden; und nun soll ich an all den dumpfen Erinnerungen eines ganzen Lebens vorbei!

Sobald ich versuche, eins der vorüberziehenden Bilder aus jener frühesten Zeit meines Lebens festzuhalten, drängt sich meist ein Anblick in den Vordergrund — der meines großväterlichen Hauses, eines weiß getünchten Landhäuschens ganz zu äußerst am linken Flügel des Schlosses, mit einem langen Garten dahinter, an dessen äußerstem Ende mein Onkel Moses seine Kälber unters Beil nahm und sie für den Markt herrichtete; und als nächstes Bild sehe ich mich, wie ich in Läschen und Halskrause zwischen Großvaters Knieen stehe, und wie er mir die Finger führt, mit denen ich die Buchstaben des Alphabets auf eine Schiefertafel male. Ich glaube noch jetzt die ermunternden Worte des alten Mannes zu hören: „Du wirst mal ein Mann werden vor deiner Mutter Augen, du Mordskerlchen!“ Damals fühlte ich auch, glaube ich, zum erstenmal, was es heißt, eitel zu sein. Ich dachte voller Stolz daran, daß, mochten die Frauen auch größer, stärker und älter als ich sein, vor mir doch eine Zukunft läge, die zu erreichen selbst die tüchtigsten Frauen nie hoffen durften.

Mein Großvater steht vor mir als ein stämmiger alter Herr, in manchesternen Reithosen, dunklen Strümpfen und langem Jagdreitrock, mit ziemlich rundem, glattrasiertem Gesicht, das von

lustigen grauen Augen erhellte wurde. Er und ich hausten zusammen auf dem Siebelboden, der einen eigenen Eingang vom Garten aus hatte. Die unteren Räume wurden von meinen Onkeln Moses und Thomas bewohnt. Nach und nach trat eine Aenderung ein. Mein starker, einarmiger Onkel Moses nahm sich eine Frau, namens Kitty, ein flachshaariges, schönes Mädchen von entschlossenem Wesen, und nach diesem Ereignis stiegen wir nur selten noch in die unteren Räume hinab.

Ich habe eine lebendige Erinnerung an Sonntagabende in einer Methodistenkapelle, wegen der Qualen, die ich dabei durchlitt. Das breite Emporengebäude voll inbrünstiger Andächtiger, mit dem tiefen Murmeln des Amens und den frommen Stoßgebeten stehen mir gut im Gedächtnis, ebenso der warme Dunst und der sonderbare Lavendelgeruch, die immer eine unbezwingliche Schläfrigkeit in mir hervorriefen. Nach kurzer Zeit fing mein Kopf an schwer zu nickn, und die krampfhaften Versuche, die ich machte, um diese Schläfrigkeit zu überwinden und den Zurechtweisungen meines Großvaters zu entgehen, der sehr entrüstet tat über mein unerhörtes Benehmen, erweckte in mir einen starken Widerwillen vor jenem Zwangsgottesdienst in der Kapelle.

Als ich mein fünftes Lebensjahr beendet hatte, ereignete sich eines Nachmittags, daß ein Krug, in dem ich Wasser holen sollen, zu meinem Schrecken und Entsetzen meinen Händen entglitt und zerbrach. Mein Großvater kam, als er den Krach hörte, an die Gartentür, sah die Bescherung und sagte zu mir mit drohend erhobenem Zeigefinger: „Schön, Bürschlein, wenn ich wiederkomme, sollst du tüchtige Prügel bekommen, du nichtsnutziger Junge!“

Ein tragisches Ereignis verhinderte jedoch diese Bestrafung. Er scheint an jenem Tag Eile gehabt zu haben, um auf eine Arbeit im Feld aufzupassen, und fiel, als er dort ankam, tot um. Die Nachbarn erzählten, er sei an einer „Heimsuchung Gottes“ verstorben, auf welche Weise sie gewöhnlich jeden plötzlichen Unglücksfall der Art erklärten. Er war 84 Jahre alt. Sein Grabstein in Whitchurch besagt, daß sich der Vorfall im Jahre 1847 zutrug.

Bald darauf wurde ich zu einem alten Ehepaar in Pflege gegeben, das am andern Ende des Schlosses wohnte, namens

Richard und Jenny Price; ersterer war Aufseher des Bowling- (Regel-) Parks, zu dem man einen der alten Schloßhöfe umgewandelt hatte. Die Summe für meinen Unterhalt wurde auf eine halbe Krone wöchentlich festgesetzt, die meine beiden Onkel als Kostgeld mit den Prices vereinbart hatten. Der alte Richard Price hatte neben seinem Amt als Wildhüter noch das eines Ritters von Whitchurch und Mesners von St. David. Sein Weib Jenny, eine behäbige und muntre alte Dame, lebt in meiner Erinnerung unzertrennlich von Erbsenbrey, gegen den ich eine besondere Abneigung hatte, während sie unerbittlich darauf bestand, daß ich ihn aufsaß, ob ich ihn mochte oder nicht.

Auch andere Erinnerungen aus dieser Zeit sind mir unvergeßlich wegen der damit verbundenen Leiden, so der Seifenschäum meiner Samstagabendbadewanne und die abendlichen Besuche Sarah Price's, der Tochter des Hauses, bei ihren Freunden in der Schloßgasse, wo sie sich gewöhnlich bis in die späte Nacht festplauderte. Mütter von heute werden es verstehen, wie sauer es einem Kinde von vier bis fünf Jahren wird, noch lange nach Sonnenuntergang wach zu bleiben, und wie unverständig es von Sarah war, mich jede Nacht bis zehn Uhr wach zu halten, damit ich ihre albernen Geschichten von Gespenstern und Gräbern anhörte. Ihre Beschreibung eines Teufels, eines merkwürdigen Geschöpfes mit Hörnern auf dem Kopf, Pferdehufen statt der Füße und langem Schwanz machten mich immer vor Grauen erzittern. Sie war ebenso deutlich wie ausführlich in ihren Beschreibungen von Hexen, Geistern, bösen Feen, Riesen und Zwergen, Kinderdieben und Kobolden, Buzemännern und andern scheußlichen Ungeheuern, gegen deren unheimliche Macht ich immer ängstlich auf der Hut sein mußte. Besonders trieben sie in dunkler Nacht ihren Spuk, und dann war der Winkel beim hellen Herdfeuer der sicherste Aufenthalt für Kinder.

Ich würde vielleicht an ihrem Vorhandensein gezweifelt haben, wenn die Erwachsenen nicht alle Sarahs Glauben an diese grauenhaften Geschöpfe geteilt hätten. Aber ich erinnere mich, daß sie sich dichter zum Feuer herandrängten und furchtsam über die Schultern nach den Schatten schielten, als ob die Unwesen nur auf ein Stückchen Dunkelheit lauerten, um sich über sie herzuführen und sie nach der Geisterhöhle entführen zu können. Hätte Sarah

geahnt, wie sich das Grauen in das Gedächtnis eines Kindes einprägt, würde sie mich wahrscheinlich doch lieber zu Bett gebracht haben; aber sie hielt sich für einen sehr hellen Kopf und wurde auch in ihrem Bekanntenkreis als eine gefühlvolle und verständige Jungfer betrachtet.

Eine Wirkung dieser Geistergeschichten, die gar kein Ende nehmen wollten, zeigte sich eines Abends, als ich hinausging, um noch etwas Wasser aus dem Schloßbrunnen zu holen. Bei dieser Gelegenheit schien es mir, als sähe ich plötzlich ein großes schwarzes Gespenst breitbeinig über dem Schloßbrunnen stehen. Ich hielt es zuerst für den Schatten eines Baumes, als ich es aber mit den Blicken nach aufwärts verfolgte, gewährte ich den Kopf eines Mannes, der an den Himmel zu stoßen schien. Ich starrte, unfähig mich zu regen oder aufzuschreien, eine kurze Weile darauf hin; dann schien das Phantom jedoch auf mich zuzuschreiten, die Angst machte meinen Füßen Flügel, und ich drehte um und rannte laut schreiend und ohne einzuhalten davon, bis ich ein sicheres Versteck unter meinem Bett gefunden hatte. Die fürchterliche Erscheinung dieses Gespenstes verfolgte mich noch Jahre hindurch, und lange Zeit sah ich allabendlich unter meinem Bette nach, ob nicht vielleicht Gespenster oder Kinderdiebe sich darunter versteckt hätten, um mich nachts wegzuholen.

Richard Price und sein Weib Jenny scheinen sich schließlich über meine wachsende Egluſt entsezt und eine höhere Summe für meinen Unterhalt gefordert zu haben. Da meine Onkel beide zu derselben Zeit geheiratet hatten und sich unter dem Einfluß ihrer Frauen weigerten, noch weiter für mich zu bezahlen, beschloß das alte Paar, mich ins „Asyl“ zu schicken. Did Price, der Sohn, nahm mich also eines Tages bei der Hand (es war am Samstag den 20. Februar 1847) und überredete mich unter dem Vorwand, daß wir zu Tante Mary in Fynnon Beuno gehen wollten, ihn auf eine lange Fußreise zu begleiten.

Der Weg schien beschwerlich und endlos, aber Did tat sein Bestes, um meiner Müdigkeit durch falsche Schmeichelleien und verräterische Liebkosungen auf die Beine zu helfen. Zulezt sezte er mich vor einem ungeheuren Steingebäude von den Schultern zur Erde nieder und riß, durch ein eisernes Gittertor schreitend, an einer Schelle, die ich im geräumigen Innern lärmend wider-

hallen hörte. Ein finsterblickender fremder Mann erschien in der Thür, der mich trotz meines Sträubens an der Hand ergriff und ins Haus zog, während Dick meine Angst durch die Versprechung zu beschwichtigen suchte, er ginge ja nur fort, um Tante Mary zu holen. Die Thür schloß sich hinter ihm, und bei dem Widerhall durchlebte ich zum erstenmal das furchtbare Gefühl äußerster Verlassenheit.

Das große Gebäude mit den eisernen Gittern und zahllosen Fenstern, in das ich so hinterlistig gebracht worden, war das St. Asaph-Unionshaus. Es ist eine Anstalt, in die man die bejahrten Armen und die herrenlosen Kinder bringt, um das anständige Publikum vor dem üblen Anblick äußerster Armut zu bewahren, weil die feine Gesellschaft keine bessere Art kennt, sich der Unmündigen und Hilfslosen zu entledigen, als daß sie sie hinter solchen Gefängnismauern einsperrt.

Einmal darin, müssen die älteren Insassen sich strengen Gesetzen und nutzlosen Arbeiten unterziehen, während die Kinder in einer Weise gezüchtigt und gemahregelt werden, die jeder Gerechtigkeit und Menschlichkeit widerspricht. Für die Aeltern ist es ein Haus des langsamen Todes, für die Jungen ein Haus der Qual.

Die beiden Geschlechter sind in getrennten, von hohen Mauern umschlossenen Abteilungen untergebracht, und jede Thür ist verschlossen, verriegelt und bewacht. Damit der bedauernswerte Zustand der Unglücklichen beim gelegentlichen Besucher keine Theilnahme erwecken könne, stecken diese Ausgestoßenen in Barchentkleidern oder gestreiften Baumwollanzügen, in welcher Uniform sie nicht voneinander zu unterscheiden sind.

Ihr einziger Fehler war, daß sie eben alt oder durch Not und Krankheit so geschwächt waren, daß sie sich selbst nicht länger ernähren konnten, und das gilt für so verabscheuungswürdig und schimpflich im christlichen England, daß sie mit dem Verlust ihrer Freiheit bestraft und wie Sklaven gehalten werden.

In früheren Zeiten ließ man in England diese armen Schelme am Wege verenden, aber unter der Regierung der Königin Victoria fand dieses dickschädelige Volk es menschlicher, sie in ein Gefängnis zu sperren, den Vatten von seiner Frau, die Eltern von ihrem Kinde zu trennen, jedem Häftling eine tägliche Aufgabe

abzumessen und Alte und Junge unter strengster Aufsicht zu halten. Um sechs Uhr morgens werden sie alle aus dem Schlaf geweckt und am Abend um acht wieder in ihre Schlafräume eingepfercht. Brot, Grütze, Reis und Kartoffeln, alles aufs genaueste abgewogen und abgemessen, machen ihre Hauptnahrung aus. Samstags muß jeder sich einem Abschrubbern von oben bis unten unterziehen, Sonntags zwei Predigten über sich ergehen lassen, die nie von praktischen Dingen handeln, und am Abend sich noch geduldig zu einer Betandacht hinknien, die wieder so lang wie eine Predigt ist.

Ein schauriges Schicksal das eines britischen Outcast (Ausgestoßenen), denn die Strafen zehren ihm am Gemüt und brechen ihm das Herz. Dieses Schicksal ist härter als das, welches den gemeinsten Verbrecher erwartet, weil es so ganz und gar unverdient ist und so verschieden von dem, was der Arme von einem christlichen und gebildeten Volk zu beanspruchen ein Recht hätte.

Es kostete mich einige Zeit, bis ich die Nutzlosigkeit von Tränen in einem Armenhaus einsehen lernte. Bis dahin hatten Tränen mir auf eine oder die andere Weise Erleichterung verschafft; aber von dieser Zeit an halfen sie nichts mehr. James Francis, der einhändige Schulmeister, dessen harter Faust Dick Price mich überantwortet hatte, zeigte sich wenig geneigt, den Streich zu mildern, der meinem Zartgefühl durch Treulosigkeit versetzt worden war. Obgleich fünfundvierzig Jahre seit jenem entsetzlichen Abend vergangen sind, hat sich meine Empörung nicht im geringsten gelegt. Dicks Hinterlist war sicher gut gemeint, aber ich erfuhr damals zum erstenmal, daß ein offenkundiger Freund lächeln kann, während er zum tödlichen Streich ausholt, und daß ein Mensch das Böse unter einem Anschein von Güte verbergen kann. Es wäre viel besser für mich gewesen, wenn Dick, da er stärker war als ich, Gewalt angewendet hätte, statt den ersten Keim des Mißtrauens ins Kinderherz zu pflanzen.

Francis, verbittert durch Unglück, roh und hartherzig von Natur, war trotz seiner jahrelangen Beaufsichtigung von Kindern nicht der Mann, den Grund meines untröstlichen Kammers zu verstehen; er versuchte es auch gar nicht. Die Zeit milderte jedoch meinen Schmerz, und mein Teil an Prügeln und Qualen im Verlauf ungezählter Tage führte dazu, mein Gemüt für die

größeren Leidensaufgaben des Lebens abzuhärten. Kein griechischer Helot oder schwarzer Sklave hat je solche Zucht durchmachen müssen wie die Knaben von St. Asaph unter der schweren Faust des Schulmeisters James Francis. Der stets bereite Schlag mit dem Handrücken ins Gesicht, die betäubende Kopfnuß mit den Knöcheln, die wuchtige Ohrfeige mit der ganzen Handfläche auf beide Backen, die unsre fünf Sinne ganz durcheinander schüttelte, waren so häufig, daß es ein Wunder ist, wie wir uns je wieder davon erholten. Welcher Art unser Vergehen auch gewesen sein mochte, — und manchmal machte er nur seiner üblen Laune Luft — unsre Köpfe wurden geknufft, gemaulschellt und zerstoßen, bis wir besinnungslos und blutüberströmt dalagen. Obgleich er ein entsetzlich roher Mensch war, der sinnlos mit Faust oder Hand darauflos prügelte, waren doch solche Schläge immer noch der überlegten Bestrafung mit Birkenknüppel, Lineal oder Rohrstoß vorzuziehen, die er mit kalter Bosheit vornahm. Diese Werkzeuge waren ihm stets zur Hand. Wenn er uns vom Pult aus etwas vorlas und eine Frage an einen Knaben richtete, pflegte der geringste Irrtum in der Antwort entweder einen schmerzhaften Schlag mit dem Lineal oder einen Hieb mit dem Schwarzdorn zur Folge zu haben. Wurden eine Reihe Fehler in unseren Aufgaben entdeckt, so erfolgte eine rachsüchtige Durchprügelung des Missetäters, bis der Arm des Lehrers erschöpft war, oder unsre zerschlagenen Körper es nicht länger aushalten konnten.*)

Meine erste Stäupung ist mir gut erinnerlich; sie gibt ein vollständiges Bild vom Charakter und Wesen dieses Mannes und beweist, daß wir mehr unglücklich als verdorben waren. Es war an einem Sonntagabend zu Beginn des Jahres 1849. Francis las uns laut das 41. Kapitel des ersten Buches Moses vor als Vorbereitung zu unserer Entlassung in den Schlaffaal. In dem Kapitel war viel von Joseph die Rede, wie er von seinen Brüdern als Sklave verkauft und von Pharao zu hohen Ehren erhoben wurde. Um unsre Aufmerksamkeit auf die Probe zu stellen, sah er plötzlich auf und fragte mich, wer es gewesen sei, der des Königs

*) James Francis war Kohlenarbeiter in Mold gewesen, bis ihn ein Unglücksfall traf, bei dem er seine linke Hand verlor. Da er etwas Bildung besaß, wurde er zum Schulmeister vom St. Asaph-Unionshaus ernannt, wo er viele Jahre hindurch blieb. Er wurde immer tollwütiger, bis man zuletzt entdeckte, daß er den Verstand verloren hatte; er starb in einer Irrenanstalt.

Traum ausgelegt hätte. Mit stolzer Sicherheit erwiderte ich prompt:

„Jophes, Herr Lehrer!“

„Wer?“

„Jophes, Herr Lehrer!“

„Joseph, meinst du!“

„Sawohl, Herr Lehrer, Jophes!“

Ungeachtet seiner wiederholten, drohenden „Josephs“ erwiderte ich ebensooft „Jophes“, während ich mich mehr und mehr über seine steigende Wut wunderte und nicht begriff, worin der Unterschied zwischen den beiden Namen bestände.

Schließlich wurde er es müde, nahm eine neue Birkenrute zur Hand und befahl mir, die Hosen herunterzuziehen, worauf ich marmorblau wurde und einen Augenblick wie vom Schläge gerührt da stand, denn es kämpfte in mir zwischen Erstaunen, Entsetzen und Zweifel, ob meine Ohren recht gehört hätten, und warum ich zum Opfer seiner Wut ausersehen sei. Dieses Zögern steigerte die Wut nur, und während ich noch in innerer Unruhe da stand, ging er auf mich los, riß meine Unterkleider mit Gewalt herunter und überschüttete mich mit einem wahren Hagelschauer von Schlägen von so durchdringender Wirkung, daß ich über und über braun und blau und blutbedeckt war und eine ganze Weile nicht stehen konnte. Man kann sich vorstellen, daß wir Kinder das Mißfallen eines so leidenschaftlichen Lehrers unaufhörlich von neuem erregten. Die Quecksilbrigkeit der Jugend und die Schwächen unserer Natur gaben immerfort zu Abstrafungen Anlaß. Die unruhigen Füße, das nie stillstehende Mundwerk, ein schwaches Gedächtnis, Unaufmerksamkeit, jedes genügte, um seine Gereiztheit herauszufordern und uns exemplarische Züchtigungen mit Rute oder Stock oder erbarmungslose Knüffe einzutragen. Jede Stunde unsres Lebens durchlebten wir in zitternder, tödlicher Furcht vor der grausamen Hand und dem vernichtenden Blick eines durch ein Nichts zur Tollwut gereizten Lehrers.

Die zweite unvergeßliche Tracht Prügel erhielt ich im Herbst 1851. Die Cholera war im Lande gemeldet, und es war uns, glaube ich, verboten, Früchte zu essen. Einige Wochen nach diesem Verbot wurden ich und der beste Schüler zu Besorgungen nach der nächsten größeren Stadt geschickt. Auf dem Rückwege stach uns

ein Brombeerbusch auf der anderen Seite der Hecke in die Augen, und wir kletterten, gänzlich unbesorgt um etwaige Folgen, über ein Gatter in das Feld und taten uns an den Früchten gütlich, wobei wir uns natürlich unsere Finger und Lippen färbten. Als wir uns bei Francis meldeten, merkten wir aus der Art, wie er uns beide ansah, daß er wußte, was wir getan hatten; aber er sagte nichts, und wir verließen ihn mit einem Gefühl der Erleichterung. Ungefähr eine halbe Stunde nachher, als wir schon auf unsern Schlaffaal entlassen waren und alle still in den Betten lagen, ertönte des Lehrers Tritt auf der Treppe, und als er in der Thür erschien, hatte er einen Birkenstock, so dick wie ein starker Besen, in der Hand.

So stand er eine ganze Weile, um uns nochmals ins Gedächtnis zu rufen, daß er uns allen wegen der Krankheit, die im Lande sei, ausdrücklich verboten habe, irgendwelche Früchte von Spalieren und Hecken zu essen; dann ließ er seine Rute durch die Luft pfeifen, kam an mein Bett, riß mich mit seiner einen Hand aus dem Bett heraus und ließ mir eine so schreckliche Züchtigung zuteil werden, daß Brombeeren später in meiner Vorstellung immer unzertrennlich von Stockschlägen blieben. Dann schritt er weiter zum Bett des besten Schülers Georg, der bis dahin wegen seiner hervorragenden Leistungen der Behandlung entgangen war, die er jetzt erleiden sollte. Georg, dem die unerhörten Schmerzen einer Durchbleuung neu waren, drehte und wand sich so gewaltsam, daß er den Büttel nur noch mehr erbitterte und eine doppelte Tracht erhielt, so daß ihm Rücken, Brust und Beine mit Wunden bedeckt waren.

Die uns auferlegten harten Aufgaben, wie das Ausfegen des Spielhofs mit Besen, die besser für Riesen als für Kinder gepaßt hätten, das Aufwaschen der Steinböden, wenn man steif von Prügeln war, das Aufhaden hartgefrorener Erde, wobei jeder Schlag alle Nerven erzittern machte und der dünn bekleidete Körper die ganze Zeit über einem schneidenden Wind ausgesetzt war, das zwangsweise Auswendiglernen ganzer Seiten während der Abende, alle diese und unzählige andre Plagen sind Beispiele einer ebenso rohen als dummen Erziehungsweise.

Wer würde, nach einer Behandlung, wie der hier geschilderten, wohl vermuten, daß sich irgendeiner der St. Asaph-Zöglinge je-

malß zu etwas hätte entwickeln können, was einem anständigen Menschentum ähnelte? Und doch ist es mehreren dieser elenden Bürschchen geglückt, sich später ein großes Maß von Hochachtung innerhalb der Gesellschaft zu erwerben. Einer von ihnen ist ein wohlhabender Kaufmann, ein anderer ein Vikar, ein dritter ein Rechtsanwalt in den Kolonien, ein vierter eine hochstehende Persönlichkeit in einem Südafrikanischen Staat geworden.

Bis zum elften Jahr schienen wir alle aus gleichem Stoff und von ziemlicher Mittelmäßigkeit zu sein. Wir zeigten dasselbe scheue, unterwürfige Aussehen und waren einfach eine Horde kleiner Jämmerlinge, die der gleichen Zucht unterworfen waren, am gleichen Tisch aßen, zur gleichen Minute aus dem Bett und ins Bett gejagt wurden und die gleichen Aufgaben zu lernen hatten. Es gab vier Klassen bei uns, und die Art der geistigen Auffassungskraft blieb sich in jeder Klasse so gleich, daß man mit Bestimmtheit vorauszusagen vermochte, in welchem Jahr ein Schüler der vierten Klasse seinen Platz in der ersten einnehmen würde. Bevorzugung des einen oder anderen war unmöglich, denn kein Knabe besaß genügend Mittel, Ansehen oder Einfluß, um solch ein Scheusal, wie diesen Francis, milde zu stimmen oder zu gewinnen. In der unansehnlichen, schmutzigen Barchenttracht, mit bis auf die Haut glattgeschorenem Schädel, alle unterschiedslos verschüchtert und verprügelt, hätte kein Gott unter uns erkannt werden können. Erst wenn ein Knabe sich seinem elften Jahre näherte, zeigte er wohl deutlichere Fähigkeiten und tat sich durch eine gewisse Selbstständigkeit des Geistes und Charakters hervor.

Die Zahl der Knaben belief sich in unserer Schule auf durchschnittlich dreißig, aber aus dieser Zahl kamen höchstens fünf in Betracht, die sich mit einem Durchschnittsschüler höherer staatlicher Anstalten hätten messen können. Einer, namens Toomis, war ein geborner Mathematiker, ein anderer war berühmt wegen seines untrüglichen Gedächtnisses. Georg Williams zeichnete sich durch seine ungewöhnlich schnelle Auffassungsgabe aus, Billy, mit seinem großen Schädel und den hochgeschwungenen Augenbrauen, setzte den königlichen Aufseher in Erstaunen, der ihm große Dinge für die Zukunft prophezeite, während ich, obwohl meiner Erinnerung nach in keinem bestimmten Fache besonders glänzend, meinen Stand als Erster der Schule behauptete.

Die Mehrzahl der anderen Knaben bestand aus Trägen, Drückebergern, Gewohnheitsschwänzern, Radaumachern und Dummköpfen. Nur der sechste Teil taugte etwas. Dies Verhältnis von eins zu sechs ist sehr häufig in der Welt. Auf den Schiffen, mit denen ich segelte, unter den militärischen Kameraden, mit denen ich focht, unter den Schwarzen und Weißen meiner afrikanischen Reisen, im Unterhaus, überall schien dies Verhältnis von eins zu sechs erforderlich zu sein, um die Dinge im rechten Gleis zu erhalten.

Als Bischof Bowler Short zu seiner alljährlichen Schulvisitation erschien, äußerte er seine höchste Anerkennung für die Leistungen einiger Knaben der ersten Klasse und segnete sie aufsgnädigste, nachdem er sie mit kostbaren Andenken beehrt hatte.

Kapitän Leigh Thomas, der Vorsitzende des Vormundschaftsausschusses, der uns besuchte, wies auf die vielversprechenden Anlagen mehrerer der besseren Schüler hin und war nicht zu stolz, uns den Kopf zu tätscheln und uns durch gnädige Bemerkungen zu der Hoffnung zu ermutigen, daß einiger von uns glänzende Belohnungen harrten.

Der königliche Aufseher des Schulbildungswesens versicherte auf seiner Inspektionsreise, in einigen von uns Knaben Anzeichen einer ungewöhnlichen Begabung zu entdecken, rief einen zu sich hin, befühlte ihm Kopf und Schläfen und wandte sich dann an Francis mit der Erklärung, er sei überzeugt, daß „der Junge da ein Ausbund von Gelehrsamkeit werden würde, wenn er Fortschritte machte“.

Unser Pastor — Herr Smalley aus Crom — gab sich eines Tages damit ab, uns in biblischer Geschichte zu prüfen, wobei ihn einer der Knaben durch sein wunderbares Gedächtnis und seine schnellen und treffenden Antworten derart in Erstaunen setzte, daß er ausrief: „Nun, Francis, da haben Sie ja einen wahren kleinen Erasmus.“

Der berühmte Hicks Owen aus Rhyllon prüfte uns einmal in Erdkunde und geruhte am Schlusse scherzend zu bemerken, daß einige von uns in der Erdkunde weit mehr wüßten als er selber, und daß er, um von uns nicht beschämt zu werden, seine Hefte und Atlanten gehörig durchstudieren müsse, ehe er sich ein zweites Mal unter uns wagte.

Solch Lob war eine große Ermutigung und ein großer Ansporn. Und gerade weil es so selten war, prägte es sich um so fester unserm Geiste ein, und die Süßigkeit des Ruhms hatte einen durchschlagenderen Erfolg als Tadel oder Striemen.

Der Unterschied zwischen unserer Schule und der öffentlichen Lateinschule jener Zeiten bestand darin, daß die Ausbildung bei uns hauptsächlich religiös und für das Leben berechnet, dagegen in der Lateinschule vorwiegend weltlich und sportlich war. Das Ziel der Vormünder schien die Heranbildung von Durchschnittspächtern, -Kaufleuten und -Handwerkern zu sein, und statt daß unser Geist zu höherer Bildung gelangte, wurde unsere Muskelkraft durch Spatenarbeit, Gärtnerei, Tischlerei und Zimmerei geübt.

Unsere Spiele im Freien waren von sanfter und unschuldiger Art, aber nur gestattet, wenn das Wetter uns den Gebrauch von Hade und Spaten versagte. Wir jagten gedankenlos Hummeln oder Wasserjungfern, wir spielten mit Bällen aus Primelblumen, flochten Ketten aus Löwenzahn und Kränze von Butterblumen. Die Älteren lernten, durch irgendeine geheimnisvolle Verbindung mit der Knabenwelt außerhalb der Mauern, allerhand Spiele, wie Springkreisel, Barlauf, Drachensfliegen, Himmelhüpfen, Murrel- und Tipsebohnen, Kastenspiel, Henne und Küchlein usw. Manchmal spielten wir Verstecken oder unterhielten uns durch vorsichtiges Spielen mit Steinchen. In selteneren Zwischenräumen schlugen wir uns die Nasen blutig, schlichteten jedoch unsere Streitigkeiten meist selbst durch Ringen, wobei der Sieger seine Wut an dem Unterlegenen durch Knüffe ausließ, ohne dessen Gesicht zu zeichnen. Wir glaubten ernstlich an nächtliche Unholde und an den Zauber des Verses:

„Regen, Regen, rinn ins Moor,
Sonne, Sonne, guck hervor.“

Die Kunst nachzuahmen war früh in mir entwickelt. Der Schullehrer und mehrere Persönlichkeiten aus unserer Gegend, selbst der alte Pförtner wurden gut genug dargestellt, um den Beifall meiner Klassenkameraden zu erregen.

Wir sahen mit Freuden der Ankunft des Maies entgegen, der immer der schönen Zeit des Sonnenscheins und des Spielens

im Freien, draußen auf den üppigen grünen Matten jenseits der Mauern, voranging. Karfreitag war stets ein düsterer und Ostern ein feierlicher Tag für uns; aber Weihnachten hing mit Pudding, Kandiszucker und Äpfeln zusammen und war der willkommenste Tag im Jahr.

Wir gingen fleißiger zur Kirche, und unsre Gemüther standen im Banne ihrer Festtage. Die meisten von uns konnten die Morgenandacht aus dem Kopf hersagen, einige wußten die Gesänge und Psalmen auswendig, so oft hatte man sie uns als Aufgaben gegeben, weil man es für nötig hielt, uns dauernd zu beschäftigen; und da wir jeden Morgen und jeden Abend unsre Andacht verrichteten, wurden wir aufs genaueste mit der biblischen Geschichte vertraut.

Fern und abgeschlossen von der jenseits unsrer Tore lebenden Welt, die in feinen Equipagen fuhr, in stolzer Herrlichkeit auf dem Dach der Postkutsche saß oder frei auf den Landstraßen der Königin herumbummelte, vegetierten wir innerhalb der hohen Mauern, die unser Elend umschlossen. Wir konnten weder Anteil an ihren öffentlichen Lustbarkeiten nehmen, noch uns um ihre Sorgen bekümmern. Wir kannten keine Regierungs- noch Staatsangelegenheiten und wußten ebensowenig von täglichen Unglücksfällen und Unruhen, als von Ruhm und vom Schrecken der Kriege. Der zu jener Zeit tobende Krimkrieg, der Tag und Nacht lärmende Verkehr Londons, die Glut- und Schmelzöfen Birminghams, das Arbeiten der Industriemaschinen Manchesters — das alles kümmerte uns so wenig, als befänden wir uns auf einem andern Planeten.

Jahre in, jahraus beobachteten wir den Gang der Jahreszeiten nach dem Knospen der Blumen, dem Flug der Bienen, dem grünen Korn, wie es golden wurde, und dem Fallen und Wirbeln der Blätter, auf das bald der weiße Schnee und ein schneidender Wind folgte, daß unsre Muskeln erstarren und wir frostzitternd ans Feuer eilten.

Die kleinen Läden in und um St. Asaph standen im Rufe großherziger Freigebigkeit, von der ich jedoch nie etwas verspürte. Wie oft versuchte ich nicht, hineinzugucken, um das seltsame Leben und Treiben dieser Leute kennen zu lernen, die durch göttliche Vergnädigung das Vorrecht hatten, an alle Menschen unbegrenzte

Vorräte von Nahrung und Kleidung auszuteilen. Wie beneidete ich des Krämers Jungen, der mit den Händen nach Herzenslust in unerschöpflichen Fässern voll Korinthen, Kisten voll Rosinen und Haufen weißer Zuderhüte herumwühlen durfte, oder den geschniiegelten jungen Mann mit dem blauen Schlipf, der nach seiner Wahl jeden prächtigen Anzug tragen konnte; denn ich glaubte, es wäre nur seine Bescheidenheit, die ihn davon abhielt, in Purpur oder Safrangelb, in Seide oder Atlas zu erscheinen.

Als ich mein elftes Jahr erreicht hatte, war ein mit mir ungefähr gleichaltriger Knabe namens Willie Roberts infolge seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit der Liebling der Schule. Einige unter uns glaubten, daß er einer weit über uns stehenden Gesellschaftsklasse angehörte. Sein kohlschwarzes Haar wallte in reicher Lockenfülle um ein feingeschnittenes Gesicht von milchiger Weiße. Seine Augen waren sanft und klar, und er ging mit einem Anstand, der Nachahmung herausforderte. Außer diesen Eigentümlichkeiten erinnere ich mich nur wenig an ihn, denn ich erkrankte gerade zu der Zeit an einer Kinderkrankheit, die meine Ueberführung ins Krankenhaus nötig machte, wo ich mehrere Wochen lag. Als ich auf dem Wege der Besserung war, wurde ich durch das Gerücht erschreckt, daß er plötzlich gestorben sei.

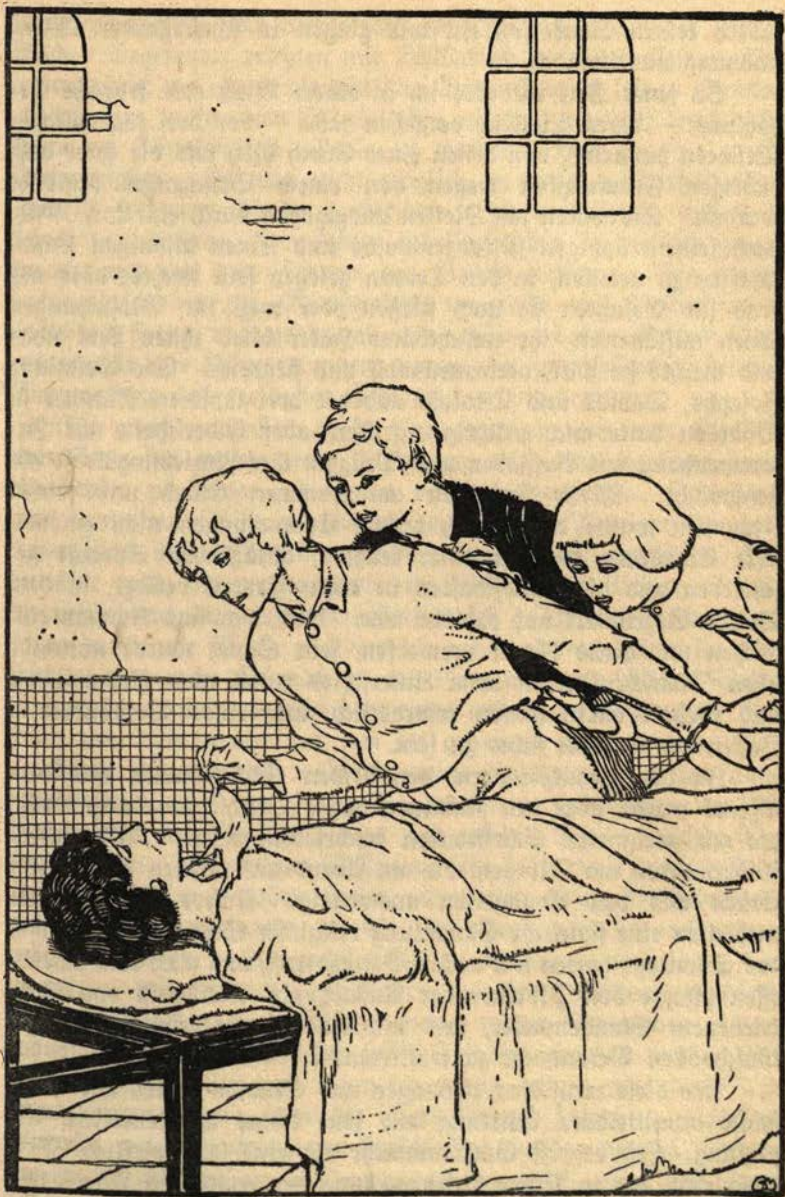
Als ich hörte, daß sein Körper in der Leichenhalle läge, fühlte ich mich durch die Vorstellung eines unerseßlichen Verlustes tief niedergeschlagen. Da das Krankenhaus auf den Friedhof hinausging, der unsere Leichenhalle enthielt, kamen einige Knaben auf den Gedanken, ihn sehen zu wollen; und, von furchtsamer Neugier getrieben, zu erfahren, was der Tod sei, benutzten wir einen günstigen Augenblick und drangen klopfenden Herzens in das Haus ein. Der Körper lag auf einer schwarzen Bahre und sah, mit einem Laken bedeckt, ungewöhnlich lang für den eines Knaben aus. Einer der Leederen zog das Tuch zur Seite, und beim Anblick des wächsernen Gesichts mit seiner unheimlichen Starrheit fuhren wir alle zurück und starrten es wie gebannt an. Es lag etwas Erhabenes in seiner wunderbaren Gleichgültigkeit gegen die Kälte und Dunkelheit des Gebäudes und in der heiligen Ruhe der Züge. Es war das Gesicht unseres lieben Willie, der mit uns gespielt hatte, und war doch nicht dasselbe, weil etwas unerklärlich Fremdes darüber gebreitet lag. Wir wollten schreien, um ihn aufzuwecken,

wagten es aber nicht, weil die Feierlichkeit seines Gesichts uns beklommen machte.

Jetzt zogen wir das Tuch noch weiter zurück und sahen dann, was keiner von uns zu sehen erwartete: der Körper war bleifarben und zeigte Furchen von schwarzen Striemen. Ein Blick reichte hin, und, ihn hastig wieder zudeckend, eilten wir davon, in der festen Ueberzeugung, daß diese Zeichen von Mißhandlung noch nach dem Tode als Zeugen wider den Schuldigen auftreten würden. Nach dem, was wir gesehen hatten, hätte uns niemand ausreden können, daß Francis schuld an Willies Tode sei.

Noch Wochen nachher war beim Erwachen mein erster Gedanke Willies totes Antlitz, und dann guckte ich unwillkürlich jedes Gesicht mit einer Art von Mitleid an bei dem Gedanken, daß die Menschheit zum Tode und zum Begräbnis in der kalten, fühllosen Erde geboren sein sollte. Als ich die Schule wieder betrat, ertappte ich mich darüber, daß ich Francis neugierig betrachtete und mich darüber wunderte, daß er sich so gleichgültig gegen das jämmerliche Schicksal zeigte, das seiner wartete, und daß er es wagte, so mitleidlos grausam gegen seine Leidensgenossen zu sein. Was wird er sagen, dachte ich, wenn der Richter, der kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten, ihn einst fragt: „Was hast du mit deinem Bruder Willie getan?“

Einige Zeit nach Willies Tod wurden Georg, der Kluge, und ich so nah befreundet wie Zwillingenbrüder. Er war nicht so liebenswürdig wie Willie, aber wir hielten ihn für so wahrhaft gutmütig und für so viel gelehrter als uns, daß er sich unsere Hochachtung erwarb. Er war kein sehr eifriger Freund, und nach einiger Vertraulichkeit mit ihm wurde ich oft durch etwas an ihm abgefühlt, was mir wie Selbstsucht vorkam. Wenn es einen Kuchen oder einen Apfel zu teilen gab, hatte ich immer das unangenehme Gefühl, daß er große Sorge trug, die größere Hälfte zu erwischen, und bei irgendeinem Streit mit anderen Jungen trat Georg mir nicht so entschlossen zur Seite, wie es das Gelöbnis der Brüderlichkeit erfordert hätte. Nach einigen Wochen vergeblicher Bemühung, eine innere Rechtfertigung für seine Schlassheit und Teilnahmllosigkeit zu finden, wurde es mir klar, daß er von Natur gleichgültig gegen Verpflichtungen veranlagt sei, und wir kamen überein, daß jeder für die Zukunft sein eigener Freund sein solle. Es gab



jedoch keinen Zanf, sondern wir gingen in schweigender Wertschätzung auseinander.

Zu jener Zeit entdeckte ich in einem Buch eine fromme Erzählung — deren Titel ich vergessen habe — von drei jugendlichen Brüdern handelnd, von denen einer Enoch hieß und die ihrer aufrichtigen Frömmigkeit wegen von einem Schutzengel begleitet wurden. Sie waren auf Reisen ausgezogen durch ein Land, das, nach seinem üppigen Pflanzenwuchs und seinen blumigen Landschaften zu urtheilen, in den Tropen gelegen sein mußte; aber auf was für Gefahren sie auch stießen oder was für Versuchungen ihnen auflauerten, ihr unsichtbarer Hüter blieb ihnen stets nahe und machte sie stark, vertrauensvoll und siegreich. Die Geschichte Josephs, Davids und Daniels und der drei tapferen Männer in Babylon hatte mich mächtig ergriffen, aber leider hatte ihr Zusammenhang mit Aufgaben und Prügelein ihre Anziehungskraft abgeschwächt. Mein Entzücken am frommen Enoch und seinen Freunden wurde durch solch bittere Erinnerungen nicht getrübt. Die Erzählung war in einer leichten, alltäglichen Sprache geschrieben und die Landschaften in einen Erdteil verlegt, in dem Gottes Gegenwart nah fühlbar war. Gott war aus Kanaan entwichen und hatte Israel verworfen, sein Schutz wurde nunmehr allen Menschenkindern ohne Unterschied zuteil, und Frömmigkeit und Gebete allein waren erforderlich, um seines Beistandes in Zeiten der Trübsal sicher zu sein.

In den Schulzimmern, den beiden Schlafräumen und dem Eßsaal waren über den Raminen bunte Blechschilder angebracht, die mit geeigneten Schrifttexten beschrieben waren. Wir hatten Bibelstunden am Morgen wie am Abend und lernten Gebete wie Stücke aus den Evangelien auswendig. Unsere Bücherbretter enthielten eine stattliche Sammlung religiöser Schriften. Zweimal des Sonntags hatten wir vollen Gottesdienst, und nach dem Abendessen pflegte der Pförtner der Anstalt, ein Methodist von übertriebenem Glaubenseifer, uns mit einer langgedehnten und geräuschvollen Betandacht zu traktieren.

Alle diese religiösen Uebungen und Studien hatten aber nicht solche unmittelbare Wirkung wie jene kleine abenteuerliche Erzählung. Ich begriff Gott nunmehr als eine sehr wirkliche Persönlichkeit, der in seiner Ueberwachung der weltlichen Angelegen-

heiten heutzutage noch ebenso tätig war, wie zu Zeiten der Bibel. Gottes Gegenwart erschien mir sichtbarlich in vielen kleinen Begebenheiten; um jedoch die göttliche Einwirkung zu seinen Gunsten zu erlangen, mußte man sie inbrünstig ersehnen, um ihrer durch vollkommene Sündlosigkeit würdig zu werden. Hier lag die große Schwierigkeit. Es war nicht möglich, in unseren Verhältnissen gänzlich frei von Sünde zu bleiben. Ich beobachtete, daß doch keiner von unseren Vorgesetzten tadelfrei lebte, so peinlich genau sie es auch mit den Formen der Gebete nahmen. Sie waren unfreundlich bis zur Grausamkeit, ungerecht mit Bestrafungen, grundlos streng und grob und roh. Sie erbaten Gottes Vergebung für ihre Uebertretungen, waren aber unnachsichtlich bei der Verurteilung des geringsten Fehlers, den wir begingen.

Ich machte indessen große Anstrengungen, um von Eitelkeit und Stolz frei zu werden. Ich zwang mich eine Zeitlang dazu, die Opfer zu bringen, die man von mir verlangte. Ich stand dem boshaften Will im Kampf gegen seine Peiniger bei und unterdrückte meine Verachtung dem rohen Davies gegenüber. Ich bemühte mich, den verleumderischen Williams zu lieben, obwohl ich befürchtete, daß er unverbesserlich sei. Ich suchte jeden von ihnen durch gute Werke zu überraschen, hatte jedoch bei diesen Bestrebungen manche Schmach zu erdulden, weil menschliche Wesen so gern bereit sind, die Absichten eines andern zu mißdeuten. Ich stand um Mitternacht auf, um im geheimen mit meinem bösen Selbst zu ringen, legte, während meine Gefährten in süßer Ruhe schlummerten, auf den Knien liegend mein Herz offen vor die Füße dessen, der alle Dinge sieht, und gelobte, daß der nächste Tag Zeuge meiner aufrichtigen Besserung sein sollte, und daß ich keine Furcht mehr davor haben wollte, wenn man meine Bestrebungen, gut zu handeln, verspotten würde. Ich pflegte dann zu versprechen, daß ich ablassen wollte, mehr Essen zu verlangen, und sogar, um zu zeigen, wie sehr ich den Magen und seine Leiden verachtete, eine von unseren drei Mahlzeiten an meine Kameraden auszu- teilen; mein halber Speckloß sollte Ffoulkes gegeben werden, der an Gefräßigkeit litt, und wenn ich etwas besäße, was den Neid eines andern erregte, so wollte ich es sogleich hergeben. Stärkere Beweise meines aufrichtigen Entschlusses, vollkommen zu werden, meinte ich nicht geben zu können, und wenn ich mein Teil getan

hatte, hoffte ich, als Zeichen von Gottes Gnade, von Francis milder behandelt zu werden.

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich während dieser Zeit, die ich der Unterdrückung meines Ichs widmete, die Sanftmut betätigte, wie sie mir vorschwebte, oder daß meine Mühe irgendeinen andern Erfolg hatte als den eines Gefühls von körperlicher Schwäche; aber ich glaube doch, daß sie nicht ganz ohne Gewinn war, insofern das Qualgefühl meiner Freundlosigkeit gemildert wurde. Es war tröstlich für mich, zu wissen, daß ich, ob auch auf Erden ohne Eltern, Verwandte und Freunde, an die ich mich hätte wenden können, im Himmel einen Vater hatte, vor dem der Mächtigste mir gleich war.

Ich glaubte an die unmittelbare Gegenwart von Engeln, die auf die Erde geschickt wären, um uns zum Schutz zu dienen, glaubte, daß die Abgesandten des Bösen während der Dunkelheit der Nacht herumspukten, um ihren Grimm an denen auszulassen, die ihnen zu trotzen wagten, und glaubte auch, daß wir ihren Umtrieben die schrecklichen Träume zu verdanken hätten, unter denen wir bisweilen stöhnten.

Manchmal wachte ich nach einem fürchterlichen Ringkampf mit einem Alp mitten in der Nacht auf und bildete mir, indem ich keuchend ausspähte, ein, böse Geister erfüllten das Dunkel, die wie ungeheure phantastische Lebewesen herumsegelten oder als graue Schatten am Fußende des Bettes ständen. Dann pflegte ich, um deutlicher zu unterscheiden, meine Augen heftig zu reiben und gewahrte, wie der Spuk gegen die kalten, nackten Wände zurückwich. In meinem Innern rangen Entsetzen und Hilflosigkeit, Bitten gen Himmel um Beschützung, Selbstvorwürfe wegen irgend eines Gebetsversäumnisses und dumpfe Ergebung miteinander; und dann pflegte ich nach diesem Fingerzeig auf den Heilsweg aus dem Bett zu steigen und, heimlich wie ein Dieb, ein Gebet zu sprechen mit der innigen Demut, die dem Kinde ansteht, das zum Vater und Schöpfer der Welt fleht. Wurde ich zufällig dabei entdeckt, so brachte mir der folgende Tag sicherlich Quälereien, einen schimpflichen Spottnamen oder verletzende Sticheleien, Anspielungen, unanständige Bemerkungen oder Gebärden; jede Art von Verschwörungen bildete sich, um den Dämon, der in jeder menschlichen Brust lauert, aufzustacheln, so daß ich mich des Nachts

abermals von meiner tugendhaften Höhe herabgestürzt und wieder zum Gefühl eingeborener Sündhaftigkeit, zu einem unsinnigen Weinkampf der Reue und zu einer ohnmächtig verzehrenden Sehnsucht nach der Liebe irgendeines menschlichen Wesens heruntergebracht sah.

Oft, nachdem es sich scheinbar als gänzlich nutzlos erwiesen hatte, gegen das Böse anzukämpfen, schien doch wieder auf jeder Stufe eine unendlich kleine Besserung eingetreten zu sein. Der Charakter entwickelte sich immer deutlicher, die Sinnesart wurde stetiger. Die Erfahrung lehrte mich etwas von jener großen Wissenschaft des Lebens, die uns befähigt, die Unzulänglichkeit unserer Natur mit kühleren Blicken zu betrachten.

So gibt es zwei Dinge, für die ich dieser seltsamen Anstalt von St. Waph dankbar bleibe. Erstens hatte ich, da mir meine Mitmenschen die Wohlthat ihrer Zuneigung und den Segen einer Heimat verweigert hatten, Gott durch den Glauben als den Vater der Vaterlosen kennen gelernt, und zweitens war ich im Lesen unterrichtet worden, so daß es mir in einem christlichen Land wie Wales unmöglich gewesen wäre, gar keine Kenntniss unseres Schöpfers zu erlangen. Aber wie es nun einmal mit mir stand, lenkte die Beschaffenheit meiner Umgebung meine Aufmerksamkeit notwendigerweise auf die Religion als Brennpunkt hin, und mein Zustand gänzlicher Freundlosigkeit trieb mich, den von ihr verheißenen Trost zu suchen.

Der geheime Antrieb, der mich zu dem Guten, was ich im Leben getan haben mag, begeisterte, hielt mich auch vom Bösen zurück, bändigte die Leidenschaften und bewahrte mich vor sittlichen Verirrungen.

Ich bin daher doch dankbar für die Einpflanzung religiöser Grundsätze, die mir im Armenhaus zuteil wurde. Die Furcht vor abichtlichem Unrecht, das Gefühl der Ehrfurcht, der Antrieb zur Wohlthätigkeit, den Besitz eines Gewissens, all das schulde ich ihr. Ohne dieses Bewußtsein stände ich auf wenig höherer Stufe als der afrikanische Wilde. Es ist mir die zum Guten treibende, die vor dem Bösen behütende Kraft geworden.

Mein Glaube, daß ein Gott ist, der, beobachtend und alles bemerkend, jede That überwacht, ist oft zwischen mich und das Böse getreten. Oft kam bei heftigen Versuchungen die Kraft über mich,

zu sagen: „Nein, ich will nicht, es ist etwas Schlechtes; nichts Strafbares, aber Sünde; Gott sieht mich.“ Für diese Kraft bin ich vor allem dankbar. Bloße Vernunft würde mich nicht davor bewahrt haben, der Versuchung zu unterliegen. Ich will nicht behaupten, daß der innere Warner immer Erfolg hatte — durchaus nicht! —, aber ich bin schon dankbar für das, was er tat.

Ob diese religiösen Ueberzeugungen sich in mir erhalten hätten, wenn ich das Leben eines Städters geführt hätte, ist eine andere Frage. Das Leben eines Berichterstatters in Neu-York läßt nicht Zeit zum Nachdenken und zur Erkenntnis.

In der Einsamkeit Afrikas war es, wo die Religion so tiefe Wurzel in mir schlug, daß sie meine Richtschnur in Besitzung, mein geistiger Führer wurde. Nur mit religiöser Ueberzeugung können wir einen wirklichen, einen wesentlichen Fortschritt erreichen; sie gibt Körper, Mark und Kraft; ohne sie ist sogenannter Fortschritt hohl und ohne Dauer; ohne den Glauben an Gott werden wir auf einem Meer von Ungewißheit umhergeschleudert; denn was ist unsere Erde im Vergleich zu dem ungeheuren Universum von Welten im unendlichen Raum! Aber über diesem Weltall, in das des weisesten Menschen Vorstellung nur bis zu einem verschwindend kleinen Bruchteil reicht, waltet der allmächtige, göttliche Geist, der all das schuf; und ihm wende ich mich zu, der Quelle der höchsten Kraft, dem Erzeuger des Gesetzes der Pflicht.

Tyrannie der gröbsten Art quälte und drückte uns jede Stunde, die wir wach waren, aber selbst Will Thomas besaß etwas, was ich nicht hatte. Er hatte Verwandte, die ihn durch gelegentliche Geschenke und Besuche erfreuten; ich aber war allein, nie kam ein Mensch, um nach mir zu sehen.

Ich muß schon zwölf Jahre alt gewesen sein, ehe ich begriff, daß für ein Kind eine Mutter etwas unumgänglich Notwendiges sei. Als man mir nämlich ankündigte, daß meine Mutter mit zwei Kindern in unser Haus gekommen sei, war mein erstes Gefühl das des Entzückens, daß ich auch eine Mutter hatte und einen Halbbruder und eine Halbschwester, und das nächste Gefühl war das der Neugier, wie sie wohl aussähen, und ob ihre Ankunft eine Aenderung in meiner Lage mit sich brächte. Francis kam während der Essenszeit, als alle Insassen versammelt waren, zu mir herauf, deutete auf eine hochgewachsene Frau mit länglich rundem Gesicht

und einem großen Knäuel schwarzer Haare am Hinterkopf und fragte mich, ob ich sie kenne.

„Nein, Herr Lehrer.“

„Was, kennst du deine eigene Mutter nicht einmal?“

Ich fuhr mit flammendem Antlitz zusammen, guckte scheu nach ihr hin und bemerkte, wie sie mich mit kaltem, durchdringend prüfendem Blick musterte. Mir war gewesen, als hätte ich vor Zärtlichkeit gegen sie überströmen sollen, aber ihr Ausdruck war so erkältend, daß sich meine Herzklappen wie mit einem Knall schlossen. „Ehre Vater und Mutter“ war mir zu Tausenden von Malen wiederholt worden, aber dieser lieblosen Mutter hatte ich keine Ehre zu erweisen. Nach wenigen Wochen Aufenthalt reiste meine Mutter wieder ab, nahm ihren kleinen Knaben mit und ließ nur das Mädchen in der Anstalt zurück; das dort herrschende System brachte es aber mit sich, daß auch die Schwester, obgleich wir uns monatelang in demselben Saal trafen, mir völlig fremd blieb.

Zu den bemerkenswerten Vorfällen dieser Zeit gehört der Selbstmord des Anstaltsleiters, der in einem Unfall von Geistesstörung seinem Leben mit einem Rasiermesser ein Ende machte. Dann kam ein Einbruch in unser Schulzimmer oder vielmehr ein Versuch dazu vor. Wir entdeckten eines Morgens, daß eines der Fenster gewaltsam geöffnet war, — der Feuerhaken lag auf dem Tisch, und man sah die Spuren davon, daß die Bücherbretter und Pulte durchwühlt waren. Danach gelang es Harry Ogden, der auf eine Besorgung ausgeschiedt war, schwer betrunken nach Hause zurückzukehren, ein Streich, der uns Knaben mit Bewunderung erfüllte. Dann wurde Barnay Williams, einer der schlauesten Jungen der Schule, darüber ertappt, wie er die Briefmarken von des Lehrers Briefen stahl, ein Verbrechen, das zur Kenntniß der Vormundschaft gebracht und mit öffentlicher Durchpeitschung bestraft wurde, zu Francis' großer Befriedigung.

Als Bischof Short uns einige Skizzen und Ansichten von Kirchen geschenkt hatte, versuchte ich sie abzuzeichnen und hatte nach einigen Monaten eine solche Fertigkeit darin erlangt, daß sich mein Ruf in unseren Kreisen weit verbreitete. Francis tat so, als glaube er, ich würde einmal ein „Licht“ werden. Der Bischof belohnte mich mit einer Bibel, die seinen Namenszug trug.

Fräulein Smalley beschenkte mich mit einem Zeichenheft und Buntstiften, und ich wurde einer Anzahl von Respektspersonen der Umgegend als „Künstler“ der Schule vorgestellt. Andere kleine Fertigkeiten mehrten meinen Ruf. Mein Auffagen von Dichtungen wurde viel bewundert. Bei unsern jährlichen Festen wurde ich dazu bestimmt, den Chor der Festfänger zu leiten und nach Abnahme der Prüfungen durch den Regierungsschulinspektor wurde ich als der vorgeschrittenste Schüler erklärt.

Von meiner äußeren Erscheinung zu jener Zeit habe ich keine Vorstellung, doch erinnere ich mich an ein paar Bemerkungen Dritter über mein Aussehen. Captain Thomas meinte, es würde nicht ohne Nutzen für mich sein, wenn man mich unter eine Gartenwalze legte. Ein alter Denbigher Hufschmied, bei dem ich eines Tages vorüberging, fragte mich, ob ich nicht der Enkel von Moses Parry sei, und behauptete, als ich es bejahte, ich könne nicht aus der starkknochigen Parry-Zucht stammen. Einer, der neben ihm stand, setzte mich in schreckliche Verlegenheit durch die Bemerkung, ich würde nach einmonatiger Mästung mit Rosinen und Süßigkeiten unter den Dickwänsten in erster Reihe stehen. Gegen diese Spötter bewahrte ich seit jener Zeit eine heftige Abneigung.

Im Lauf der Jahre wurden meine Klassenkameraden, die mit mir aufgewachsen und jetzt Schüler der ersten Klasse waren, nach und nach wieder von ihren Verwandten abgeholt oder traten in eine Lehre ein. Benjie Phillips wurde Page bei Captain Thomas. Als wir ihn in seiner schönen Livree prangen sahen, fanden Georg, der gute Schüler, und ich das Schicksal höchst lieblos und parteiisch; aber wenn wir rückwärts schauen, müssen wir beide bekennen, daß wir Toren nicht wußten, was uns dienlich sei. Das Schicksal hatte uns zu andern Dingen bestimmt, aber ehe wir berufen waren, sollten wir noch ein wenig mehr geprüft werden.

Barney war der nächste, der entlassen wurde. Toomis, der Rechner, fand eine Anstellung in der Nachbarschaft, und Georg endlich, der gute Schüler, wurde von einem Onkel zur Vorbereitung für den geistlichen Beruf übernommen.

Als im Jahr 1856 die Zeit von Francis' jährlichem Urlaub herankam, bestellte er mich zu seinem Vertreter in der Schule. Gleich am ersten Tage seiner Abwesenheit hielt ein Knabe namens David, mein besonderer Widersacher im Schulhof, den Zeitpunkt

für geeignet, meine Befähigung zu jenem Posten in Frage zu stellen, und erging sich in lärmenden Kundgebungen gegen meine Autorität. Die ernste Natur eines Streites mit einem Rame- raden, der sich mir an Stärke öfters weit überlegen gezeigt hatte, hielt mich eine Weile davon ab, seinen Ruhestörungen Beachtung zu schenken. Die hellen Jungen der ersten Klasse bemerkten jedoch diese Auslehnung, um sie sogleich auszunützen. Sie wurden eben- falls bald unverschämt laut, und ich mußte so energisch wie möglich „Ruhe“ schreien. Aus Gewohnheit trat sie bei diesem Wort auch einen Augenblick lang ein, sie erholten sich aber bald von der ersten Einschüchterung und begannen, vom Rüpel David aufgehetzt, das Halloh von neuem, das schließlich unerträglich wurde.

Ich trat vor David hin und befahl ihm, sich in den Schand- winkel zu stellen, was er sofort höhnisch verweigerte. Er forderte mich auf, ihn dazu zu zwingen, und fügte ein paar beißende Be- merkungen über meine Knirpsenstärke und -einbildung hinzu. Die Klasse fühlte unwillkürlich, daß ein aufregender Streit in der Luft schwebte, und ließ mit Lärmen nach. Ich war nunmehr gezwungen, Davids Herausforderung anzunehmen; als sich jedoch seine sehnigen Arme um mich schlangen, würde ich mich gern wieder mit ihm vertragen haben, wenn mein Stolz es mir erlaubt hätte; denn der bloße Gedanke an die unbeugbare Stärke seines feisten Buckels flößte schon Furcht ein. Atemlos rangen wir eine Weile, bis es mir schließlich gelang, eins seiner klozigen Beine unter ihm weg- zuschlagen, so daß er schwerfällig zu unterst fiel. Im nächsten Augenblick saß ich rittlings triumphierend auf dem der Länge nach Daliegenden und forderte seine Unterwerfung, die er mürrisch ver- weigerte.— Dick, freundlicher gesinnt als die anderen, kam auf meinen Aufruf mit einem wollenen Halstuch herbei, und mit seiner Hilfe machte ich David zum Gefangenen und führte ihn, nachdem ich ihm seine widerspenstigen Arme auf dem Rücken gebunden hatte, in die Schandedeck; da hatte er mit zwei anderen gleich Schuldigen Nuße zum Nachdenken. Von der Stunde an, wo der Prahlhans David bezwungen war, war meine Autorität an- erkannt. Seitdem habe ich noch öfter erfahren, wie notwendig etwas Gewalt zur Herstellung der Ordnung ist. Es kommen Um- stände, wo langes Reden nichts nützt.

Einige Wochen, nachdem Francis zurückgekehrt war, trat ein

Ereignis ein, das einen dauernden Einfluß auf mein Leben haben sollte. Ohne die widerliche, rohe Szene, die es heraufbeschwor, würde ich wahrscheinlich in einem oder dem andern Gewerbe als Lehrling eingetreten und in Wales verschimmelt sein, denn, mit einiger Kenntniss meines Charakters, kann ich sagen, daß es schon ein triftiger Grund sein muß, der mich aus meiner Ruhe bringen kann. Ich hatte mir im stillen eine eigene Vorstellung von Würde gebildet, und die hervorbrechende Männlichkeit zeigte sich in dem ersten Knospen des Stolzes, des Mutes, der Entschlossenheit; aber unser Schulmeister, willkürlich durch lange Gewöhnung und hin und her gezerrt von den wüsten Ausbrüchen seiner Laune, hatte die Veränderung nicht wahrgenommen.

Im Mai 1856 war ein neuer Tisch aus Tannenholz für die Schule angeschafft worden, und irgendein achtloser Bengel hatte seine Oberfläche durch Darauferumrutschen zerkratzt, was Francis in solche Erregung versetzte, daß er einen Wutanfall bekam und die schrecklichsten Drohungen mit der Miene eines Menschen ausstieß, der entschlossen ist, ein Blutbad anzurichten. Er nahm einen Knüttel zur Hand, der bis dahin noch nicht von Blut gefärbt war, und verlangte, wütend in unsre Klasse hinauffstürzend, den Schuldigen zu erfahren. Aber niemand wußte davon, daß irgendein Schaden angerichtet war, und wahrscheinlich war der Täter ebenso ahnungslos. Keiner von uns konnte sich erinnern, jemanden auf dem Tisch stehen gesehen zu haben, noch begreifen, auf welche Weise das weiche Holz so zerkratzt sein mochte. Demgemäß antworteten wir alle dasselbe.

„Schön,“ sagte er, „dann wird die ganze Klasse Prügel bekommen, und wenn sich niemand meldet, werde ich zur zweiten übergehen und dann zur dritten. Luftknöpfen!“ Er begann bei der untersten Bank, und es entstand das übliche Geheul und Getrümme und Vergießen von Tränenströmen. Einer oder zwei von Davids eiserner Muskelverfassung ertrugen die zerfleischenden Hiebe mit einer oder zwei stummen Krümmungen, und nun war bald die Reihe an mir; aber statt der früheren Furchtsamkeit und anderer Anzeichen des Schreckens fühlte ich in mir die Kraft zum Widerstand wachsen. Er stand rachsüchtig glühend vor mir, und seine Brille verstärkte die stechende Blut seiner Augen.

„Nun, was soll das heißen?“ schrie er außer sich vor Wut.

„Noch nicht fertig, he? Entblößen, du! diese Sekunde; ich werde diesem niederträchtigen, schamlosen Lügen Einhalt tun.“

„Ich lüge nicht, Herr Lehrer, und ich weiß von nichts.“

„Schweig, du! Herunter mit den Hosens.“

„Nimmermehr!“ schrie ich empört, mich über meine eigene Kühnheit wundernd. Die Worte waren mir kaum entschlüpft, als ich mich an meinem Jacketragen in die Luft hochgeschleudert und zu einem leblosen Klumpen auf die Bank niedergeschmettert fühlte. Dann stieß mich das rasende Vieh vor den Magen, daß ich nach Atem ringend hintenüberfiel. Wieder wurde ich emporgehoben und mit einem Krach auf die Bank geknallt, der mir fast das Rückgrat gebrochen hätte. Mit dem Rest von Empfindung, der nach diesem wiederholten Hinwerfen in mir noch übrig war, merkte ich, daß ich Ohrfeigen erhielt, rechts und links, und daß bald nichts von mir übrig sein würde als ein Bündel zerschmetterter Nerven und zerquetscher Muskeln.

Als ich nach dem Fausthieb gegen den Magen endlich wieder etwas Atem schöpfte, stieß ich mit aller Kraft mit dem Fuß nach dem grausamen Lehrer, der sich gerade über mich herstürzte, und glücklicherweise traf der gestiefelte Fuß seine Brillengläser, deren Splitter ihn fast blind machten. Von Schmerzen gepeinigt, taumelte er zurück und kam über eine Bank zu Falle, wobei sein Hinterkopf auf den Steinboden aufschlug; kaum sah ich ihn aber so hinfallen, als ich auch schon auf meine Füße sprang und mich des Schwarzdornknüttels bemächtigte. Damit bewaffnet, stürzte ich mich über seinen lang ausgestreckten Körper her und schlug ohne Wahl darauf los, bis mich die Regungslosigkeit, mit der er meine Streiche empfing, zur Besinnung brachte.

Ich war äußerst bestürzt, was jetzt zu tun sei. Meine Wut war verflogen, und statt der Befriedigung überkam mich das Gefühl, daß ich vielleicht besser getan hätte, mich zu fügen, statt mich aufzulehnen. Einer von uns bemerkte, ob es nicht besser wäre, ihn in sein Zimmer zu bringen, und so schleppten wir ihn den Flur entlang in sein Privatzimmer, worauf einige der Kleinen in der vierten Klasse, wie ich mich erinnere, in sinnlosem Entsetzen zu heulen anfangen.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, folgte eine Totenstille. Ich strengte alle Geisteskräfte an, um einen Weg aus-

findig zu machen, wie ich aus der verzweifeltsten Lage, in der ich nun steckte, herauskäme. Die Niederstreckung der Lehrers vor versammelter Klasse schien einen neuen Stand der Dinge anzukündigen. Nachdem einmal erfolgreicher Widerstand geleistet war, zog das dauernde Auflehnung nach sich, denn jeder wäre eher gestorben, als sich noch einmal zu unterwerfen. Mein Freund Mose fragte mich flüsternd, ob ich wisse, was uns bevorstünde? War der Lehrer tot? Diese gräßliche Vorstellung veränderte die ganze Richtung meiner Gedanken. Ich war darum gerade in der Stimmung, den Einflüsterungen Moses Gehör zu schenken, daß wir wegläufen sollten. Ich stimmte seinem Vorschlag zu, schickte aber vorher einen Jungen ab, um über den Zustand des Lehrers Gewißheit zu erhalten, und war wie erlöst, als ich hörte, daß er sein Gesicht kühle.

Mose und ich verließen augenblicklich unter dem Vorwand die Schule, das Blut von meinem Gesicht abwaschen zu wollen; in Wahrheit kletterten wir jedoch über die Hofmauer, sprangen ins Feld hinab und — davon rannten wir durch das hohe Korn in der Richtung auf Bodfari los, wie von Bluthunden geheßt.

Das war der Erfolg von Francis' Verrücktheit und Tyrannei. Knaben sind sonderbare Wesen, unschuldig wie Engel, stolz wie Fürsten, kühn wie Helden, eitel wie Pfauen, widerspenstig wie Esel, ausgelassen wie Füllen und reizbar wie Mädchen. Viel läßt sich mit Güte erreichen, viel mit wohlwollender Gerechtigkeit, aber unverdiente Grausamkeit wird sie beinahe immer zerstören.

Wir rannten davon in dem gewissen Vertrauen, daß jenseits der Mauern der bevölkerte Süden läge, der an Glückseligkeit gleich nach dem Himmel kam. Die singenden Vögel, die einherrollenden Rutschen, das fröhliche Ebben und Fluten des Verkehrs, Gruppen von Familien, freundliche Herdstätten, — all das lag jenseits der Mauern, und ihm flogen wir mit der Unschuld junger Böcklein entgegen.

II. In der Welt draußen.

Wie Zuversicht, die ich in mir genährt hatte, jenseits der Mauern des Armenhauses endlich wahren Freunden zu begegnen, sollte nur zu bald einer bitteren Enttäuschung weichen. Ich hatte oft von einer Welt geträumt, die an Glückseligkeit dem Himmel glich. Manch langen Sommerabend hatte ich damit zugebracht, aus unseren Fenstern auf das erglänzende Elwyd-Tal und die fernen Wellenlinien der Hügel hinauszuschauen, die sich über dem waldreichen Gelände erhoben, während ich meine Einbildungskraft an der Ausmalung wunderbarer Wonnen erregte, an deren Dasein, jenseits des weiten Horizontes, ich fest glaubte. Die Scharen fröhlicher Menschen, die dort vor unseren Toren auf der Landstraße vorüberströmten, waren mir immer schön und glücklich vorgekommen. Bei der ersten Begegnung jedoch erschienen mir diese so bevorzugten Leute gar nicht mehr angenehm. Ob sie in Karossen vorüberrollten oder auf Postkutschen thronten, an den Haustüren frische Luft schöpften oder am Begrande Steine klopfen, hurtige Einspänner lenkten oder wie wir zu Fuße einhertrollten, alle waren gleichermaßen barsch und abstoßend. Und die Buben unseres Alters und Kinder in Kittelchen gar fielen spottend und schimpfend über uns her.

Es wurde mir klar, daß wir Ausgestoßene waren. Wir trugen die Armenhausuniform, und das offenbarte sogleich jedermann, welcher Menschenklasse wir angehörten. Leute in dieser Tracht hatten nichts auf der Landstraße zu suchen. Es war offenbar, daß wir Ausreißer waren. Das unablässige Schuldbewußtsein, entlaufen zu sein und den öffentlichen Schidlichkeitsfuss durch unser Benehmen zu empören, erzeugte in uns eine außerordentlich unbehagliche Stimmung, so daß wir vor jedermanns Anblick scheu zurückschraken.

Als die Nacht hereinbrach, quälten uns unsere Befürchtungen aufs heftigste. Wo sollten wir schlafen? Woher unseren Unterhalt nehmen? Wir konnten uns nicht immer versteckt halten. Die Sonne ging gerade unter, als wir auf einen verlassenem Ziegelofen stießen. Wir krochen durch die Oeffnung in das kegelförmige,

oben offene Innere. Wenn wir uns eng aneinander schmiegeten, hatten wir auf dem Boden gerade genug Platz zum Schlafen; da es aber noch hell war, hätten Vorübergehende leicht unsere Füße durch die untere Oeffnung erblicken und uns gefangen nehmen können. Wir mußten uns daher an die Seitenwände des Ofens anlehnen, bis die Dunkelheit käme und wir unser Elend im Schlafe vergessen könnten. In dieser unbequemen Stellung erwarteten wir schweigend das Dunkel.

Unsere Glieder schmerzten vor Müdigkeit, unsere Gemüther waren tief niedergeschlagen. In etwa einer Stunde mußte es finster sein, aber was für eine Wartezeit ist das in solcher Stimmung. So manche schöne Wahnbilder schwanden dahin. Nichts zeigte die Wirklichkeit von alledem, was ich durch die Armenhausfenster erschaut hatte. Die Welt war häßlich, grausam und roh, und alle Erwachsenen waren Lügner.

Von Sarah Price und den alten Weibern war mir der Kopf mit Gespenstergeschichten vollgestopft, und ich hatte an Zeichen, Vorbedeutungen, Wahrsagungen und an einen Fetischzauber glauben gelernt, den mir die törichten Bauern von unsern tätowierten Vorfahren her übermittelt hatten, bis der klare Spiegel meines Geistes sich getrübt hatte; und so tauchten nun, sobald es dunkel wurde, die Erinnerungen an alle diese Spukwesen in Scharen aus der Nacht um mich herum auf. Von der Spitze und dem Eingangsloch des Ofens aus waren wir ihren Angriffen rettungslos preisgegeben. Meine Spannung steigerte sich bis ins Fieberhafte, aber je krampfhafter ich meine Augen anstrengte, desto mehr der glühenden Teufelchen glaubte ich zu entdecken, die ein Spiel unaufhörlichen Schabernacks um mich herum aufführten. Ein- oder zweimal glaubte ich, dicht bei mir das Vorüberrauschen gespenstischer Flügel zu verspüren, so daß mich ein Entsetzen überkam, das mir fast den Atem raubte. Das einzige, was wir noch tun konnten, war, zu sprechen, uns Geschichten zu erzählen, damit die verdammten Geister merkten, daß wir wach und furchtlos waren. Auf diese Art erhielten wir uns wach, und erst, als der Himmel vor der aufsteigenden Morgendämmerung erblaßte, verfiel ich, nach der aufgeregtesten Nacht, deren ich mich entsinne, endlich in einen sanften Schlummer.

Mit Sonnenaufgang standen wir, steif und hungrig, auf, um

unsere Flucht fortzusetzen. Wir hielten uns mit Vorliebe an Hecken- und Nebenwege, die für Flüchtlinge in der Tracht des Armenhauses am sichersten erschienen; dicht vor Corwen zwang uns jedoch schließlich der quälende Hunger, uns auf die offene Landstraße zu wagen. Wir machten vor einem steinernen Häuschen halt, vor dessen Thür eine behäbige und mütterlich aussehende Frau über einen auf einen dreibeinigen Stuhl gestellten Waschbottich gebeugt stand. Ihre gesteipte Haube sah weiß und blühsauber aus. Ein flachshaariges kleines Kind saß rittlings auf der Türschwelle und trommelte mit einem Stückchen Porzellan auf einem Blechtamtam herum. Unser verzweifelter Hunger überwog unsere Scheu, und wir baten die Frau um ein Stück Brot. Sie richtete sich auf, betrachtete uns mit mitleidigem Blick und sagte: „Euch scheint nicht wohl zu sein, Kinder! Ihr seid wohl nicht aus dieser Gegend?“

„Nein, Frau, wir sind von St. Asaph.“

„Ach ja, richtig, ihr seid vom Armenhaus.“

„Ja, Frau.“

Sie lud uns herzlich ein, hereinzukommen, öffnete den Speiseschrank, der sich unter der Treppe befand, und zog einen Laib Brot heraus. Davon schnitt sie dicke Stullen herunter, bestrich sie mit Butter und Sirup, füllte alsdann zwei große Holzkrüge mit Buttermilch, die sie vor uns hinsetzte, und bot uns „Speis und Willkomm“.

Solch freundliches Entgegenkommen forderte unser Zutrauen heraus. Ich erinnere mich deutlich, wie die alte Wanduhr, deren Gesicht oben mit großstarrenden, roten Blumen bekränzt war, laut tickte in den Pausen unserer Erzählung, und wie der Minutenzeiger sich rastlos um das Zifferblatt herumschwang, wie sich, dicht an der Thür, der Waschzuber mit Schaum bedeckte, als die Seifenblasen eine nach der anderen platzten, und wie die gute Frau ihr Kindchen tränkte, während wir ihr erzählten. Das bunte Bild dieses Häuschens hält gegenüber den mannigfaltigen neuen Eindrücken so vieler Jahre unverrückbar in meinem Gedächtnis stand.

Durch Nahrung gekräftigt und mit freundlichem Rat erquickt, kamen wir überein, daß es das beste sei, wenn wir uns nun weiter in der Richtung nach Denbigh auf den Weg machten. Die Nacht überraschte uns, und wir suchten in einem Felde einen

Heuschober auf; diesmal waren wir sogar zu müde, Gespenster zu fürchten; und früh am nächsten Tag zogen wir weiter auf die Stadt der Türme zu, die wir beide so sehr ersehnten.

Wir erreichten den Anfang der Hauptstraße und sahen voller Neid auf die Ladenjungen. Wir konnten es nicht lassen, in die hellen Fenster zu gucken, die solch mannigfaltigen Reichtum zur Schau stellten, und die begünstigten Leute zu bewundern, die in der Lage waren, eine so reiche Auswahl von Luxusgegenständen unter ihre Freunde auszuteilen.

Jenseits des Marktplazes übernahm Mose die Führung durch ein schmales Gäßchen und schritt plötzlich auf ein schmutziggraues Steinhaus neben einer Bäckerei zu. Nachdem wir ein paar Stufen hinaufgestiegen waren, standen wir einer Frau gegenüber, die, sobald ihre Augen auf meinen Kameraden fielen, ihre Hände hochhob und mit walisischer Herzlichkeit ausrief: „Gott segne die kleinen Seelen! Wie müde sie aussehen! Kommt nur herein, meine Lieben, alle beide!“

Als Mose die Türschwelle überschritt, wurde er mit einem schallenden Ruf begrüßt und mit überreichen Liebkosungen beglückt. Die Frau drückte ihn stürmisch an ihren mütterlichen Busen, klopfte ihn auf den Rücken, kraute ihm zärtlich mit den Fingern das Haar, und es war mir nicht klar, ob die Mutter vor Rührung weine oder lache, so überströmten Tränen ihr Lächeln. Dieser Ausbruch seliger Liebe verfehlte nicht seine Wirkung auf mich, denn ich erfuhr auf diese Weise, wie eine Mutter sich gegen ihren Jungen benehmen soll.

Ein glühendes Wohlbehagen durchströmte unsere Herzen, als sie dann in der Küche herumwirtschaftete, um uns eine ungewöhnliche Gastlichkeit zu erweisen. Sie nahm uns unsere Mützen ab, staubte für jeden von uns mit ihrer Schürze einen polierten Stuhl ab und setzte die Stühle in die traulichen Kamineden, wobei sie abwechselnd lachte und weinte und uns aus purem Mitleid mit überströmender Zärtlichkeit überschüttete. Sie brannte darauf, uns auszufragen, erinnerte sich aber immer wieder mit einem plötzlichen Ruck unserer Bedürfnisse, wobei sie uns mehr als ein Lächeln entlockte über ihre Selbstvorwürfe, ihre eiligen Versuche, immer neue Vorräte aus den Fächern ihrer Anrichte herauszuzerren, und ihr augenfälliges Bemühen, sich in jeder Weise freigebig gegen uns zu bezeigen.

Endlich hatte sie den Tisch gedeckt, schnitt von einem frischen Brotlaib großmächtige Schnitten ab, beträufelte sie mit dicken Kreisen schwarzen Sirups und drückte sie uns in die Hand. Nachdem sie auf einer Schale daneben noch weitere, verschwenderisch bestrichene Butterschnitten aufgehäuft hatte, goß sie das kochende Wasser auf den Tee und ließ erst, als sie uns mit allem aufs beste versorgt sah, in ihrer Hast nach. Als sie dann ihren hochlehnigen Stuhl zwischen uns geschoben hatte, legte sie eine Hand über die andere in ihren Schoß und rief:

„Herr meines Lebens, Mose, Junge, was bist du groß geworden! Das Herz hüpfst mir im Leibe; so schön und gescheit, wie du aussiehst. Du bist wohl jetzt sehr gescheit, was? Du kannst jetzt gewiß das alles: schreiben und buchstabieren und all das, du weißt schon! Aber sagt, Kinder, was ist denn eigentlich los? Wie kommt ihr hierher nach Denbigh? Seid ihr zu Besorgungen hergeschickt oder seid ihr etwa weggelaufen? Nun, seid nicht schüchtern, sondern sagt es mir aufrichtig.“

Als Mose die Vorfälle berichtet hatte, die unsern plötzlichen Abschied von St. Asaph veranlaßt hatten, stieg ein Ausdruck von Angst in ihr Gesicht, und sie fragte, wer ich sei.

Ich antwortete: „Ich bin der Enkel von Moses Parry, vom Schlosse oben, mütterlicherseits, und von John Rowlands, von Elys, väterlicherseits.“

„Oh! Wirklich!“ sagte sie ernst und nickte mit dem Kopf. „Ich kannte sie beide recht gut, denn als dein Großvater, Moses Parry, noch reich war und in Plas Bigot wohnte, war ich als Dienstmädchen in seinem Hause. Das war damals eine große Zeit für ihn. Ich habe wohl an die vierzig Leute an des alten Mannes Tafel sitzen sehen; die Familie, die Dienerschaft und die Gutsknechte, alle zusammen. Die Familie saß oben am einen Ende, dann kam das große Salzfaß, und weiter unten hatten an den beiden Seiten die Hausdienerschaft und die Arbeitsleute ihre Plätze. Ja, wir hatten immer ein schönes Haus voll, und eine feinere Familie konnte man im ganzen Elwydtal nicht finden. Laß mal sehn: da war also John, der älteste Sohn, dann Moses und Thomas, und dann die Töchter Mary, Maria und Elisabeth. Welche von denen war deine Mutter?“

„Meiner Mutter Name ist Elisabeth“, erwiderte ich.

„So, und dein Vater war der älteste Sohn von John Rowlands auf dem Llyshof. Sieh mal an! Es ist doch manchmal wunderbar, wie wir Menschen ganz aus dem Gesicht verlieren, die wir in jungen Tagen so gut gekannt haben. Und der alte John Rowlands ist also dein Großvater. Ja du meine Güte!

Ich erinnere mich noch an das Begräbniß des alten Moses Parry, oh, recht gut. Er starb plötzlich auf dem Feld. Ich war bei der Trauerfeier und war dabei, wie er in Whitchurch begraben wurde. Der arme, alte Mann! Das war mal ein rechter Niedergang von dem großen herrschaftlichen Haus in Plas Bigot bis zu dem kleinen Häuschen am Schlosse da oben. Du hattest wohl vor, den alten John Rowlands aufzusuchen?“

„Ja, ich hatte an ihn gedacht, und an Onkel Moses und Thomas und an meinen Vetter Moses Owen, der eine Schule leitet in Bryeford bei Holywell.“

„Nun ja, ich möchte dich auch nicht gern entmutigen, aber alle, die John Rowlands kennen, würden dir sagen, daß man bei ihm nicht auf viel Hilfe rechnen kann. Gleichwohl, der Llys liegt nicht über eine gute Stunde Weges von hier entfernt, und da könntest du ihn ja zuerst sprechen. Vielleicht fällt es günstiger aus, als ich denke.“

„Wieso? Ist er denn so arm?“

„Arm! O nein! John Rowlands ist reich genug. Er hat zwei große Güter und ist ein sehr wohlhabender Mann, aber er ist streng, wunderbar und grob. Sein ältester Sohn, John, der dein Vater war, starb vor vielen Jahren. Es sind noch zwei Töchter da, die bei ihm leben, und die könnten ja vielleicht freundlich zu dir sein. Nein, Schaden kann es wohl nichts, es bei dem alten Manne zu versuchen. Er wird dich jedenfalls nicht fressen, und geschöhn muß etwas für dich.“

Von dieser braven Frau erfuhr ich mehr über meine Familie, als ich je vorher gehört hatte. Dies alles blieb mir auch frischer im Gedächtnis als die Ereignisse der letzten Woche. Später fragte ich Tante Maria aus Liverpool über diese Dinge, und sie bestätigte ihre Richtigkeit.

Am nächsten Morgen machte ich mich, nach einer erquickenden Nachtruhe, nach dem Llyshof auf den Weg. Ich habe nur noch eine undeutliche Vorstellung von seinem Aussehen, obgleich ich mich

wohl an einen weiten Gutshof, an wohlgenährte Arbeitspferde, an Schweine und eine schnatternde Gänse- und Hühnerschar erinnere. Mein Geist war zu sehr beschäftigt mit dem Bilde des düsteren alten Mannes, der meines Vaters Vater sein sollte, um auf Gebäude und Landschaft acht geben zu können.

Nichts steht mehr klar vor mir als die Unterredung mit meinem Großvater. Ich sehe mich in der Küche stehen, die Mütze in der Hand, vor einem streng blickenden, rotwangigen, recht stattlichen alten Herrn in bräunlichem Anzug, Knierethosen und blaugrauen Strümpfen. Er sitzt bequem auf einer Holzbank, deren Lehne seinen Kopf um mehrere Zoll überragt, und raucht eine lange Tonpfeife.

Ich entsinne mich, daß er mich in nachlässiger, gleichgültiger Art fragte, wer ich wäre und was ich wollte, und daß er nicht ein einzigesmal, während er mich anhörte, mit Rauchen nachließ und, als ich geendigt hatte, seine Pfeife aus dem Munde nahm, sie ausklopfte und mit dem Mundstück nach der Thür weisend sagte: „Sehr schön. Du kannst denselben Weg wieder zurückgehen, den du herkamst. Ich kann nichts für dich tun und kann dir auch nichts geben.“

Die Worte waren knapp, die Handlung einfach. Ich habe sicherlich eine Million Dinge vergessen, aber es gibt Bilder und Sätze, die man nie vergißt. Die kaltblütige Art, mit der diese Worte gesprochen wurden, prägte sie meinem Gedächtnis unauslöschlich ein.

Ich war vor der Mittagszeit mit Mose zurück, und seine Mutter sagte: „Nun, ich sehe schon, wie es steht. Es war umsonst. Der hartherzige alte Mann wollte dich nicht aufnehmen.“

Am Nachmittag machte ich Onkel Moses einen Besuch, der jetzt ein wohlhabender Schlächter war. Die flachshaarige Kitty, deren Erscheinen zu der Zeit, da ich ein Kind war, meine Vertreibung aus des Großvaters Hause zur Folge gehabt hatte, empfing mich mit Zurückhaltung. Sie setzten mir ein Mahl vor, aber verheirateten Leuten mit einem Haus voll Kinder ist nicht viel daran gelegen, durch den Besuch armer Verwandten belästigt zu werden, und es hielt nicht schwer, ihre Meinung aus ihrem Benehmen heraus zu merken.

Mein nächster Besuch galt dem „Goldenen Löwen“, dem

Gasthose von Onkel Thomas. Aber auch hier war das Haus voll; und früh am nächsten Morgen war ich auf dem Weg nach Brynford, um mit Moses Owen, dem Schulmeister, zu sprechen.

Brynford ist ein mitten in ödem Moorland gelegener Weiler, etwa eine halbe Stunde Weges von Holywell und fünf Minuten von Denbigh entfernt. Der Bezirk dient fast nur noch der Blei-gewinnung. Ich blieb vor dem neuen Volksschulhaus, des Lehrers Wohnhaus, stehen. Mein Vetter war meine letzte Hoffnung. Wenn er mir seine Hilfe versagte, blieb mir ohne Rettung nur noch das Schicksal eines jungen Vagabunden übrig, denn Wales ist ein karges Land für den Heimat- und Freundlosen.

Eine muntere Frau von energischem Wesen empfing mich, deren erster Blick auf mich von einem schlecht verhehlten Stirn-runzeln begleitet war. Als ich aber den Schulmeister, Herrn Owen, zu sprechen verlangte, führte sie mich hinein, während sie mich, den sie wohl für einen neuen Zögling hielt, neugierig meiner sonderbaren Tracht wegen musterte.

Als ich das Empfangszimmer betrat, fragte mich ein großer, ernst und asketisch aussehender junger Mann von zwei- oder drei- undzwanzig Jahren nach meinem Anliegen. Als er mich anhörte, erschien ein belustigtes Lächeln auf seinem Antlitz; als ich zu Ende war, nahm er jedoch seine pädagogisch ernste Miene wieder an und examinierte mich die Kreuz und Quer über meine Kenntnisse. Obwohl er mir einige harte Fragen aufgab, die zu beantworten ich nicht imstande war, schien er doch zufriedengestellt und erklärte sich schließlich bereit, mich als Hilfslehrer anzustellen — gegen Entschädigung in Gestalt von Kleidung, freiem Tisch und Wohnung.

„Ich kann dich aber nicht brauchen, so wie du bist. Du wirst zu meiner Mutter nach Tremerchion gehen müssen, die dafür sorgen wird, daß du mit anständigen Kleidern ausgerüstet wirst, wie sie sich für unsere Schule schiden, und in etwa einem Monat kannst du wieder zu mir kommen und zeigen, was du taugst.“ Das war mein erstes Auftreten auf der Bühne der Welt.

Nach einem Marsch von drei Stunden erreichte ich am folgenden Tag das weitverstreute, alte Dorf Tremerchion. Es liegt an einem Hügelhang hingestreckt, ungefähr drei (englische) Meilen von St. Asaph und vier von Denbigh entfernt.

Jenseits des Dorfes kam ich, den Hügelhang ungefähr eine Viertelstunde abwärts steigend, durch Föhrenhaine und Laubwälder hindurch, und zuletzt an den Fuß des Hügel, wo wenige Schritte vom Wege entfernt ein Gehöft, bestehend aus einem Gasthaus, einem Krämerladen und einem „Psynnon Beuno“, — St. Beuno's Quelle oder Brunnen, — benannten Landhaus, lag.

Es machte von außen einen recht wohlthuenden Eindruck. Das Schild über der Thür teilte dem werten Publikum mit, daß Mary Owen offenes Haus zur Verpflegung von Mensch und Vieh, und Gewürzwaren, Tabak, Alebier und andere spirituöse Getränke, auch Milch und Butter, Geflügel und Schafe feil hielt. Als ich auf die Thür zuschritt, betete ich inbrünstig im stillen, daß meine Tante sich doch so freundlich erweisen möchte, wie ich mir den Eigentümer solch eines behaglichen Heims vorstellen zu müssen glaubte.

Sie stand mitten in ihrer Küche, als ich ihr den Brief ihres Sohnes einhändigte. Der Inhalt schien ihr überraschend und ungelegen zu kommen. Obgleich sie mich nicht gerade geringschätzig behandelte, merkte ich doch, daß sie die Nachricht lieber gar nicht erhalten hätte. Sie ließ sich Zeit, um sich darüber auf ihre Weise zu äußern. Wie ich ihr Haus gefunden, fragte sie mich ruhig musternd, und ob ich hungrig wäre und müde. Dann setzte sie mir eine Mahlzeit von auserlesenen Speisen vor. An dem Geklapper ihrer Holzschuhe hörte man, wie sie eifrig in der Speisekammer, im Milchraum, Laden und Bierkeller herumhantierte; aber ich wußte genau, daß sich ihre Gedanken mit dem Briefe ihres Sohnes und mir beschäftigten. Jedesmal, wenn sie hereinkam, um ein neues Gericht auf den Tisch zu bringen, den sie gleich für mich gedeckt hatte, fühlte ich, wie ihre Augen forschend auf mir ruhten. Dieser Anfang bedeutete nicht viel Gutes, und ich fühlte mich recht bedrückt, als ich so im Dunkel der Kaminede saß.

Ein paar Nachbarn kamen herein, um ihren Durst an dem Gebräu meiner Tante zu löschen, und es war mir von meinem Platz aus nicht schwer, Bruchstücke ihrer Unterhaltung zu hören, die sich hauptsächlich um mich drehte. Meine Tante erleichterte ihr Herz von ihren Besorgnissen, wodurch ich erfuhr, daß ihr praktischer Verstand über meines Veters Moses vorschnelles Handeln empört war.

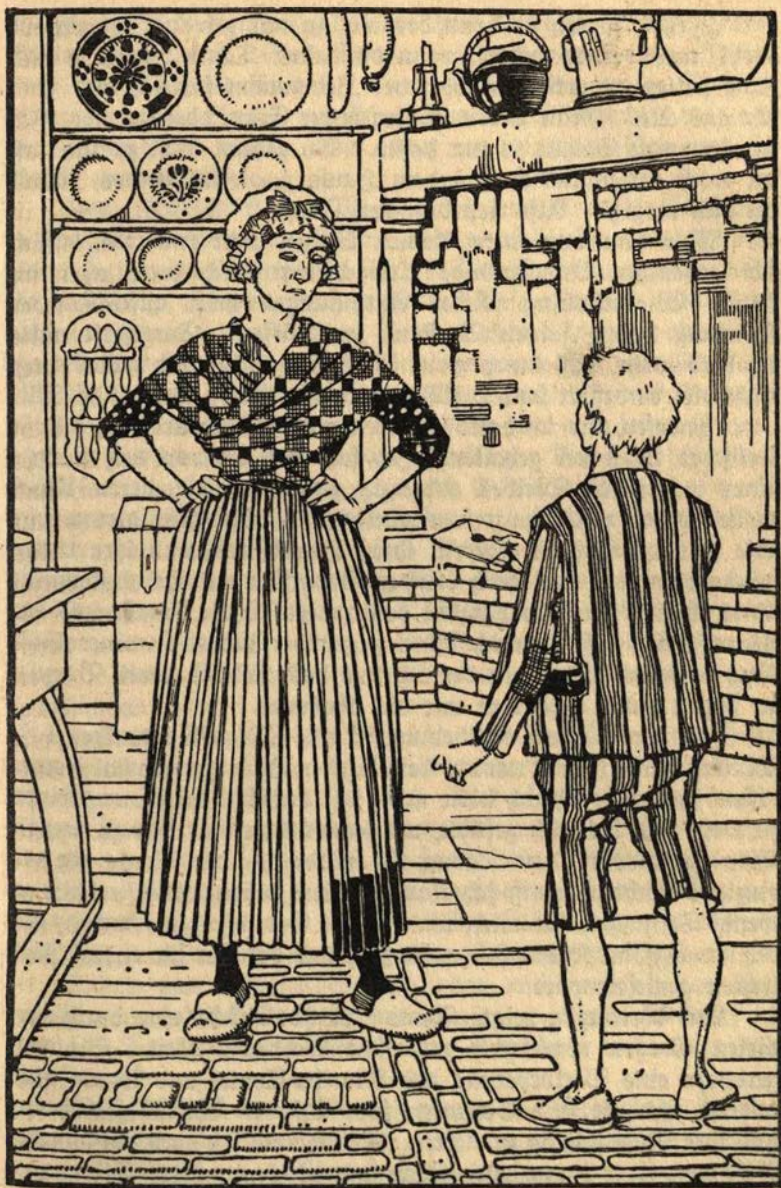
„Bei seiner Jugend“, murrte sie, „sich noch die Sorge für

den Unterhalt und die Erziehung eines unerwachsenen Jungen auf den Hals zu laden! Er will sich doch in Kürze verheiraten und wird vollauf zu tun haben, seine eigenen Kinder aufzuziehen. Und nun soll er sich noch mit fremder Leute Kindern abquälen! Ich sage, Sorge, soviel du kannst, für dich und die Deinen, und laß andre Leute es mit ihren Familien ebenso machen. Dieser Einfall von Moses will mir durchaus nicht gefallen. In erster Linie ist es eine Nichtachtung, mir, seiner Mutter gegenüber, die es sich hat schwer genug werden lassen, ihn anständig unterzubringen im Leben, und außerdem ist es eine Ueberspanntheit; denn jeder Heller, den der Junge da ihn kostet, wird später für seine Familie einen Verlust bedeuten, den er im Laufe weniger Jahre bitter genug spüren wird“ usw., usw.

Arme Tante Mary! Ihre Reden machten mich damals recht elend und niedergeschlagen, aber jetzt verstehe ich sie wohl. Der Sinn für wirtschaftliches Haushalten war ihr angeboren, und durch die Schicksalsschläge, die ihren Vater betroffen und ihn mit seiner Familie in Armut gestürzt hatten, war sie gewizigt. Aus diesen Erfahrungen hatte sie seit langer Zeit gelernt, daß einzig Sparsamkeit und Rechnen und genaue Ueberlegung die achtenswerteste Familie vor jener Bedürftigkeit bewahren kann, deren Ende das Armenhaus ist. Wenn ich das knochige, schmale, von Sorgen verdüsterte Gesicht und die Art sah, wie sie einen Bierkrug oder Teller vom Tisch herunterraffte oder ihren Wischlappen geräuschvoll ausschlug, wußte ich wohl, wer schuld an ihrer Aufregung trug.

Ehe ich von Pynnon Beuno zur Schule zurückkehrte, hatte ich reichliche Gelegenheit, zu bemerken, wie gering mich die Dorfnachbarn einschätzten. Meine Tante war so offenherzig, sie ins Vertrauen zu ziehen, und die Bevattern tauschten ihre Ansichten über mich untereinander aus, ohne sich darum zu kümmern, wer zuhörte.

Aus ihren Gesprächen erfuhr ich, daß ich der Sohn von Tante Marys jüngster Schwester sei, die ihr Elternhaus früh verlassen hatte, um eine Stellung in London anzunehmen, und dadurch ihre Familie aufs schwerste gekränkt hatte. Sie war dann noch überdies Mutter dreier Kinder geworden und galt als ein völlig verworfenes und ungeratenes Geschöpf.



„Jetzt“, sagten sie dann deshalb, zu mir gewandt, „weißt du wohl, was deiner wartet, wenn du deiner Tante Aerger machst. Wir halten es mit dem Spruche: Jedermann für sich und Gott für uns alle.“ Frau Owen ist eine brave Frau, aber sie mag nicht mit dummen Sachen zu tun haben. Du gehörst nicht zu ihr, und du wirst augenblicklich aus dem Hause gewiesen werden, sobald du dich vergift. Also sieh dich vor, Junge.“

Man kann von einem kleinen Bengel nicht erwarten, daß er die geheimen Beweggründe Erwachsener durchschaut, aber die stetige Wiederholung solcher Andeutungen muß unfehlbar die Wirkung haben, seinen Verstand zu schärfen. Dergestalt nahm ich bald wahr, daß durch mein jähes Entwischen sich meine Lage nicht viel verbessert hatte. War es in St. Asaph körperliche Sklaverei gewesen, die ich hatte erdulden müssen, so wurde ich jetzt in seelischer Sklaverei gehalten. Ich sah, daß ich von den Launen eines mürrischen Weibes abhängig geworden war, deren Uebelwollen gegen mich durch kein zärtliches Gefühl gemildert wurde. Sie war unbestrittene Herrin ihres Haushaltes, und ihre Untergebenen konnten nur durch blinden Gehorsam mit ihr auskommen. Dies Gefühl der Abhängigkeit von anderer Leute Gnade und das Bewußtsein, daß ich mich ihnen gegenüber immer in einer Stellung befinden würde, in der ich nur das Loblied ihrer Vorzüge zu singen hatte, bereiteten mir viel Kummer.

Für ihre eigenen Kinder war Tante Mary die denkbar beste Mutter. Hätte sie mir nur ein klein bißchen Zuneigung zuteil werden lassen, so glaube ich, ich hätte mich, wie der Esel an seiner Krippe, zu wohl und heimisch gefühlt, um jemals von dort fort zu wollen. Wie Jakob einst dem Laban, so würde ich der Tante für ein einziges Lächeln gewiß jahrelang gedient haben, aber sie hatte zu wenig Teilnahme für mich, um auf den Gedanken zu kommen, daß der schweigsame Knabe so empfänglich und dankbar für etwas Zärtlichkeit gewesen wäre.

An Werktagen zeigte Tante Marys Gesicht eine durch ihre vielen Sorgen verursachte mürrische Verdrießlichkeit. Sie war geradezu eine Verkörperung des Martha-Typus und konnte nicht anders, als alle ihre Gedanken stets auf die Wirtschaftsführung und ihre Nutznießung zu richten. Sie machte sich gern ein düsteres Bild von ihrer finanziellen Lage und neigte zu übler Stimmung,

die sich darin Luft machte, daß sie ihren Dienstoffoten Grobheiten an den Kopf warf. Des Sonntags jedoch war sie ein Muster von Sauberkeit und Anmut. Dann strahlte eine innige Mütterlichkeit aus ihren Augen, und keine Spur von Kummernis war auf ihrem Gesicht zu sehen. Aber schon am folgenden Tag war sie wieder verwandelt.

Vom Frühimbisß am Montag bis zum Tee am Samstagabend galt in Pfynton Beuno das unumstößliche Gesetz, daß jeder einzig zum Arbeiten da sei. Unsere Beköstigung war mehr als ausgiebig und von ausgezeichneteter Beschaffenheit. Ich habe niemals seitdem solch göttliches Brot zu essen bekommen oder solch schmachhaftes Fleisch, und das Sonntagsmittageßen war über alle Begriffe köstlich. Meine Tante verlangte zwar von uns, daß wir alle Kräfte an die Arbeit setzten, dafür hatte aber auch keiner Grund, sich über schlechte Kost oder Hunger zu beklagen. Und kann schließlich ein kleiner unerfahrener Bub genügend Arbeit leisten, als Entgelt für so reiche Gaben? Ich hatte Hecken zu beschneiden und Schafe zu hüten, ich säuberte den Kuhstall, fütterte das Vieh, fegte den Gutshof, spaltete das Brennholz klein und stapelte es auf, fuhr zur Bahnstation, um Kohlen, nach Denbigh, um Bier, und nach Mostyn, um alle Arten von Kolonialwaren und dergleichen zu holen, — kleine Verrichtungen, deren es in einer Bauernwirtschaft ja unzählige gibt.

Jane, die Magd, zeigte sich nicht abgeneigt, sich meiner Hilfe beim Buttern und Melken zu bedienen oder beim Herrichten des Ofens zur allwöchentlichen Bäckerei. Der dreizehnjährige David, Marys jüngster Sohn, benutzte mich, obwohl er ein Jahr jünger war als ich, gerne als Padesel für seine Lasten. Von ihm lernte ich mähen, pflügen, säen, reiten, Schafe scheren und die Schweinekost mischen. Ich gewann das Gutsleben lieb mit seinem Geruch nach Rüben und Süßfutter, mit den übermütigen Bodsprüngen der Rinder- und Schafherden, und wenn mich auch oft das Bewußtsein niederdrückte, daß ich das einzige ungeliebte Geschöpf in Pfynton Beuno war, so waren meine Tage dort doch nicht ganz freudlos.

Nach Verlauf eines Monats war meine Ausrüstung für die Schule fertig, und David und ich wurden von der Tante in ihrer grünen Halbkutsche nach Brynford gefahren.

Die Schule fing am nächsten Tage an, und ich wurde richtig als Aufsichtsführender in der zweiten Klasse angestellt. In ein paar Fächern waren einige der besten Knaben der Volksschule weiter vorgeschritten als ich, ich war ihnen aber in Geschichte, Erdkunde und Aufsatzschreiben überlegen.

Die Schule schloß um vier Uhr, und von der Seestunde an bis zum Abendessen — das aus Hafergrütze in Milch bestand, die Moses Owen, wie er sagte, sehr schätzte „wegen der knochenbildenden Eigenschaften des Hafermehls“, — mußte ich in der Stube sitzen, um Euklid, Algebra, Latein und Grammatik zu studieren; und da mein Lehrer eine schöne Bibliothek voll ernster Werke besaß, machte ich bald merkliche Fortschritte, die, bei seiner Gabe, zu unterrichten, und bei meinem brennenden Eifer, seine Zufriedenheit zu erlangen, nicht ausbleiben konnten.

Moses Owen war ein echter Büchernarr und würde zweifellos, wenn seine Gesundheit es ihm erlaubt hätte, mit der Zeit einen Ruf in der Welt erlangt haben. Er hatte jedoch einen zarten Körper, und seine Gesundheit erforderte sorgsamste Pflege. Sein Wohnhaus war neu und den steten, über das Moorgelände herwehenden Winden ausgesetzt, so daß sich darin die Feuchtigkeit an den triefenden Wänden und den vermodernden Tapeten zeigte, und er unter häufigen Anfällen von Mattigkeit und Schwäche zu leiden hatte; wenn er jedoch bei Kräften war, bekundete er die ganze Tatkraft seiner Mutter und war unermülich in meiner Weiterbildung. Bei den Mahlzeiten nahm er mich über meine Aufgaben ins Kreuzverhör, seine Unterhaltung war stets äußerst lehrreich, und er traktierte mich auf unseren Spaziergängen mit Vorträgen aller Art. Auf solche Weise angeregt und zum Denken angespornt, faßte ich eine wahre Leidenschaft für Bücher, und achtzehn von den vierundzwanzig Tagesstunden war ich völlig in Lektüre vertieft. Als ich einige Monate später mit den besten Schülern in der Prüfung stand, waren meine Fortschritte unverkennbar.

Die meisten Jungen in der Schule waren mir wegen ihrer unausstehlichen Rüpelhaftigkeit unangenehm. Es waren nur wenige saubere und ordentliche darunter, und ihre und meine Begriffe von Recht und Unrecht gingen meist weit auseinander. Sie waren schrecklich gottlos und taten zu meiner Verwunderung so,

als ob die Männlichkeit darin bestände, daß man seinen Unglauben recht schamlos zur Schau trägt. Was Reinlichkeit und schickliches Benehmen betraf, so konnten sich Wilde der tiefsten Kulturstufe nicht gleichgültiger dagegen zeigen. Es würde gewiß leichter sein, Affen in Menschen zu verwandeln, als solche Geschöpfe zu bilden. Sie schienen über mein Vorleben schon genau unterrichtet zu sein, und ihr Betragen gegen mich war etwa so, wie sich's ein noch Unbestrafter einem entlassenen Sträfling gegenüber erlaubt. Auf den leiseften Vorhalt oder Tadel erfolgten Entgegnungen, die mich an meine uneheliche Abkunft erinnerten. Oft warteten sie auch die Gelegenheit nicht erst ab, sondern ließen ihrer Bosheit als einem natürlichen Vorrecht gegen mich nach Laune freien Lauf. Das hatte zur Folge, daß ich mich immer scheuer in mich selber zurückzog und mir bewußt wurde, daß man mich als ehemaligen Insassen des Armenhauses immer meiden werde. Ich war weder gekränkt darüber, noch rachelustig; nur war ich immer auf meine eigenen Gedanken angewiesen und bekam dadurch mehr Muße zum Nachdenken als Gelegenheit zur Aussprache.

Mein Better jedoch war zu tatkräftig und anspruchsvoll, um mir viel Zeit zum Grübeln zu lassen, auch war für einen Menschen von meiner Veranlagung brüten und trauern keine angenehme Beschäftigung. Und als sich eine Anzahl Nachbarfinder fanden, die aus Mangel an anderer Gesellschaft mich mit sich nahmen, um im Stechginster Nester aufzustöbern oder eine Schlacht in den Sümpfen zu veranstalten oder verschüttete Bleischachte zu untersuchen, erwachte in mir die Abenteuerlust, die jedem Knaben im Blut steckt, und ich erinnere mich manches fröhlichen Samstagnachmittags.

Mein Better Moses war zwar wohl unterrichtet in der Literatur, doch war er zu jung, um sich viel auf die menschliche Natur zu verstehen. Nach Monaten unermüdlicher Erziehungsversuche steckte er schließlich seine Bemühungen auf. Meine Pflichtversäumnisse wurden nunmehr jedesmal, wenn ich mit ihm zusammentraf, der Gegenstand seiner Auslassungen. Meine Aufgaben wurden immer schwieriger und verwickelter, sein höhnischer Tadel immer beißender und sein Benehmen immer gröber. Da ich ihm eine Heimat verdankte, war es mir versagt, ihn gebührend zurückzuweisen. Er erniedrigte sich nicht zu der pöbelhaften Be-

strafungsart durch Ruten- oder Stockprügel, fügte mir dafür aber mit einer besondern Gabe des Ausdrucks viel härtere seelische Qualen zu. Seine beißenden Reden trafen mich empfindlicher als die schlimmste körperliche Züchtigung; sie wirkten verstörend auf mein Gemüt und brachten mich zur Verzweiflung, als seine Unfreundlichkeit immer mehr zuzunehmen schien, je hilfloser und abhängiger von sich er mich glaubte.

Tante Mary hatte während dieser Zeit ihren Sohn regelmäßig einmal in der Woche mit frischem Vorrat von Hause besucht. Als ich einst nach einem ihrer Besuche die Veränderung in meines Vettters Benehmen gegen mich wahrgenommen hatte, vermutete ich, daß sie es darauf absah, ihn Schritt für Schritt von seinen ursprünglichen Absichten mit mir abzubringen. Moses hatte unumschränkte Gewalt über seinen Bruder David und mich; wenn sich jedoch meine Tante auf der Bildfläche zeigte, gewahrte ich unzweideutig, daß, wie groß im übrigen ihre Achtung vor seinen geistigen Fähigkeiten war, seine Persönlichkeit doch in ihres machtvollen Geistes Gegenwart zusammenschrumpfte. Die stärkere Natur seiner Mutter beherrschte ihn in Brynsford noch ebenso wie zu Hause, wie zu der Zeit, als er noch ein kleiner Knabe war. Auf dieselbe Art, wie die Mutter ihren Stolz über ihren Sohn zur Schau trug, war der Sohn stolz auf die hervorragenden Eigenschaften der Mutter, die musterhaft kluge Verwaltung ihres Geschäfts und Vermögens und auf die Hochachtung, die ihr alle, die ihr nahekamen, unbedingt zollen mußten als einer rechtschaffenen, umsichtigen und urteilsfähigen Frau.

Schade nur, daß Moses mir gegenüber nicht das kürzere und anständigere Verfahren einschlug. Es gehörte sich, daß er den Wünschen seiner Mutter Rechnung trug; durch sein berechnendes Zögern jedoch und dies Sichhineinarbeiten in immer heftigere Abneigung gegen mich beraubte er mich der wohlthuenden Erinnerung an seine ursprüngliche Güte. Hätte er mir einfach gesagt: „Ich bin nicht reich genug, um den wohlthätigen Vetter zu spielen, und darum müssen wir uns trennen“, und hätte er mich auf der Stelle weggeschickt, so würde ich ihn all mein Lebtag für seine Geradheit verehrt und mich dankbar erinnert haben, daß er, solange es ihm möglich gewesen, mildtätig und liebevoll gegen mich war. So aber hatte ich mit jedem Löffel Kaff, den ich zu mir nahm, einen Wort-

stachel mit hinunterzuschluden, der einen fort und fort brennenden Schmerz in mir zurückließ. Ich war ein „Tölpel, ein geborener Dummkopf, ein unverbesserliches Rindvieh“. Stürzten mir die Tränen aus den Augen, so prasselten die Hohnreden nur so auf mein gesenktes Haupt nieder. Wenn ich, dagegen abgestumpft, mich mit eiserner Unempfindlichkeit wappnete, pfl egte er einen neuen Ton anzuschlagen und zu sagen: „Ich hatte gehofft, einmal einen Mann aus dir zu machen, aber du wirst immer der Bauerntölpel bleiben; deine Dummheit ist geradezu blödsinnig, bodenlos blödsinnig!“ Er pfl egte dann seinen Stuhl vom Pult zurückzustoßen und mit wilden Blicken auszurufen: „Du mußt Dreck im Kopf haben statt Gehirn! Sieben Stunden zu brauchen für eine Aufgabe! Noch nie ist mir so ein Einfaltspinsel vorgekommen! Ich halte das nicht länger aus! Geh doch wieder hin, wo du hergekommen bist! Du taugst zu nichts, als Armenstiefel zu fl iden!“

Es ist schwer zu entscheiden, wer von uns beiden mehr Mitleid verdiente, ich, der ich infolge dieser ganz unverdient rohen Schimpfereien immer verförter wurde und der ich mich auch durch die immer stärker werdende Ueberzeugung von der eigenen Minderwertigkeit niedergeschmettert fühlte, oder Moses, der von der Qual seiner selbstauferlegten Aufgabe, so einen mißliebigen, tölpelhaften Better zu unterrichten, zermürbt war. Wäre ich an seiner Stelle gewesen und hätte ich meinen Schül ling für so ein minderwertiges Subjekt ohnegleichen gehalten, für das er mich ausgab, so hätte ich doch nie das Herz gehabt, ihn bis zur Verzweiflung zu quälen, sondern wäre darauf bedacht gewesen, eine mehr für seine Veranlagung geeignete Beschäftigung für ihn zu suchen.

Von der Zeit an verhielt er sich stumm gegenüber irgend-einem Verdienst meinerseits. Ich war nur noch Gegenstand unaufhörlicher Zurechtweisungen und Verunglimpfungen, und dieses Bewußtsein lastete wie ein drückendes Gewicht auf meinen redlichsten Bemühungen. Die Möglichkeit einer Belobigung, einer Auszeichnung, der andere in unserer Schule zustreben durften, sie blieb mir verwehrt. Meine Geistes-, Gemüths- und Körpertätigkeit mußten mit Rute, Stiefel und Anfahren angespornt werden; auf andere Weise konnte man so einem verstockten Burschen nicht beikommen. Die Qualen wurden zuletzt unerträglich, und ich

war abermals oft gefährlich nahe daran, mich offen zu empören. Moses bemerkte nichts und fuhr fort, mich mit seinen giftigen Wortpfeilen zu überschütten.

Nach neun Monaten Schulunterrichts wurde ich dann endlich nach Pſynnon Beuno geschickt und nicht wieder nach Brynford zurückgerufen. Obwohl meine Tante es mich täglich fühlen ließ, daß sie mich gerne los gewesen wäre, verrichtete ich doch ohne Murren die täglichen Arbeiten für sie. War sie jedoch einmal ein wenig liebevoll zu mir, was auch hin und wieder vorkam, so vergällte sie das reichlich durch die mannigfachen Leiden, die sie mir während der Wochentage durch ihre Strenge und Rauheit zufügte. Sie war eine peinlich aufpassende und anspruchsvolle Hausherrin, eine lieblose Verwandte, sonst aber eine in jeder Beziehung höchst achtbare Frau. Was ich vermißte, und was zu einer frohen Jugend gehört, war Liebe.

Tremeirchion führt seinen Namen, der Jungfernstätte bedeutet, von einem ehemaligen Nonnenkloster. Es ist ein kleiner, auf das Clwyd-Thal herabschauender Flecken, der von kleinen Geschäftsleuten, Bauern und Tagelöhnerfamilien bewohnt wird; nur wenige der zahlreichen begüterten Herrschaften dieses Thales zeigten jedoch, wie mir schien, einen solchen Stolz wie diese Dorfbewohner. Es macht mich noch lächeln, wie erhaben sie sich über jeden Fremden dünkten, wie grimmig feind sie den Angelsachsen („Sassenach“, wie sie sie nannten) waren, wie sie ihre Nachbarn durchhechelten, und wie jeder einzelne männliche und weibliche „Jungfernstätter“ seinen Stand, seinen Besitz, seine Sitten und seine Familie hoch über alle anderen stellte. Aber ich bezeichne doch wohl mit Unrecht dieses eigensinnige Wesen mit „Stolz“; „Vorurteil“ mag das bessere Wort sein, ein Vorurteil, das aus Unwissenheit entstand und sich immer stärker herausbildete in dieser engen, weltfernen Gemeinde, die nichts von den weiten, sonnigen Landen jenseits ihres nebelseuchten Thales wußte. Diese Nordwaliser sind ein Gemisch von Gegensätzen, — hochmütig wie Spanier, rachsüchtig wie Korsen, rückständig wie Osmanen, tüchtig im Beruf, streitsüchtig, aber das Gesetz achtend, prozeßsüchtig, doch gottesfürchtig, fleißig und sparsam, aber nie reich, mißvergnügt, aber heimatliebend.

Des Samstags abends war unsere Küchenschänke immer voll

von Leuten, starcknochigen Gestalten in Samtkitteln und Kniehosen, die wie Kavalleristen tranken und einen Lärm vollführten wie Tollhäusler. Da konnte man denn Studien über die nordwalisischen Pächter und Bauern machen. Da veranstalteten sie allemal in den letzten Stunden der Woche ein gewaltiges Trinkgelage. Hofbesitzer, Schlächter, Schneider, Schuster, Tagelöhner und Wildhüter und einer oder zwei von den „Herren“; und David, die rotbäckige Jane und ich hatten unaufhörlich hin und her zu traben und zu schaffen, um die Zecher mit immer neuem schäumenden Ale zu versorgen.

Das erste Quart pflegte sie gesellig zu stimmen, beim zweiten machte sich lärmende Trunkenheit bemerkbar. Dann wurde meist Tom Davies, der spinnebeinige Schneider, um einen Gesangsvortrag ersucht, und dieser ließ sich auch nach längerer Ueberredung, trotz seiner „augenblicklichen Heiserkeit“, herbei, seine Zuhörer mit „Rule Britannia“ zu erfreuen oder den „Kriegszug der Männer von Harlech“ zum besten zu geben. Den Rehrim des letzteren sang alsbald der ganze Chor mit, und der Lärm schwoll so gewaltig, daß die Schinkenbaken an der Decke im Takte schwangen und klrten.

Dann stimmte ein anderer Sänger das schöne Lied von der „Maid von Llangollen“ an, das die von den letzten kriegerischen Bildern erhitzten Gemüther wieder etwas beruhigte; oder es erhob sich neidisch auf den von Tom Davies errungenen Applaus John Jones, der Schlächter, um mit der Weise „Nach dem Westen, dem gewaltigen Missouri“ loszulegen, die vor unsere Augen das Bild eines weiten, freien Landes zauberte. Immer mehr des würzigen Bieres mußte den ausgelassenen Zechern aufgetragen werden, während Augen zu Augen sprühten in verständnisvoller Begeisterung und verzückten Gefühlen. Da öffneten sich die Herzen aller, als die Kleider geöffnet wurden zum freieren Aufatmen, und tiefstes Wohlbehagen strahlte von jedem Gesicht: schäumendes Ale und flackerndes Herdfeuer waren so anregend und begeisternd.

Wenn unsere Kunden nach zehn Uhr bei dem dritten Quart angelangt waren, pflegte die Stimmung ihren Höhepunkt zu erreichen. Dann steigerte sich die ganze Kampflust der walisischen Natur aufs höchste. Das war für Dick Griffiths — den holzbeinigen Dick — der gegebene Zeitpunkt, den heißblütigen

Schlächter mit spöttischen Redensarten zu überschütten, für Sam Ellis aber, den schwarzbrauigen Tagelöhner, der Augenblick, sich zu erheben und seinerseits beide zu einem Faustkampf herauszufordern, worauf Szenen grimmiger Gewalttätigkeiten folgten.

In diesem kritischen Moment jedoch kam Tante Mary hinter ihrem Ladentisch hervor, schritt feierlich gemessen bis in die Mitte der Küche und brachte die erhitzten Gemüther mit ein paar Worten zur Ruhe. Dick wurde zur Tür hinausbefördert, da er nach zehn Uhr stets zu jähzornig wurde und sich nicht mehr beruhigen konnte. Sam wurde mit ähnlichen Maßregeln bedroht, wenn er noch einmal den Mund aufthäte, und geradezu kläglich war es anzusehn, wie John Jones, der Schlächter, vor dem drohenden Zeigefinger und Blick eines Weibes plötzlich ganz klein und mäuschenstill wurde. So brachten diese Leute ihre freie Zeit mit Schwätzen, Rauchen und Trinken hin und vergeudeten den geringen Verdienst und das bißchen bare Geld, das sie nach Einkauf der nötigsten Bedürfnisse übrigbehalten hatten. Ihre Flüche und Reden beleidigten jedes anständigen Menschen Ohr, während das Rauchen ihren Verstand abstumpfte und das Trinken ihre Gesundheit zerrüttete.

Dies Kapitel würde den Umfang eines Buches annehmen, wenn ich bei zu vielen Einzelheiten jener Zeit verweilen wollte. Unzählige Kränkungen mußte ich erdulden, aber ich hatte auch einige kleine Lichtblicke; und als mich das Fieber in Afrika darniederwarf, vertrieb die Erinnerung an diese Zeiten manche düstere Stunde. Es war hart für mich, stets als letzter im Dorfe angesehen zu werden und den Bemerkungen aller möglichen Kerle ausgesetzt zu sein, die mich nur zu gern an meine Ohnmacht erinnerten. Meine Tante ließ es sich angelegen sein, jede Aufwallung meiner Lebensgeister mit dem Hinweis zu unterdrücken, daß ich hier nur vorübergehend geduldet sei, und mein Vetter David hatte, wie Kinder oft, eine besondere Fähigkeit, mir klar zu machen, wie wenig es mir anstehe, diesen Umstand zu vergessen, während Jane ihn wirksam benutzte, um die geringste Regung männlichen Selbstgefühls in mir zu unterdrücken. Mit dem frischen und gesunden Sinn eines Knaben setzte ich mich oft wieder über alle die Widerwärtigkeiten hinweg, so daß es Zeiten gab, in denen es mir zu meiner Freude möglich war, mich mit David herum-

zubalgen, auf Jagd nach Kaninchen zu gehen, in den Felsenhöhlen herumzustoßern oder Dämme im Bach zu bauen.

Tante Mary hatte mir so oft erklärt, ich müsse in Kürze abziehen und mein Glück draußen in der Welt allein versuchen; während des Schafehütens war meine Einbildungskraft meist damit beschäftigt, mir in lebhaften Bildern das Geschick auszumalen, das mich erwartete. Auf dem Gipfel des felsigen Craig Fawr war mein Lieblingsplatz. Dort träumte ich Träume von einem ereignisvollen Leben der Zukunft. Dort genoß ich hoch oben die winddurchwehte Freiheit. Weithin schweiften meine Blicke über das reiche Tal von Clwyd — von der Meeresküste bei Rhyl bis zur türmereichen Stadt Denbigh —, und nichts trat zwischen mich und den Himmel. Dort war ich am glücklichsten, fern von der Berührung mit der kaltherzigen, selbstsüchtigen Welt, einzig der Gesellschaft meiner Schafe und meiner Gedanken überlassen. Dort konnte ich ganz ich selbst sein. Mein lautester Schrei konnte von niemand vernommen werden, frei konnte ich meine kühnsten Gedanken ausdenken.

In solchen Stunden pflegte Enochs ruhmreiches und wohlgefälliges Leben in jenem lieblichen Lande der Blumen und glühenden Sonne vor meinem geistigen Auge aufzutauchen, und nicht lange, so begeisterte mich die Erinnerung daran immer mächtiger, auch so ein gottesfürchtiges und sündloses Leben zu führen, bis ich voll drängender Empfindung auf die Füße sprang, ringsum Steine auffammelte und eine Säule zum Zeugen meiner Gelübde aufrichtete, wie Jakob einst, von dem die Bibel berichtet. Die Stunden auf den Höhen des Craig Fawr verloren nie ganz ihre Wirkung auf mich. Sie vermittelten meiner Seele die Ahnung einer geheimnisvollen Zusammengehörigkeit mit dem allwissenden Gott, der durch die einherstürmenden Wolken und durch den Weltenraum die Gebete und heiligen Vorsätze des verwaisten Knaben vernahm; und oft noch später trat die Erinnerung an sie zwischen mich und mancherlei Unbilden.

Schließlich kam eine andere Tante aus Liverpool zu uns zu Besuch, und damit begann ein neuer, wichtiger Abschnitt in meinem Leben. Nachdem sie ihrer Schwester Meinung über mich vernommen hatte, ließ sie vertraulich durchblicken, daß ihr Gatte — den ich später als Onkel Tom kennen lernte — es wohl ver-

möchte, mir eine Stellung zu verschaffen, in der ich es zu Wohlstand und Ansehen bringen würde. Er habe großen Einfluß bei einem Mr. Winter — dem Leiter einer Liverpooler Versicherungsgesellschaft —, so daß meine Zukunft damit gesichert wäre. Nach einigem Hin- und Herreden zwischen den beiden Schwestern ließ sich Tante Mary davon überzeugen, daß ich nur in Liverpool zu landen brauche, um für immer untergebracht zu sein.

Nach Tante Marias Abreise langte denn auch ein Brief ihres Gatten an, der alles, was sie gesagt hatte, bestätigte und die Notwendigkeit eines schleunigen Entschlusses betonte, da die betreffende freie Stelle nicht länger unbefetzt bleiben könne. Das hatte immerhin den Nutzen, Tante Mary zur Eile anzutreiben bei der Beschaffung der nötigen Ausrüstung für mich, die sie mir so vollständig mitzugeben beschlossen hatte, als sei sie für eines ihrer eigenen Kinder bestimmt.

Als schließlich der Tag der Abreise herankam, rangen die widerstreitendsten Gefühle in mir. Es mag albern klingen, wenn ich versichere, daß ich Ströme von Tränen vergoß, als ich von Pymon Beuno Abschied nahm, wo es niemanden gab, der mir eine Träne nachgeweiht hätte. Als die bekannten Bilder aber, der trauliche Gasthof inmitten seiner lieblichen Umgebung, der Craig Fawr, die Felder und Wälder, die Höhlen und der Bach, eins nach dem andern zum letztenmal an meinen Blicken vorüberzogen, kam ich doch fast in Versuchung, einen kleinen Aufschub zu erbitten.

Als uns der kleine Postdampfer der Stadt Liverpool entgegentrug und die Küsten von Wales unseren Blicken entschwunden waren, stimmte der Anblick des weiten, grauen Meeres und des trüben Himmels so recht zu den traurigen Gedanken, die mir das Herz bedrückten. Ich hielt mich für das elendeste Geschöpf auf der Welt und sogar des Rechts beraubt, das Land lieben zu dürfen, in dem ich geboren war. Ich sagte mir: „Ich habe keiner lebenden Seele etwas zu Leide getan, und doch, auf welcher Scholle ich auch heimisch werden will, stets verschwören sich alle, mich von ihr loszureißen und wie einen Vagabunden in die Fremde hinauszutreiben!“

Tiefes Weh durchwühlte mich, und das bittere Gefühl äußerster Bettelarmut lastete so auf meinem Gemüt, daß meine Ohren taub

gegen alle Worte, meine Augen blind gegen alle Farben wurden, außer gegen solche, die mit meinem verdüsterten Innern übereinstimmten. O! hätte ich doch wieder in Frieden dort oben auf den Höhen meines Craig sitzen und die Gedanken frei hinausenden können, einen nach dem anderen, bis meine Augen das Lächeln wiederfänden und ich neue Kraft schöpfte, um das Elend der Verwaisheit und die eisige Kälte der Welt zu ertragen. Immer wenn ich später wieder von Englands Küsten Abschied nahm, kam mir die entsetzliche seelische Niedergeschlagenheit jenes Tages qualvoll ins Gedächtnis zurück.

Als wir den halben Weg durch die Bucht von Dee zurückgelegt hatten, erblickte ich voller Staunen zum erstenmal die vielen ansehnlichen Segelschiffe, über denen sich Türme von geblähten Segeln erhoben, als sie über das Meer dahin nach andern Weltteilen zogen, fern, fern von dem unserigen. Nicht lange darauf erschienen am Horizont vor uns Wolken von Rauch, aus denen allmählich eine gewaltige Stadt hervortauchte. Ich unterschied immer deutlicher weite Häusermassen, hoch gen Himmel ragende Schornsteine, Türme und Mauern, Wälle und einen Wald von Schiffsmasten.

Mein bäuerisches Begriffsvermögen wurde von dem Versuch, die Bedeutung dieses Anblicks zu erfassen, ganz verwirrt. Diese ungeheure Anhäufung von Gebäuden, dieser düstere Rastplatz für Schiffe — war das Liverpool? Ehe ich eine genügende Antwort auf diese Frage fand, war ich rings schon von Liverpool umgeben; es war, ehe ich es noch recht bemerkt hatte, ein mit zahllosen Bauten von nie gesehener Größe und Ausdehnung bedecktes Gelände, das nach allen Seiten um mich herum auf einmal wie aus dem Meer heraufgewachsen schien.

Wir rauschten an einem mächtigen Wogenbrecher vorüber, der sich steil wie eine Festungsmauer über uns erhob, und fuhren dann in die Mündung eines breiten Flusses hinein; nach allen Seiten zeigten sich schier unermesslich ausgedehnte Küstenstriche voller Häuser und Anlagen, deren äußerste Linien, als ich mich umdrehte, in der Ferne im Meer verschwanden, von woher wir so hurtig hereingedampft waren.

Ehe ich all der Fülle von neuen Eindrücken, die auf mich einstürzten, Herr werden konnte, klopfte mir meine Tante, die bis

dahin, ohne sich zu rühren, still und steif dageessen hatte, auf die Schulter und bedeutete mir, ihr ans Ufer zu folgen. Mechanisch gehorchte ich und stolperte auf die schwankende Landungsbrücke hinaus, die breit genug war, eine ganze Stadt von Menschen aufzunehmen; und über eine eiserne Brücke hinüber ging es, inmitten einer solchen Menschenmenge, daß mir vor Angst und Staunen schier der Atem verging, der Höhe der riesigen Seemauer zu.

Oben bestiegen wir einen Wagen und fuhren zwischen hohen Steinwänden, über die Schiffsmasten hinausragten, und durch eine von Rauch und Pech- und Teergeruch gesättigte Atmosphäre hindurch endlich in lange Straßen hinein, die vom Verkehrslärm widerhallten. Meine Ohren unterschieden anfangs das Klirren von Eisen, das knirschende Rollen von Rädern, den Klang eisenbeschlagener Hufe, bis ich nur noch ein allgemeines wirres Gedröhne vernahm, das mir unheimlich und schrecklich vorkam und mir ganz die Sinne betäubte. Frisch aus dem weltentrückten, stillen Dasein ländlichen Lebens herauskommend, erbehten alle meine Nerven bei diesem unaufhörlichen Gerassel und Getöse. Dies ruhelose, heftige Getümmel, das ich durch die Wagenfenster wahrnahm, dieser Wirrwarr durcheinander hallender Geräusche ertödete jede Geistestätigkeit in mir, bis ich nur noch das beklommene Gefühl der eigenen Nichtigkeit inmitten solch eines ungeheuren Babylon hatte.

Die Uebergewalt dieses Tumultes sich wild drängender Kräfte machte mich mutlos und verzagt, und ich fühlte mich abermals versucht, meine Tante anzuflehen, mit mir in den Frieden Tremereichions zurückzukehren, unterdrückte jedoch mannhaft diesen Anfall von Feigheit, als unser Wagen, ehe ich völlig zusammenbrach, auch schon vor einem Gasthof anhielt. Hier wurden wir von so fröhlich lächelnden und verbindlichen Gesichtern begrüßt, daß ich neues Vertrauen schöpfte. Die bequeme und schöne Einrichtung überall und die gegenseitige, herzliche Begrüßung zwischen der Tante und ihren Freunden taten mir wunderbar wohl.

Am Abend erschien Tante Maria, und bei ihrem warmherzigen Willkomm verschwanden die letzten Spuren meiner Verstörung; ja, ich empfand sogar etwas wie Stolz und freudige Erwartung darüber, daß mein unbedeutendes Ich nun bald mit zu

den vielköpfigen Herrschern gehören sollte, deren Lärmen und Tosen die Stadt Liverpool meinem bäuerischen Knabengemüt zuerst so schrecklich hatte erscheinen lassen. Tante Maria wurde genötigt, zum Neunuhr-Imbiß zu bleiben. Als sie sich dann aber bald zum Fortgehen erhob, sträubte ich mich gar nicht mehr, dem Schrecken der Straße zu trotzen. Tante Mary drückte mir einen Sovereign in die Hand, stand über eine Minute unbeweglich und feierlich da und ermahnte mich dann noch einmal, ein guter Knabe zu bleiben und möglichst bald reich zu werden. Ich wurde zur Tür hinausgeführt und sah sie niemals wieder.

Die Straßen waren nicht mehr von dem wüsten Lohwabobu erfüllt wie tagsüber. In schnellem Trabe fuhren wir durch meilenlange, erhellte Straßen und weiterhin an endlosen, spärlich erleuchteten Häuserreihen entlang. Endlich jedoch kamen wir in den friedlichen Bereich stiller Gassen und schlummernder Menschen. In diesem Stadtteil hielt die Kutsche bald an, wir stiegen aus und standen vor der Tür des Hauses Nr. 22 in der Roscommon-Straße.

Meine Kiste mit der Liverpooler Ausrüstung wurde ins Haus geschafft, und eine Sekunde später lag ich dem lieben „Onkel Tom“ in den Armen. In Erwartung meiner Ankunft hatte sich eine große Gesellschaft versammelt. Da war meine unwiderstehliche Cousine, Mary Parkinson, mit ihrem Gatten, dem stattlichen John Parkinson, einem biedereren, behäbigen und freundlichen Mann. Da waren mein Vetter Teddy und Cousine Kate und Gerard Morris und andere.

Base Mary, ein sehr selbstbewusstes junges Frauenzimmer, war wie alle hübschen Frauen ihrer Beliebtheit in einem kleinen Kreise sicher; aber so anziehend sie auch war, Onkel Tom, ihr Vater, übertraf sie doch. Er war der Mittelpunkt der ganzen Familie, und seine Meinungen waren Gesetz im Hause. Er stand da, im Vordergrund, von mittlerer Größe, wohlgenährt, rotwangig, und war so herzlich, daß es unmöglich war, ihm zu widerstehen.

„Meiner Treu, Jungchen! Du bist aber mal ein hübscher Bursche. Posttausend, ich hätte nicht gedacht, daß es in Wales solche Kerle gäbe! Das ist ja 'ne wahre Pracht, so rund und gesund, wie du bist! Wo hast du die Baden nur her, diese Baden, wie Aepfel, und diese Sternenaugen? Ganz famos! — Nun, Mary, Jones, meine Lieben, was steht ihr steif und stumm? Heißt

den Jungen mal auf Lancashire-Art willkommen! Gib ihm 'n Kuß, Mädchen, er ist dein echter Vetter — und Teddy, mein Junge, komm her und schüttle deinem Vetter mal die Hand! So! Kate, tritt vor, mein Liebling, und sage schön guten Tag! Na, siehst du, so ist's recht! Willkommen, mein lieber Junge, tausendmal willkommen in Liverpool! Das ist eine große, berühmte alte Stadt, weißt du wohl, und du bist jetzt ihr junger Bürger!" — und so ging es fort.

Er war so treuherzig in seinen Reden und so zuversichtlich über meine Aussichten in Liverpool, daß ich die überwältigende Größe der Stadt und meinen ersten Schreck über ihren Lärm ganz vergaß.

Onkel Tom war ein Mann von guter Erziehung und hatte einen verantwortungsvollen Posten im Eisenbahndienst bekleidet. Doch mußte er in einer oder der anderen Hinsicht nicht ohne Mängel sein, denn er war nur noch ein kleiner „Cottoner“ (Baumwollinspektor), mit einem Pfund Gehalt wöchentlich, wovon er und seine Familie leben mußten. Sein Charakterfehler — wenn man es Fehler nennen kann — mag aus dem Umstand erhellen, daß er sich, während sich seine Familie vergrößerte, voreilig die Sorge für einen Jungen meines Alters aufbürdete. Er geriet zu leicht in Feuer. Er liebte den Frohsinn und heitere Geselligkeit, war immer zufrieden mit sich und andern und stets geneigt, sich für jedermann ins Zeug zu legen, der muntere Laune und ein gutes Herz zu haben schien; und so reichte denn sein schmaler Wochenlohn kaum mehr aus, um die täglichen Bedürfnisse zu bestreiten.

Während der ersten Tage schlenderte ich fast nur in den Straßen Liverpools umher, wobei der zwölfjährige Teddy Morris mein Führer war und mir die Vorzüge der Stadt mit der Miene eines Aktionärs anpries, der sich auf die vorteilhafte Anlage seiner Kapitalien etwas zugute tut. Die Ansichten seines Vaters über die Entstehung von Liverpools Glanz und Größe hatte er sich ganz zu eigen gemacht, und was er mir vorerzählte, machte einen solchen Eindruck auf mich, daß, wenn mich später jemand über diese Stadt befragt hätte, ich ihm zweifellos versichert hätte, sie verdanke ihr Aufblühen zum großen Teil den Bemühungen Onkel Toms und seines Sohnes Teddy.

Der Tag kam, da Onkel Tom mich zu Mr. Winter mitnahm, durch dessen einflussreiche Vermittlung der Grund zu dem mir verheißenen Wohlstand gelegt werden sollte. Ich hatte meinen neuen Schulanzug angezogen und mein Haar mit Muskatöl geglättet. Mr. Winter wohnte im Viertel der ersten Gesellschaft, auf der Everton-Höhe, und so stiegen wir denn hinan, Hoffnung und Freude in unseren Augen.

Wir wurden mit überfließender Liebenswürdigkeit und Höflichkeit empfangen, die mir fast übertrieben vorkamen, wenn ich den nagelneu glänzenden schwarzen Rock Herrn Winters mit des Onkels alter, verschliffener Toppe verglich. Mr. Winter entfaltete ein fleckenloses Taschentuch, um den Stuhl damit abzustäuben, ehe er ihn seinem Besuch anbot, und erkundigte sich dann aufs teilnehmendste nach der Gesundheit der „teuren“ Missis Morris und ihrer lieben, reizenden Kinder. Als er endlich auch auf meine Angelegenheit zu sprechen kam, wurde ich ordentlich aufgeregt, so stolz war ich über die Komplimente, mit denen er mich überschüttete.

Missis Winter, eine äußerst freundliche Dame in langen Locken, erschien alsbald, und nachdem sie ihren Gatten begrüßt hatte, wurden wir mit ihr bekannt gemacht.

Trotz unserer Gegenwart waren Mann und Frau so zärtlich zueinander, daß sie ihre Liebkosungen nicht lassen konnten. Ich wurde schamrot, als sie sich unausgesetzt „mein Liebchen“, „mein holder Engel“, „mein süßestes Herzchen“ anredeten. In Wales war es nicht Sitte, daß verheiratete Leute ihre Gefühle so in aller Oeffentlichkeit zeigten. Aber Onkel Tom war höchst vergnügt und betrachtete das alles als ganz in der Ordnung.

Als wir uns erhoben, um uns zu verabschieden, wurde Mr. Winter wieder ganz ernst, zeigte sich sehr wohlwollend gegen uns und bat meinen Onkel, am nächsten Morgen punkt neun Uhr wieder bei ihm vorzusprechen; er solle sich versichert halten, dann etwas Günstiges für mich zu erfahren. Als wir den Abhang von Everton hinunter wieder unserem Hause zuschritten, erging sich Onkel Tom in nachdrücklichen Beteuerungen, daß „der liebe alte Winter“ ein „geborener Gentleman“, „eine wahrhaft edle Seele“, „ein prächtiger, famoser Kerl“ sei, und ich mich als „gemachten Mann“ betrachten könne. Frohlockend über diese herrlichen Aussichten stimmte ich voller Begeisterung in meines Onkels Gefühlsausbrüche ein

und verlieh meiner Meinung Ausdruck, daß Missis Winter einer Heiligen gleiche, mit ihren sanften Taubenaugen und zarten Lächeln, obgleich sich in einem Winkel meines Herzens etwas wie Verachtung über die geschmacklosen Zärtlichkeiten regte, deren unwilliger Zeuge ich gewesen war. Zu Hause angelangt, erstatteten wir der Tante Bericht und ließen sie an unserem Entzücken teilnehmen.

Zwanzigmal noch machten Onkel Tom und ich den Weg nach Everton-Höhe hinauf, und je öfter wir mit Mr. und Mrs. Winter sprachen, desto mehr Zweifel stiegen in uns auf über die Richtigkeit unserer ersten Eindrücke. Die Besuche kosteten Onkel Tom, der seiner Arbeit, Baumwollballen zu begutachten, hätte nachgehen sollen, siebenzig Schillinge Einbuße, ein Verlust, den er schmerzlich empfand und nicht ersetzen konnte. Das Paar empfing uns jedesmal mit ausgesuchter Höflichkeit, und jedesmal wiederholte sich ihr Gurren und Geschnäbel.

Am Schluß der einundzwanzigsten Visite konnte Onkel Tom sich nicht länger beherrschen und brach zornig los:

„Hol's der Kuckuck, Mann! Jetzt hör' endlich mit den Fagen auf, Winter! Du bist ein widerwärtiger Aufschneider und weiter nichts! Zum Henker, was kannst du bloß für einen Gefallen finden an dieser ewigen Lügerei! Pfui Teibel, sage ich, du verdammter, alter Heuchler! Ich will ersticken, wenn ich hier noch länger bleibe! Komm nur, mein Junge, wir wollen hier weg, wir wollen nichts mehr zu tun haben mit diesem schuftigen, gleichnerischen Getue!“

Ich war durch eine geheime Ahnung auf solch einen Ausbruch vorbereitet; als er aber jetzt eintrat, erschrak ich doch über seine wilde Heftigkeit und war beschämt von des Onkels Derbheit. Den ganzen Weg bis nach Hause schäumte er über den „Poffenreißer“, tröstete mich und sich aber schließlich mit den Worten: „Macht alles nichts, Junge! Wir werden auch ohne die Hilfe von solchem Gefindel fertig werden!“

An demselben Tage rief mich Tante Maria beiseite und borgte mir meinen Gold-Sovereign ab, indem sie sagte: „Onkel Tom war nun die drei Wochen über ganz aus der Arbeit heraus, weil er, wie du weißt, mit dir jeden Tag zu dem falschen Freunde hinaufging, der euch mit Versprechungen abspießte. Onkel ist schrecklich

niedergeschlagen und herunter, ich will ihm deshalb eine oder zwei gute Mahlzeiten bereiten, um ihn wieder aufzufrischen. In ein oder zwei Tagen wird er sich dann wohl erholen!"

Am Montag Morgen der folgenden Woche bat sie mich um meinen neuen Anzug und brachte ihn in das Haus „zu den drei Goldkugeln“. Den nächsten Montag trug sie auch noch meinen Ueberzieher hin, und da merkte ich denn wohl, daß sich die Familie in großer Not befand. Diese Erkenntnis war, glaube ich, ein gutes Mittel, um meine Urteilskraft zu schärfen.

Ich durchwanderte nunmehr die Straßen in anderer Absicht, als um meine Neugier zu befriedigen. In jedes Ladenfenster sah ich nach dem Zettel: „Junge gesucht“. Unzählige Male bot ich meine Dienste an, bekam aber entweder zur Antwort, daß ich zu jung, zu klein, zu ungeschickt aussehe, oder daß ich zu spät komme und dergleichen mehr; eines Tages jedoch, nach Hunderten von Abweisungen, erhielt ich meine erste Anstellung bei einem Kurzwarenhändler auf der Londoner Straße für fünf Schilling Wochenlohn; mein Dienst dauerte von sieben Uhr morgens bis neun Uhr abends und bestand in Ladenauslegen, Lampenzurechtmachen, Fensterputzen usw.

Da die Londoner Straße ziemlich weit von der Roscommon-Straße gelegen war, mußte ich vor sechs Uhr aufstehen, wobei der Onkel mir Gesellschaft leistete, der sich zu der Stunde sein Morgenfrühstück selbst bereitete. Dann war er in der besten Laune. Er kochte den wohlschmeckendsten Kaffee und war viel freigebiger mit Brot und Butter als die Tante. Er war voll unerschütterlichen Zutrauens auf meinen schließlichen Erfolg im Leben und pflegte zu sagen: „Ei, Junge, du wirst dich zuletzt schon durcharbeiten. Es ist ein bißchen hart im Anfang, ich weiß, aber es kommen schon bessere Zeiten, ich gebe dir mein Wort darauf!“ Und dann führte er zahlreiche Beispiele von Leuten aus Liverpool an, die ganz von unten angefangen hatten und durch unbeirrte Ausdauer und Geduld zu fabelhaftem Reichtum gelangt waren. Diese Morgenkaffeestunden, während Tante Maria und die Kinder noch schliefen, gehören zu den bleibenden Schätzen meiner Erinnerung.

Um halb sieben Uhr in der Frühe verließ ich immer das Haus, mit einem kleinen Päckchen mit Butterbrot und kaltem Aufschnitt in der Tasche, meinem Unterhalt bis neun Uhr abends. Tausende

in gleicher Lage gingen mit mir durch die Straßen ihren verschiedenen Beschäftigungen nach, wohlgenut, froh und mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks. Allem Anschein nach waren sie durchaus zufrieden mit ihrem täglichen Beruf, und ein klein wenig davon fühlte auch ich in mir, obgleich ich hätte weinen mögen, wenn ich an die schweren Schließläden dachte, die ich herunterzunehmen und wieder aufzustellen hatte. Während der Vormittage zeigte sich die Sonne fast nie, die Gebäude hatten ein düsteres Aussehen, in der Luft flog dick der Ruz, und alles erschien schmutzig und trübe, aber wenige achteten darauf.

Wenn es gegen halb zehn Uhr ging, kehrte ich mit getheilten Gefühlen nach Hause zurück. Mein Rücken schmerzte, ich war überhungrig und todmüde, und das Abendbrot aus Miesmuscheln, Krabben oder Bückling war nicht gerade geeignet, meine Lebensgeister aufzufrischen. Um halb elf Uhr lag ich im Bett, wie zer Schlaglagen vor Müdigkeit.

Solange meine ländliche Frische vorhielt, ging alles seinen Gang, aber nach zwei Monaten hatte das Heben der Schließläden mich derartig angegriffen, daß ich eine Woche lang das Bett hüten mußte, um mich etwas zu erholen. Inzwischen hatte der Ladeninhaber sich einen kräftigen Burschen von achtzehn Jahren an meiner Stelle angeschafft. Es folgte wieder ein Monat, in dem ich die Straßen auf und ab lief, um Arbeit zu suchen, wobei ich den gewohnten Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung durchlitt. Die Finanzen der Familie waren in äußerst schlechtem Zustand. Beinahe alle meine Anzüge waren in das Haus „zu den drei Goldkugeln“ gewandert, mein dürftiges Kleußere aber schreckte jedermann ab, mich in Dienst zu nehmen.

Die Not trieb mich immer weiter und zuletzt bis zu den Docks hinaus. Dort begegnete ich auf der Suche nach Arbeit zum erstenmal den kühnen Schiffsjungen und Matrosen in ihren stattlichen Jacken mit den Messingknöpfen; ihr unerschrockenes und kedes Benehmen erregte meine ganze Bewunderung. In den kleinen Schaufenstern der Matrosenläden waren prächtige Schnupf- und Halstücher ausgehängt, die in Buntdruck die Gestalten der königlichen Prinzen in Marinouniform zeigten, was in meinen Augen den Seemannsberuf ungeheuer hob, der mir bis dahin, so seltsam es klingt, als untergeordnet erschienen war. Diese erhöhte Achtung

veranlaßte mich, in das Innere der Docks mich hineinzuwagen, um mir die Schiffe in der Nähe zu besehen. Wie erstaunte ich über ihre Bauart und Größe, und mit welchen an Ehrfurcht grenzenden Gefühlen las ich über dem Gallionsbild am Bug ihre Namen, wie „Rotjacket“, „Blaujacket“, „Chimborasso“, „Pocahontas“, „Beherrscher der Meere“, „William Tapscott“, und andere! Sie klangen mir so romantisch. Was für herrliche Schiffe waren es! Wie breit und langgestreckt war das Dock! Wie mächtig gewölbt der Rumpf der Schiffe! Welch schwindelnde Höhe hatten die Masten! Was herrschte für eine geheimnisvolle Atmosphäre wie von fernen Erdteilen, dem würzigen Indien, den Inseln der Südsee her! Welch ein Duft von seltenen Erzeugnissen strömte von ihnen aus! Tief aus ihren unteren Räumen hervor erschienen seltsame Getreidearten, mit Blechreifen umschlossene Seidenballen, große Orhofte, Fässer und Tonnen, Kisten und Säcke, eins nach dem andern, bis sich die aufgestapelten Haufen all der wunderbaren Dinge bis zur Höhe der Schuppendächer erhoben.

Ich begann Interesse zu empfinden für das rege Treiben des Handelsverkehrs. Das Schnurren und Rollen der Krane und Flaschenzüge war Musik für mich. Mit Vergnügen hörte ich dem Klirren und Schleifen der Stahltrossen und dem Rollen der Hölzer auf den granitenen Raiquadern zu, und die aus allen Teilen der Welt unter englischen Dächern angesammelten Frachtgüter waren ein großartiger Anblick für mich.

An Bord waren im Takelwerk Schilder mit Auskunft über die Besegelung und das Reiseziel jedes Schiffes angebracht; einige waren nach Neu-York, Neu-Orleans, Demerara und Westindien, andere nach Bombay, Kalkutta, Schanghai, dem Kap, Melbourne, Sidney und anderen Häfen bestimmt. Was mochten das für Städte sein? Wie konnten diese mächtigen Schiffe jemals aus den stillen, rings mit Granit ummauerten Becken wieder herausgebracht werden? Ich brannte darauf, diese und ähnliche Fragen zu stellen.

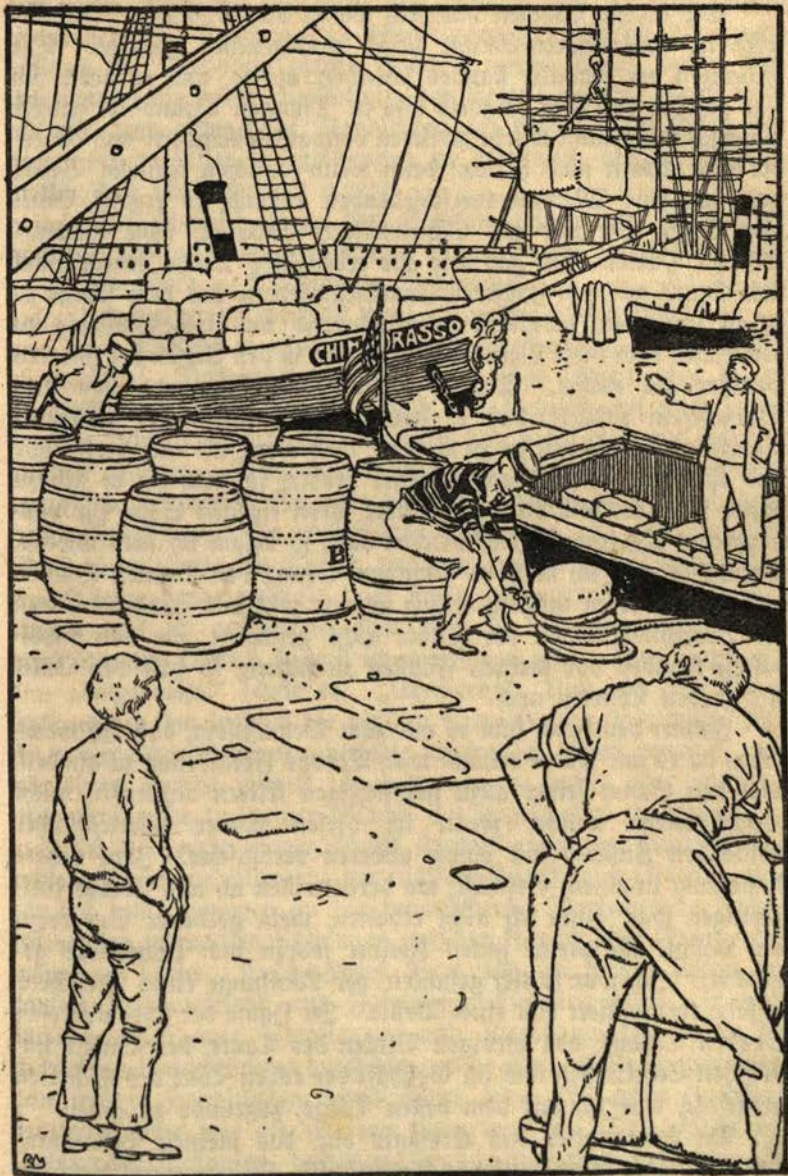
Es trieben sich stets ein paar Liverpooler Jungen in meiner Nähe herum, die nicht abgeneigt waren, mir die gewünschte Auskunft zu erteilen. Sie machten mich auf streng und herrisch blickende Männer als die Schiffskapitäne aufmerksam, gegen deren Befehle

sich auf See niemand auflehnen durfte; sie zeigten mir andere mit dem Ausdruck rücksichtsloser Tatkraft im Gesicht und durchdringenden Kommandostimmen, das waren Schiffsmaate und Offiziere, die aufzupassen hatten, daß die Befehle ihres Vorgesetzten genau befolgt wurden; und endlich die Leute im Wollwamms, die im Takelwerk arbeiteten, die mit goldenen Ohrringen geschmückt waren und mit göttlicher Kaltblütigkeit und Geschidlichkeit ausspuckten, das waren die Matrosen, die das Schiff von Hafen zu Hafen lenkten. Jeder dieser Seeleute schien mir einen Ausdruck von Kraft, Kühnheit und Trotz im Antlitz zu tragen.

Als ich mich von den Knaben trennte, die sich als wahre Wunder an praktischen Kenntnissen erwiesen und über alle mit dem Seemannsleben in Verbindung stehenden Dinge aufs genaueste Bescheid wußten, hatte ich mir eine Menge seemännischen Wissens angeeignet.

Eines Tages streifte ich wieder auf der Suche nach Stellung herum, da sah ich über einer Fleischerbude die Ankündigung „Junge gesucht“. Ich bot mich sogleich an, und Mr. Goff, der Inhaber, ein freundlicher und stattlicher Mann, nahm mich auf der Stelle in Dienst und überwies mich seinem Werkführer. Dieser Werkführer, ein finster und grimmig dreinblickender Schotte, hatte sicherlich einen Spleen; so andauernd heftig und unsinnig zornwütig zeigte er sich. Immerzu hatte er etwas auszusetzen und zu schimpfen, und nie habe ich einen zankfüchtigeren Menschen gesehen als ihn. Schon die Augen dieses Mannes waren mir merkwürdig unsympathisch. Sie waren von bräunlich grüner Farbe, und ihre kleinen, schwarzen Pupillen funkelten in tückischer Bosheit wie die eines Reptils. Als ich nach Jahren den afrikanischen Krokodilen zum erstenmal in die Augenringe sah, war mein erster Gedanke dieser Werkführer Goffs.

So unangenehm mein Aufenthalt bei dem Fleischer unter der Herrschaft des unmenschlich rohen Werkführers war, so ermöglichte er mir doch, mit den kühnen Beherrschern der Meere und ihren herrlichen Schiffen näher bekannt zu werden, denn meine Arbeit bestand darin, täglich frischen Fleischvorrat in großen Körben auf die im Dock liegenden Schiffe zu bringen; und Zeit und Schicksal wollten es, daß durch diese Bekanntschaft mein Leben die entscheidende Richtung nehmen sollte.



Die letzten Wochen hindurch waren die häuslichen Verhältnisse in Roscommon-Strasse höchst unangenehm gewesen. Die Finanzen der Familie standen schlechter als je, und es hatte sich klar gezeigt, daß hier gerade so wie in Pynnon Beuno ein großer Unterschied gemacht wurde zwischen verwaisten Kindern und denen, die ihre Eltern noch hatten; denn wenn zwischen meinem Vetter und mir eine Meinungsverschiedenheit bestand, so ergriff Onkel wie Tante, die wir als Schiedsrichter anriefen, ohne weiteres Teddys Partei. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, jedem Zank und Streit mit den jüngeren Familiengliedern aus dem Wege zu gehen und mich möglichst zuvorkommend und liebenswürdig zu benehmen, aber diese Bemühungen wogen in den Augen der anderen weniger als nichts. Teddys anmaßendes Betragen, von dem Bewußtsein gestärkt, daß er seines Vaters Sohn sei, verdiente manchmal zurückgewiesen zu werden; doch wenn ich mich verteidigte und ihm mit einer Tracht Prügel drohte, so flüchtete er sich zu seiner Mutter; und da jede Mutter ihren eigenen Sohn für vollkommener als irgendeinen anderen hält, so bekam ich stets unrecht. Gerade so, wie ich mich in Pynnon Beuno den Launen Davids hatte unterwerfen müssen, erging es mir jetzt mit Teddy. Wenn die Zurechtweisungen der Tante nicht genügten, um den räupelhaften Knaben vor meinen Fäusten zu sichern, so half der Onkel mit groben Worten nach.

Immer deutlicher kam es mir zum Bewußtsein, daß sich meine Lage, da es mir weder erlaubt war, Teddys Frechheiten zu ahnden, noch den Schutz seiner allzu nachsichtigen Eltern anzurufen, nicht verschlimmern würde, wenn ich diesen immer unerträglicher werdenden Zustand mit einem anderen vertauschte. Jene sichere Anstellung in einem Geschäft, um derentwillen ich aus Wales fortgegangen war, hatte ich nicht erhalten, mein goldener Sovereign war dahin, alle meine guten Kleider waren ins Pfandhaus gewandert. Ich war so tief gesunken, der Lauffunge eines Fleischers zu sein, tyrannisiert von einer Bestie. Zu Hause der schrankenlosen Bosheit Teddys, den zornigen Blicken der Tante, des Onkels unwirschigen Scheltreden und im Geschäft der rohen Wut des Schotten ausgesetzt, war ich auf dem besten Wege, zugrunde zu gehen.

Da trat endlich das Ereignis ein, das meinen Lebenslauf entschied. Ich wurde auf das Frachtschiff „Windermere“ geschickt,

um einen Korb mit Vorräten und zugleich dem Kapitän David Hardinge die Rechnung zu überbringen. Während der große Mann die Rechnung prüfte, starrten meine Augen voller Bewunderung die reiche Ausstattung der Kabine an, ihre vergoldeten Spiegel und glänzenden Randleisten, ich versuchte im stillen den baren Wert dieser Vergoldungen zu berechnen, als ich plötzlich fühlte, daß ich beobachtet wurde.

„Mir scheint,“ sagte der Kapitän mit tiefer, dröhnender Stimme, „meine Kabine gefällt dir! Möchtest wohl darin leben, he?“

„Ach, Herr —,“ stammelte ich verlegen.

„Ich meine, du möchtest wohl gerne mit uns fahren?“

„Ich verstehe ja aber nichts vom Seedienst, Herr Kapitän.“

„Pah! Das wirst du schon bald alles lernen, was du zu tun hast; und später kannst du auch mal Kapitän auf solch einem schönen Schiff werden! Wir Seeleute sind zuerst auch nur Schiffsjungen gewesen. Was meinst du dazu, als mein Rabinenjunge zu mir zu kommen? Ich gebe dir fünf Dollars im Monat, dazu deine Ausrüstung. In drei Tagen segeln wir ab, nach Neu-Orleans, dem Lande der Freien und der Heimat der Tapferen!“

Meine ganze trostlose Lage stand mir augenblicklich vor den Augen, und ich antwortete, ohne mich zu besinnen: „Wenn Sie mich brauchen können, so will ich mit Ihnen gehen, Herr Kapitän.“

„Abgemacht!“ schrie er. „Steward!“ Und als der Mann kam, gab er ihm sogleich die nötigen Anweisungen über mich. Als sie miteinander sprachen, überlegte ich freilich etwas genauer, was für einen großen Schritt ich unternommen hatte; aber es stand nun nicht mehr in meiner Macht, ihn ungeschehen zu machen.

Es hielt nicht schwer, Goffs Einwilligung zum Austritt aus seinem Dienst zu erlangen; der tüdische Werkführer lächelte. Als ich auf dem Heimweg an die bevorstehende Veränderung dachte, schwankten meine Empfindungen zwischen krampfhafter Freude und unruhiger Reue. Geschmälztes Brot und ein karges Leben mit seinem Leihhauselend und Familienzwistigkeiten sollte vertauscht werden gegen gute Verpflegung und Unabhängigkeit. Für die beständige Unterdrückung durch die, welche sich das Recht anmaßten, jede meiner Handlungen, jedes Wort, jeden Gedanken zu beaufsichtigen, sollte jetzt die Freiheit mein werden. Das waren mir wohlthuende Gedanken; anderseits ernüchterten mich drückende Un-

gewißheit und böse Vorahnungen, und dazu quälte mich noch meine Liebe zum Heimatland. O! wäre meine Verzweiflung nicht so hilflos gewesen, wäre wenigstens Onkel Tom gerecht geblieben, ich hätte mich, wie eine Seemuschel an den Felsen, an sie geklammert! Die ungeheure Größe des bevorstehenden Wechsels und die unvermeidliche Trennung von jeder Gemeinschaft mit der Heimat in so kurzer Frist beunruhigten mich aufs heftigste; aber nichts vermochte mich von meinem Entschluß abzubringen.

Als der alte Mann nach Hause kam und die Neuigkeit erfuhr, wurde er ganz bestürzt.

„Was?“ rief er, „nach Amerika willst du? Als Kabinenjunge? So! Sage mir doch, wer dich auf die Idee gebracht hat! Ist hier irgend etwas passiert, wovon ich nichts weiß, he? Frau, antworte, bitte, was das bedeuten soll!“

Sein aufrichtiges Bedauern machte es mir noch schwerer, fortzugehen. Die Tante vereinigte ihre Bemühungen mit denen des Onkels, um mich anders zu stimmen. Aber vor meinem Geiste erstand wieder die ganze Jämmerlichkeit meines Zustandes, meine sklavische Abhängigkeit von Verwandten, die sich kaum selbst ernähren konnten, meine ekelhafte Arbeit, Feddys Unverschämtheit, die Familienzänkereien, meine Bettlerkleidung, die schmale tägliche Beköstigung, und ich sagte mit fester Entschlossenheit:

„Laß gut sein, Onkel. — Ich will fort. — Liverpool ist nicht der Ort für mein Vorwärtskommen.“

Und obgleich der Onkel sonst nicht gerade nachgiebiger Natur war, willigte er zuletzt doch ein.

Um seinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich bemerken, daß er in besseren Verhältnissen nie seine Einwilligung dazu gegeben hätte, daß sein Nefse so von England fortginge; denn es gab, nach seiner Meinung, kein Land in der Welt, das mit England zu vergleichen wäre.

Am dritten Tag wurde die „Windermere“ aus dem Dock geschleust und von einem Bugstierdampfer in die Mitte des Stroms geschleppt. Kurz darauf brachte eine Barkasse die Schiffsmannschaft an Bord, die Segel wurden herabgelassen, unser Schiff drehte sich in den Wind, und als der Bug auf das Meer zuhielt, hißten die Matrosen, im Chor den Takt dazu singend, die Toppsegel und braßten sie fest.

III. Auf See.

Als die „Windermere“ sich von dem Schlepddampfer losmachte und mit der See sich hob und senkte, spürte ich seltsame Leere und heftigen Schwindel im Kopf: mir war zumute, als stünde ich im Mittelpunkt eines weiten Kreises, um den sich Meer und Himmel und Schiff in wirbelnder Geschwindigkeit herumdrehten. Dann lag ich drei Tage besinnungslos, hilflos und schlaff vor Uebelkeit; am vierten Morgen jedoch wurde ich während des Deckwaschens sehr plötzlich zur Besinnung und auf die Beine gebracht durch eine heiser schrillende Stimme, die durch das Luf hinunter mir in die Ohren gellte, und deren Eigentümer sich in heftiger Aufregung zu befinden schien: „Komm heraus da unten, du junger Britischmann! — Wird's bald, he? Zurr dich hoch, du Tangbündel, und scher dich aufs Deck 'rauf, oder ich komme hinunter und häute dir deinen lebendigen Leichnam!“

Der wütende Nachdruck der Stimme hätte genügt, Tote zu erwecken, und die Furcht vor den schrecklichen Drohungen ließ mich jede Uebelkeit vergessen: ich raffte mich auf und stolperte so geschwind wie möglich an Deck.

Alle Nerven zitterten in mir, und als ich den ersten Blick auf die bewegte See und das schwankende Schiff warf, schienen mir meine Sinne fortzuschwimmen; aber die kräftige, durchdringende Brise war ein gutes Auffrischungsmittel, wenn sie mich auch nicht so ermunterte wie der Anblick des grimmigen Mannes, der mit drohender Miene auf mich zuschritt und mich anschnauzte: „Packst du gleich den Schrubbesen da an, du käfiger Grünling? Los! Faß zu, sag' ich dir, und schrubbe, du Sohn eines Schweinsfisches! Schrubbe! Schrubbe, bis du trieffst! Bis dir der Schweiß in deinen Karpfenschlund läuft. Aufs Deck, 'runter, du Schwabber, und knie dich hinein, du bleichsüchtiger Zitronenschluder!“

Ich warf in aller Eile einen verstohlenen Blick auf sein zornentbranntes Gesicht, um einen Begriff von diesem Mann zu bekommen, der sich in solch eine sinnlose Wut hineinarbeiten konnte; er war eine Art Geschöpf, von deren Existenz ich mir nie vorher hatte etwas träumen lassen. Als er mich sogleich ohne Zögern

noch Widerrede eifrig losarbeiten sah, sprang er auf einen andern Jungen auf der Leeseite zu, stellte sich breitbeinig, die Hände auf die Knie gestützt, neben ihn und redete ihn mit eingekniffenen Lippen höhnisch an: „Nun, Harry, mein Jungchen, mir scheint, du möchtest gern, daß meine Stiefelspitzen mal wieder nähere Bekanntschaft mit deinen Halbmonden machen, he?“

„Nein, Herr Maat“, schrie der Junge.

„Ei, das ist mal schön von dir, du süßer Kanonenbengel! — Lege dich mehr auf deinen Besen und wische nicht so zimperlich herum wie 'ne alte Jungfer beim Staubwischen, du Lämmel! Hast du verstanden?“

„Ei, ei, Herr Maat.“

Nelson, das war sein Name, richtete sich in die Höhe, blickte grimmig lächelnd zu den Matrosen hinüber, die in atemloser Hast mit ihren Schrubbern hin und her rutschten, und schritt dann zwischen ihnen auf und ab, indem er wahre Salven von lästerlichen Schimpfreden über ihre Häupter losließ. Wenn ich zwischen seinen heiseren Flüchen das Seufzen der See und das tiefe Stöhnen des Windes vernahm, so wunderte ich mich in der Seele, wie nur der Allmächtige dem so lange ruhig zusehen konnte. Doch schrubbte ich drauf los, bis mir tüchtig warm wurde; meine Gedanken aber schweiften weit von meinem Tun. Es schien mir unbegreiflich, daß, während die auf dem festen Lande lebenden Menschen solche Scheu zeigten, den Namen Gottes grundlos anzurufen, diese auf der hohen See von Gefahren aller Art umgebenen Leute ihren Troß gegen Himmel und Hölle so geradezu herausbrüllen durften. Nicht eine Seele hatte ich an Bord, der ich diese Gedanken anvertrauen konnte, und so kam es, daß es mir von dieser Zeit an zur Gewohnheit wurde, mit mir selber Zwiesprache zu halten.

Nach einigen Stunden wurde mir bekannt gemacht, daß ich der Wache des Untermaat Nelson zugeteilt sei und meine Koje mittschiffs im Schiffsjungenverschlag mit Harry zusammen habe. Von der Kabinenstelle wurde kein Wort geredet. Als die Wache abgelöst wurde, hatte ich mit Harry eine Unterredung. Harry hatte schon eine Fahrt auf der „Windermere“ mitgemacht, und obgleich er sonst „Grünschnäbel“, zu denen er mich rechnete, verachtete, so ließ er sich doch herab, sich gut mit mir zu stellen; hauptsächlich wohl deshalb, weil ich so große Ehrerbietung vor seiner Erfahrung

und seinem Auftreten zeigte. Er versprach mir gnädigst, daß er mich anlernen oder vielmehr „aufstakeln“ werde, damit ich einigen Bestrafungen aus dem Wege gehen könnte, mit denen die Maate schwerfälligen Schiffsjungen gegenüber gar schnell bei der Hand sind.

Meine Mitteilung, ich sei eigentlich als Rabinenjunge angemustert, versetzte ihn in große Heiterkeit. Das sei, sagte er, des Kapitäns altbewährter Trick. „Auf der letzten Fahrt hatten wir zwei Jungens an Bord, die hatte er auch auf die Weise gedingt, und als wir dann auf hoher See waren, da gab er dem Nelson bloß 'n Wink, daß der über sie herfiel wie tausend Ziegelsteine und sie hübsch geschwind voraus über Bord jagte, sag' ich dich. Die wurden den Weg bis Neu-Orleans sauber zugerichtet; dann drückten sie sich am ersten Raipfeiler; was sie konnten, verschleißten sie, und ihre Kleidersäcke und ihr Gelump ließen sie mir da. Die jungen Toffel haben uns hübsch was eingebracht, siehst du. Der Skipper, da schwör' ich drauf, daß der mit 25 Dollars klargekommen ist, von ihrer Löhnung! Die Kru (Mannschaft) hatte ihren Spaß mit ihnen, und ob! Und ich bekam ihre Fesen.

Worauf du deine Augen haben mußt, — Junge — halt die Augen offen, sag' ich dich! Gucl auf den Nelson hin und halte dich zu! Der Mann ist nicht von Seide! Wenn du dem unter die Finger scherst, der macht's dich heiß, das kannst du glauben! Wenn der aufpfeift, dann jumpe an Deck, wie von die Tarantel gestochen, und schrei: „Herr Maat“, und „Ei, ei!“ Laß ja „Herr Maat“ nicht weg. Ob's du nun schrubby, Enden klar kriegen, oder auf die Raa hinauf mußt, flize los wie's Wetter, — fix ist die Losung, sag' ich dich! Dein Untermaat ist schlimm genug, aber denn sollst du's erst mal mit Waters zu tun kriegen, dem Obermaat, das ist der wahre Teufel! Bei den kommen die Schläge noch vor den Wort, — Nelson, der heult immer erst los, wie 'n Walroß, eh' daß er zuhaut. Herr den Donner, ich habe wohl hier an Bord schon Szenen erlebt, weiß der Deibel, auf den Rahn hier!“

„Wie bekam denn aber der Kap'tän 25 Dollars heraus von den Jungens auf der letzten Fahrt?“

„Wie, meinst du? Na, du bist ein Büdling — mit Rogen! Sie ließen ihm ihre Löhnung für zwei Monate da, die behielt er

im Kasten, als sie von Bord liefen und sich nicht wieder blicken ließen, weil's ihnen noch schlimmer ergangen wäre. Ja, mein Jungchen, so sieht der Braten aus, mit Speck und Kruste, mein kleiner Stodfisch! Man braucht die jungen Grünlinge auf See nur tüchtig schinden und täuen, und sie witschen an Land bei der ersten Feuer-Boje!"

"Waren zu dir die Maate auch so roh?"

"Zu mir? Waters nahm mich zu sich in die Wache und ließ mir nichts geschehen; ich war auch kein solcher Grünling mehr, siehst du. Mein Vater brachte mich aufs Schiff, der kannte sich aus mit dem Zeug, und da habe ich meinen Kontrakt, gud her, unterschrieben, auf den Punkt! Das hatten die anderen nicht, die kamen man so an Bord, mit dem Käpt'n seine Erlaubnis, ja, — gerade wie du man auch. Für mich hat der Skipper Rede zu stehen, wenn er wieder in den Hafen kommt; aber du, wenn du über Bord geblasen wirst, — da fragt keine Menschenseele nach. Ich bin so gut wie ein richtiger Matrose, nur noch zu jung fürs Vorded! Ich nehme die Oberbramssegel gerade so fix ein wie der älteste Badsgast und kenne das fahrende Gut an Bord bis auf jeden Schotholer, siehst du, während du Achter- und Vorderstevan nicht voneinander unterscheiden kannst!"

Diese ihm geläufige Seemannssprache, deren Sinn ich meist überhaupt nicht verstand, seine Kaltblütigkeit und Verbheit, das überlegene Lächeln und seine völlige Gefühllosigkeit zwangen mir Staunen und höchste Bewunderung ab. Er war der echte junge Matrose, mit diesem Sprühen in den Augen und den rosigbraunen, festen Backen, die von überquellender Lebenskraft und Gesundheit frosteten. Von einer Eigenschaft abgesehen hätte ein Fürst auf ihn als Sohn stolz sein können: der Satan hatte ihn nach meiner Ansicht in der Gewalt. Seine schredliche Gottlosigkeit, die lästerliche Roheit seiner Ausdrucksweise entfernten ihn innerlich meilenweit von mir, als wäre er ein tapferer junger Wilder von einer mir gänzlich fremden und unverständlichen Nation und Sprache. Er war in nichts der Nachahmung wert und nötigte mir doch die leidenschaftlichste Bewunderung ab, weil er schon über See gefahren und in Amerika gewesen war, weil er die Gefahren und Leiden des Seelebens kannte und sich durch nichts einschüchtern ließ.

Long Hart, der Koch, war auch eine Art Held in meinen Augen. Er stand über sechs Fuß hoch in seinen Rabüsen-Pantinen, und sein safrangelbes, verrunzeltes Gesicht erzählte von fremden Sonnen und Seefahrten und romantischen Abenteuern. Seine goldenen Ohrringe hatte er gewiß von seinen toten Frauen geerbt. Seine Beinkleider bestanden aus schwarzem, dünnem Stoff, sein Leib war in ein dunkelblaues, wollenes Wams gehüllt, und auf dem Kopf trug er eine gestricke, blaue Zipfelmütze. Er verachtete es, sich der Seemannsausdrücke zu bedienen und sprach in hochtrabenden Phrasen wie ein Schulmeister. Meine bairische Unerfahrenheit und Unschuld mochten es ihm angetan haben; am zweiten Abend nach meiner Auferstehung bot er mir schon seine Rabüse zum beliebigen Aufenthalt an, und wenn ich mit unseren Eknäpfen antrat, steckte er mir statt des steinharten Schiffszwiebaks feines Weißbrot zu und versorgte mich freigebig mit Hackbraten und Specklößen. Während mancher Nachtwache erzählte er uns von seinen Hochseefahrten nach Callao, Kalifornien, den Westküsten Afrikas und sonstwohin, von denen mir viele wegen der dabei an Matrosen verübten Grausamkeiten ganz furchtbar vorkamen; und ich atmete dankbar auf, daß die Kapitäne von heutzutage nicht mehr so grausam waren wie die vor zwanzig Jahren. Seine Freigebigkeit und Herablassung gegen einen solchen Knirps wie mich machten mich ihm so unbedingt ergeben und zugetan, daß er mich, wie ein Art Schirmherr, bald ganz in seinen Schutz nahm und mir in mancher Hinsicht von großem Nutzen war.

Die „Kru“ bestand zumeist aus Iren, Holländern (Dötschmäns), ein oder zwei Engländern und ebensovielen Amerikanern. Es waren Leute von unbändiger Sinnesart, deren halbverwilderten Naturen das rohe Seeleben so recht zusagte, und die der sonderbaren Ansicht waren, daß der Seemannsberuf bedeutend vornehmer als irgendeiner auf dem Lande sei, was sie mit mächtiger Großtuerei bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit zu äußern liebten. Einer der Gründe, warum sie sich so viel vornehmer dünkten, war gewiß das Bewußtsein, daß sie freiwillig einen Beruf erwählt hatten, der gefährlicher war als irgendeiner auf dem festen Lande. In den Häfen wurden sie von den Mädchen angebetet, überall genossen sie Vorrechte, vornehmlich des Lärmens, Fluchens und Händelsuchens, und in diesem Bewußtsein fühlten

sie sich stolz und glücklich. Wer von diesen „Festlands-Püßen“ konnte denn auch so herzhaft fluchen? Höchstens noch die Dockarbeiter brachten es fertig, Manieren und Gang der echten Seeleute hier und da nachzuahmen. Die anderen Landtölpel gingen zur Kirche, fürchteten die Polizeiwachtmeister, gingen nie auf einen rechten Betrink- und Abenteuerabend aus, trugen Handschuhe und scheuten das Zufassen zu ordentlicher Arbeit.

Wenn die Matrosen eines solchen „Rüstenkrebsses“ auf See habhaft werden, so mag er ihre Verachtung deutlich genug spüren. Er erregt allgemeines, lustiges Hallo, wenn er seekrank ist, bekommt Flüche und Püffe nach Herzenslust ausgeteilt, seine Abneigung gegen das Herunterschlucken einer ihm unerbittlich aufgenötigten Portion Stangenschmiere oder Teer wird mit Erstaunen beobachtet, und besonders bleibt er der liebevollen Behandlung der Maate empfohlen. Gerade wie mir, den sie aufs verächtlichste fühlen ließen, wie weit ich unter Harry stünde, habe ich es später noch manchem anderen ergehen sehen. Arme Tierseelen! Wenn man das Sklavenleben bedenkt, das sie zu führen verdammt sind, wäre es unrecht, ihnen nicht wenigstens solcherlei armseligen Trost zu gönnen.

Die Disziplin auf der „Windermere“ war, als ich mich erholt hatte, schon tüchtig im Gange. Wenn die „Windermere“ auch kein eigentlicher „Erstflasser“ war, so war es doch für die Offiziere eine ausgemachte Sache, daß sie vollkommen stattlich und tüchtig genug war, um einer zu sein, und daher setzten sie ihren ganzen Stolz darein, den Dienst an Bord so zu „trimmen“ und die Disziplin auf dieselbe Höhe „vorzuholen“, wie auf einem echten „Erstflasser“. Ob die Matrosen es tatsächlich bis zur vorschriftsmäßigen Höhe brachten, konnte ich nicht beurteilen, aber sicher war es den Rohlingen von Maaten ein Grund, — gerade so wie Francis die unter seiner Aufsicht stehenden Kinder schlug und trat und herumschmiß — diese Unglücksmenschen an Bord zu beschimpfen, zu verwünschen und halbtot zu dreschen. Der Kapitän stand zu fern und zu hoherhaben, um sich in solche Kleinigkeiten einzumischen, oder gab wohl gar selbst entsprechende Anweisungen, für deren eifrige Befolgung er den Maaten Dank wußte; jedenfalls sah man ihn fast nie und hörte auch seine Stimme höchstens, wenn ein Wind aufsprang, und dann war sie von schneidender Schärfe.

Die alten Matrosen besaßen eine wahre Kunstfertigkeit, sich um den schwersten Dienst zu drücken, aber manchmal wurde das „Soldatenspielen“, wie es genannt wurde, gar zu auffällig; und dann ließ Obermaat Bullen-Waters mit tückischer Bosheit und geradezu viehischer Rohheit das „alte Salz“ und „Teer“ (die Vollmatrosen) erbarmungslos „zur Uder“, mit eisernen Belegbolzen und -Schäkeln, und drasch und trat so lange auf ihnen herum, bis mir bei den dumpfdröhnenden und knallenden, schrecklichen Schlägen und dem Anblick der blutüberströmten Gesichter und Hände ganz übel wurde; aber Tatsache war, daß sich die nächstfolgenden Tage über immer eine sehr hurtige Bereitwilligkeit zum Befehleausführen zeigte und alt und jung wie die Jagdhunde auf die Maate aufpaßten.

Fünf Tage nach der Abfahrt von Liverpool tauchten aus der untersten Last des Schiffes heraus plötzlich drei blinde Passagiere an Deck auf, „Verstau-Kerle“, wie der Seemann sagt, — zwei Trenjungen von etwa 14 bis 15 Jahren, und ein Alter, — zerlumpt, abgemagert wie Gerippe und halb bewusstlos von Hunger, Seerkrankheit und Krummliegen. Sie wurden sogleich zur genauen Musterung dem gefürchteten Kapitän vorgeführt, der sie jedoch verächtlich entließ, als seien sie es nicht wert, daß man ihnen einen Blick schenke; dafür nahm sich Nelson alsbald ihrer an, indem er sie einigemal mit Stiefel und Lauende vom Heck bis zum Bug jagte, um, wie er sich ausdrückte, „ihre Kikerikis aufzumuntern“. Das Geschrei des jüngsten Burschen gellte am längsten und schrillsten, als er aber nachher herankroch und um Essen bettelte, konnte man aus seinem spitzbübischen Grinsen entnehmen, daß er am wenigsten abbekommen hatte. Harry äußerte, die Lippen aufwerfend, die Meinung, daß er eine „Liverpoolratte“ sei, die gewiß noch einmal im Zuchthaus enden werde.

Das Dasein dieser beiden „Verstau-Jungens“ wurde wunderbarerweise zu einer Art Puffer, der für mich einen ansehnlichen Haufen von Prügeln und schändlichen Mißhandlungen auffing, die Nelson sonst „der Praxis halber“ meiner „Königlich Bengalo-Britischen Person“ hätte angedeihen lassen, wie er mit teuflischem Grinsen zugab. Die Kerle schienen sich jedoch aus der Schmach, die ihnen zugefügt wurde, nicht allzu viel zu machen. Der jüngere, Paddy, brachte, wenn Nelson nur die Hand aufhob,

schon das ganze Schiff durch sein gellendes Gekreisch in Aufregung, und auf die Weise rettete ihn seine Rattenschlauheit gar oft. Auch O'Flynn, der ältere Junge, versuchte seinem Büttel durch Sprünge und Wendungen zu entinnen, bis Nelson, der ein unbändiges Vergnügen daran fand, sie durchzuwalken, sie endlich doch durch List zu fassen kriegte, worauf sich ein herzerreißendes Geschrei erhob.

Es dauerte nicht lange, so hatte ich herausbekommen, daß Nelson auch seine Talente hatte. Obwohl ich noch nie in einem Theater gewesen war und zuerst nicht gleich begriff, was für einen Zweck es haben könne, wenn ein Mensch so viele verschiedene Mienen und Stellungen annahm, so kam ich doch allmählich dahinter, daß Nelson, um sein wahres Selbst zu verdecken, sich befließ, gegen jedermann an Bord ein anderes Benehmen zur Schau zu tragen. Mit dem Kapitän hatte er eine bestimmte Art, eine andere wieder mit seinesgleichen, und mannigfaltig wechselnd waren die Rollen, die er den Matrosen gegenüber spielte. Von tiefster Unterwürfigkeit gegen Kapitän Hardinge und respektvoller Vertraulichkeit gegen Waters stieg er Stufe um Stufe in seiner Selbsteinschätzung, je niedriger die gestellt waren, mit denen er es zu tun hatte, bis er sich gegen mich als die personifizierte Unmähung und gegen die „Verstauten“ als ein wahrer Höllenhund zeigte. Bei Harry brachte er derbe Ironie zur Anwendung, gegen die Auffässigen in der „Kru“ trat er als Preisboger auf, zu noch anderen sprach er mit einer gefährlichen Sanftheit, indem er die Lippen dabei einkniff; aber hinter jeder Charakterrolle, die er darstellte, stand der wahre Nelson, eine tollwütige, wilde Bestie, die stets bereit war, zu blutiger Gewalttätigkeit loszuspringen.

Solange wir uns auf der Höhe der Bucht von Biskaya befanden, bekamen wir kein schlechtes Wetter, sondern rauschten mit einer mähig starken Brise sanft dahin, die von höchstens einer oder zwei kurzen Böen unterbrochen wurde. Ich gewöhnte mich nach und nach ein und ertrug gleichgültig das Auf und Ab der See und das Schlingern und Rollen des Schiffes. Wie Nelson mit einem herablassenden, aber hämischen Lächeln sagte, ich war „frisch wie ein Gänseblümchen“. Die steifen Winde und Stürme, von denen Harry und besonders der Koch Long Hart viel zu erzählen wußten, ließen recht lange auf sich warten, und ich begann schon zu zweifeln,

ob das Meer wirklich so schrecklich werden könnte, daß wir die hochgetürmten Leinenballen dort oben jemals einziehen müßten. Von Sonnenaufgang an, bis sich der Tag neigte, beschrieben die Toppfen unserer Masten die stets sich wiederholenden regelmäßigen Kurven und Spitzbögen gegen den hellen Himmel. Aber auf einmal verschwand die heitere Bläue hinter düster emporsteigenden Wolken, deren Farbe reizend schnell in tiefes Schwarz überging, und das Geflüster in Stagen und Spanntauen bekam einen pfeifenden Ton. Die See änderte ihr regelmäßig ruhiges Schwellen und Sinken, schwerfällig schleichend kroch sie heran und türmte sich plötzlich zu hohen Wogen mit überbrechenden Rämmen auf. Ob der Himmel das Zeichen gegeben hatte, dem die See gehorchte, oder ob die Elemente nicht vielmehr beide im gleichen Augenblick, wie eines, entfesselt wurden, konnte ich nicht ergründen, aber als ich herumsah, wie sich der ganze Gesichtskreis finster bewölkt hatte, flog es wie ein Schatten über die See daher, daß sie ganz schwarz gefärbt wurde, und dort, von luwärts her, sah ich nun weithin Rotten auf Rotten der weißschäumenden Köpfe sich triumphierend heranzwählen. Die Wachen wurden aufgepiffen und gemustert; Kapitän und Maate kamen sturmfertig, im Delzeug, daher, und als der Wind in lauten Tönen zu heulen begann, der Schiffsbord sich tief auf die Seite überlegte und das grüne Wasser über die Reeling schoß und durch die Speigatter quoll, schüttelte der Kapitän ungeduldig den Kopf und schrie: „Segel bergen, Mr. Waters, Sturmsegel setzen; — ein! die Oberbramssegel —, ein! — Bramsegel —, Klüver, hol ein! das Vierssegel, Gaffelsegel —!“

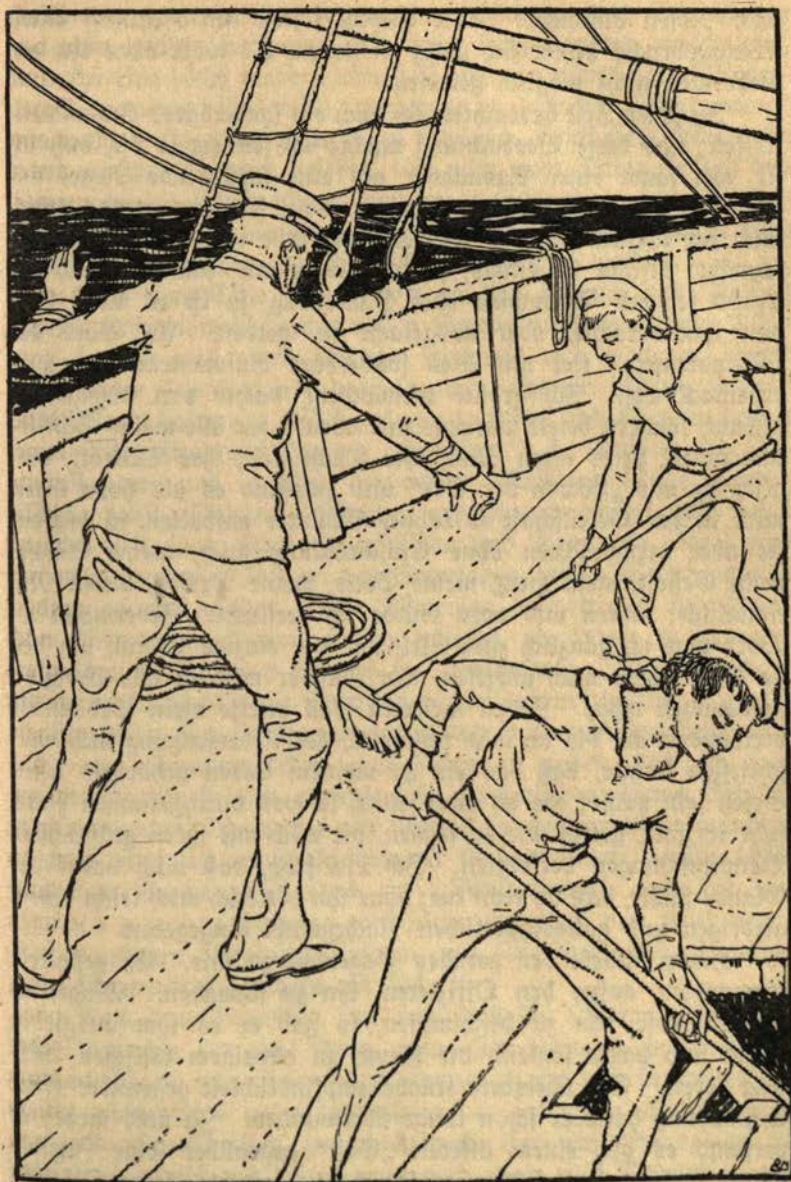
Das war Mr. Waters großer Augenblick. Seine Stimme tönte wie Sturmglocken und Trompeten in den Wind hinein, als stände eine ganze Flotte auf dem Spiel, und alle „Teerjaden“ sausten mit einem wahren Feuereifer auf ihre Posten. Noch stand Nelson an Feldherrnungestüm hinter Waters zurück. Die warnenden Laute des beginnenden Sturmes hatten es jedermann zum Bewußtsein gebracht, daß Anspannung aller Kräfte nötig sei. Die See lief schon über die hohe Bugreeing ein und legte das Schiff nach See hinüber, daß das Deck steil stand wie ein Kirchendach. Ueber uns schwemmte ein sprudelnder Wassersturz nach dem andern; die Kommandorufe der Maate gellten durch das Heulen des Sturmes, die Matrosen kletterten mit rasender Geschwindigkeit

feit die Tawe hinauf, und die „Decksburschen“ brüllten zum Steif-
holen der Enden im Takt einen Gesang, wie ich ihn noch nicht ver-
nommen hatte. Dazu tanzten und tamtamteten die Blöcke und
Talsen über uns in der Luft, peitschten und klatschten große Segel-
leinen auf und nieder, und von Zeit zu Zeit tönte in das allgemeine
Brausen und Tosen hinein der Donnerknall eines zersprungenen
Segels. Wenn ich auch etwas verwirrt wurde vom Sturmes-
sausen, von dem wilden Aufruhr der Wogen und durch das tolle
Toben des Kapitäns und der Mannschaft, so war ich doch hin-
gerissen von dem gewaltigen Schauspiel und von Bewunderung
dieser entfesselten Tatkraft von Offizieren und Mannschaft. Ein
Sturm auf See ist ebenso aufregend wie eine Schlacht.

Als die Segelfläche bis zur Sicherheitsgrenze vermindert war,
hatten wir vor- und achteraus freiere Aussicht, und ich hatte Muße,
der Musik in den Tauen und Stagen zu lauschen und den immer
drohenderen Unblich der See zu beobachten, bis mich unaussprech-
liche Empfindungen erfüllten. Was besaß dies unsichtbare Ele-
ment für eine Gewalt, das die See zur Raserei gebracht hatte!
Wenn ich meinen Kopf zur Höhe der Reeling erhob, quollen mir
die Tränen in die Augen, flogen mir die Haare durcheinander;
in Mund und Nüstern hinein blies mir der Wind, daß ich nach
Atem rang. Er zerrte uns die Hosen hoch, zaufte und blähte unsere
Teerjacken und warf und raufte uns herum, bis wir nur noch hin
und her taumelnden und rutschenden Lappen und Bündeln glichen.

Im tollsten Getobe und während ich versuchte, meine Ge-
danken etwas zu sammeln, ließ mich Waters' Stimme plötzlich zu-
sammenschrecken, der mark- und heindurchdringend mir in die Ohren
schrie: „Hallo, du Puddingsgesicht, du Hanswürst, was stehst du
da mit offenem Maul, he? Faß den Schwabber an, du Maul-
affe, und schwabbere das Deck ab, oder ich drehe dir den Kragen
um! Aber fix, du triefnasiger Sohn eines Schweinsfischs!“

Diese meine erste Seefahrt war allerdings sehr merkwürdig,
wenn es auch nur wegen der bilderreichen Sprache gewesen wäre,
von deren Schätzen ich immer wieder neue kennen lernte. Jeder
Satz enthielt eine neue, oft erst im Nu erfundene Wortbildung
oder Redewendung, die der besseren Einprägung halber von einem
„Knöchelpatschen“, einem „Schnips“ mit dem Tawende oder von
anderen Erläuterungen begleitet waren, die ihrerseits auch nicht



nach Rosen dufteten. Jeder Befehl schien den Hektknuff eines Wutausbruchs hinter sich nötig zu haben, als wäre ohne ihn ein Gehorchen nicht möglich gewesen.

Zu jener Zeit beobachtete ich auch ein sonderbares Zusammentreffen; und diese Beobachtung machte ich seitdem so oft, daß ich sie, mit kaum einer Ausnahme, als eine feststehende Regel ansehe. Wenn ich für einen Menschen bete, so ist er gerade dabei, mich zur tiefsten Hölle zu verwünschen; lobe ich, so werde ich geschmäht; befehle ich etwas, so troßt man mir, und fühle ich für irgend jemand Teilnahme oder Zuneigung, so ist es mein Los, von ihm verachtet oder ausgelacht zu werden. An Bord der „Windermere“ fiel mir dies sonderbare Zusammentreffen zum erstenmal auf. Ich grollte niemandem, dachte von niemandem schlecht, sondern betete morgens und abends für alle meine Schiffskameraden, pries ihren Mut, ihre Tüchtigkeit, ihre Tatkraft, verglich sie mit „Löwen der See“ und empfand es als hohe Ehre, mich in der Gesellschaft so kühner Männer aufhalten zu dürfen; sie aber verwünschten ohne Einschränkung mich, meine Augen, mein Gesicht, mein Herz, meine Seele, meine Person, meine Nationalität; hinten und vorn wurde ich verflucht. Jedermann an Bord war ich gänzlich zum Ekel, und der einzige Dienst, um den sie Gott gegen mich anriefen, war, daß er mich in alle Ewigkeit verdammen möge. Jeden weiteren Fall merkte mein Gedächtnis verwundert an, bis ich mich schließlich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß das ein zu meinem Leben gehöriges festes Gesetz sein müsse; ehe ich mich jedoch so weit durchgerungen hatte, fuhr ich fort, getrost die zu segnen, die mich mit ihren gräßlichsten Verwünschungen verfolgten. Ich bin froh, daß mich dabei der Glaube stützte, daß ich recht tue; ohne ihn hätte ich mich leicht einem niedrigen und gotteslästerlichen Rachegefühl hingegeben.

Harry bildete den geraden Gegensatz zu mir. Er gestattete niemandem, außer den Offizieren, ihn zu schmähen. Wagte es ein Matrose, ihn zu beschimpfen, so gab er es ihm ausgiebig zurück und ballte sogleich die Faust, zu etwaigem tätlichen Austrag bereit. Die überzarte Knabenempfindlichkeit gegenüber einer Schmähung hatte er schon lange überwunden. Ja noch mehr; er verstand es oft, einem älteren „Gast“ gegenüber seine Jugend schlau auszunutzen, indem er ihn herausforderte, seine Feigheit

dadurch zu zeigen, daß er sich an einem Jüngeren und Schwächeren vergriffe. Als ich Harry einst mein Herz darüber ausschüttete, was für eine höchst niederträchtige Bande die „Kru“ der „Windermere“ in meinen Augen sei, entgegnete er, daß die „Windermere“ ein wahres Paradies gegen einen richtigen „Erstklasser“ wäre! Er hätte es scheinbar gern gesehen, daß noch mehr Beleg-Bolzen den Leuten an die Köpfe flögen, noch mehr Schlagring- und Schädelkettenschläge ausgeteilt würden. Nach seiner Ansicht mußten eben rohe Mannschaften von rohen Maaten gedrillt werden.

Von dem Tage an, da wir in den Bereich des Passats kamen, liefen wir schön mit vollen Segeln vor dem Winde dahin und freuten uns eines heiteren Himmels und trockenen Decks. Aber unser Dienst wurde deshalb auch nicht ein bißchen leichter. Die Maate haßten es, Müßiggänger zu sehen, und erfanden immer neue Beschäftigungen für die „Faultiere“: da mußten die Lufeinfassungen und -wände geschrubbt, Messingbeschläge gepuzt, Blöcke geölt, Stangen geschmiert, gepicht und geteert und Hanfmatten geflochten, Kardeele gespliffen und Tawe und Segel ausgebessert werden. Nur an den Sonntagen, gutes Wetter vorausgesetzt, wurde gefeiert. Die Matrosen beschäftigten sich damit, ihre Kisten aufzuräumen, sich zu rasieren, die Haare zu schneiden und ihre Kleider und Sachen zu „überholen“. Nachmittags — wenn sie sich tüchtig mit Specklößen „vollgestaut“ hatten — gingen sie dazu über, ihre Pfeife zu rauchen und so blutrünstige Geschichten aus dem Seemannsleben zum besten zu geben, daß ich mich wunderte, wie sie nur an einem so mörderischen Beruf Gefallen finden konnten. Wenn See und Himmel so gleichermaßen freundlich waren, hätte sich manch schlimmerer Aufenthaltsort denken lassen als das Sonntags-Oberdeck der „Windermere“, und für uns Jungen war der Sonntag mit seiner Extrakost von Klößen mit den herrlichen Nantudet-Rosinen, mit Weißbrot und Zuckersaft oder Ingwerbrot geradezu ein Fest.

Nach dem Grundsatz handelnd, daß für Liverpool-Matrosen die Disziplin gar nicht streng genug sein könne, benutzten unsere beiden Maate jede Gelegenheit, um zu zeigen, daß sie entschlossen seien, rücksichtslos auf Innehaltung der geringsten Kleinigkeit in den Dienstvorschriften zu achten und ihre Ausführung zu beschleunigen; als wir jedoch nur noch etwa vier Tagereisen von

der Mississippimündung entfernt waren, wandten sie plötzlich keine körperlichen Gewalttätigkeiten mehr an, sondern ließen, mit Ausnahme vorübergehender Anwandlungen milden Fluchens und sarkastischer Bemerkungen, gänzlich vom „Drillen“ ab. Am Tag vor unserer Ankunft bei Balize war ich aufs höchste erstaunt über das von Lob überfließende freundliche Gehaben der Maate gegen alle, die sie vorher so gemein beschimpft und mißhandelt hatten. Sie gaben den Matrosen nur noch Namen, wie „Blisteerjungen“, „Dankee-Kerle“ (ein ungeheures Kompliment), „Seehelden“ und deren mehr. Bally-Waters zeigte in breitem Lächeln seine prächtigen weißen Zähne, und Nelson floß über in Zärtlichkeit und Wohlwollen. Ich hörte einen Matrosen über diesen plötzlichen Umschlag die Bemerkung machen, die Maate wüßten schon, warum sie jetzt ihre „Gesichter strichen“ und einen anderen Ton anschlugen; und die „alten Fäuste“ wären sich auch im klaren, wie nahe man am Rai wäre, wo man ihnen schon beibringen würde, wie sich Dankee-Maate zu benehmen hätten; und für „Bullenkerle“ wäre kein Platz so ungemütlich wie der Neu-Orleans-Rai. Ein anderer wieder war der Ansicht, die Maate hätten eine Heidenangst, vor das Seegericht „gehievt“ zu werden, und so was hätte man schon mehr als einmal erlebt: „Auf See wahre Teufel — und süß wie Sirup, wenn es näher zum Hafen geht!“

Am zweiundfünfzigsten Tag nach unserer Abfahrt von Liverpool ging die „Windermere“ vor einer der vier Mississippimündungen vor Anker. Das Ufer heißt die „Balize“. Früh am anderen Morgen nahm ein kleiner Dampfer unser Schiff und ein zweites von ungefähr gleicher Größe ins Schlepptau und bugfierte uns den Strom aufwärts. Wir hatten viel zu tun, um das Schiff klar für den Hafen zu machen, aber es blieb mir genug Muße, das seltsame Uferland und den Lauf des größten der amerikanischen Ströme zu betrachten. Nach ungefähr hundert Meilen stromaufwärts sichteten wir den Haupthafen des Mississippi-Tals, und nach der üblichen Frist legte unser Schiff neben zwei anderen an dem Rai-Pfeiler längsseits an; der Pfeiler ragte inmitten einer schier unübersehbaren Zahl von Schiffen und Dampfern auf, die sich weithin unter- und oberhalb unseres Anlegeplatzes ausbreiteten. Die Agenten der Gasthäuser und die Fremdenführer überschwemmten sogleich das Deck und belegten die Matrosen mit

Beschlag; keine Viertelstunde verging, und von der Mannschaft, die die mächtige „Bundermere“ über See nach Neu-Orleans gebracht hatte, waren Harry und ich allein an Bord zurückgeblieben.

Obgleich etwa fünfunddreißig Jahre vergangen sind, seit ich zum erstenmal auf dem Kai der Creszent-City stand, so ist mir doch keine der mich wirt überfallenden Empfindungen jenes Augenblicks von Freude, Staunen und Neugier aus dem Gedächtnis geschwunden. Der Kai fiel in mächtiger Breite zum Ufer herab, erstreckte sich meilenweit auf- und abwärts längs der Stadt und war überfüllt mit den Ladungen der Hunderte von Fahrzeugen, die breitseits an seiner Anlegemauer lagen. An manchen Stellen häuften sich die Frachtgüter zur Höhe wahrer Berge, auf anderen nahmen die Getreidetonnen, Orhoften und Baumwollballen ungeheure Flächen ein, obwohl sie in peinlichster Ordnung eng aneinander aufgestapelt waren. Wie dieser Kai mit seiner Unmenge von weißen, roten, schwarzen, gelben Menschen, von Pferden, Maultieren, Karren und Wagen, wie dies Schauspiel mit seiner rastlosen Bewegung und diese neuartige Lebenslust auf den ungebildeten Knaben von St. Asaph wirken mußten, das läßt sich wohl erraten, aber nicht beschreiben.

Während des zweiundfünfzigstägigen Schiffslebens hatte ich mir über das neue Land Amerika und seine Bevölkerung allerlei seltsame Vorstellungen bilden können. Meistens waren sie eher zu günstig als umgekehrt. Aber an den Namen des Kai von Neu-Orleans knüpfte sich ein übler Ruf von Fallstricken, betäubenden Getränken, Opiumhöhlen und Raubeinbrüchen, die ihn mir als einen Aufenthalt zweifelhaften Vergnügens erscheinen ließen. Als Harry meine Aufmerksamkeit auf die unzähligen kleinen Schnapsbuden längs des ganzen Flußufers lenkte, fielen mir sogleich all die schrecklichen Geschichten wieder ein, die ich gehört hatte — von Kämpfen, Messerstechereien und Totschlag — und es befiel mich ein heilloser Schreck vor diesen Schlupfhöhlen teuflischer Laster und Verbrechen. Da er sich aber durchaus das Vergnügen nicht nehmen lassen wollte, mich in die Stadt selber einzuführen, von der er mir immer die wunderbarsten Dinge zu erzählen gewußt, so überredete er mich schließlich zu einem gemeinsamen Spaziergang durch die Eschapitoulas-Straße und nach ein paar „Löchern“, die er kannte.

Ich habe diesen Ausflug noch in der lebendigsten Erinnerung. Von den Tausenden von Britenjungens, die in dieser Stadt schon gelandet waren, war wohl keiner so völlig unverdorben gewesen, wie ich es aus Gründen war, die aus dem vorher Berichteten erhellen.

Pünktlich um Sonnenuntergang wurden wir aus dem Dienst entlassen und erhielten Urlaub an Land. Wir flogen leichtfüßig wie junge Faune über die Planken, die über die Schiffe gelegt waren, dahin, und als ich festes Land unter den Füßen fühlte, hatte ich erst einmal alle Mühe, mich Harrys zu erwehren, der mich wie toll im Kreise herumschwang und dabei schrie: „Endlich, endlich, Neu-Orleans, — 's ist fast zu fein, um wahr zu sein!“ Ich wurde beinahe überwältigt von dem Entzücken, in das mich das Gefühl der Freiheit und der Gedanke, mir selbst überlassen zu sein, versetzte. Ich war frei! und glücklich war ich, wirklich bis ins Innerste glücklich, denn — ich war frei!

Wir sprangen nur so über den Kai dahin, denn Freude steckt an und macht munter. Welch eine Lust war es für mich zu sehen, wie Harrys Augen in stolzer Genugthuung leuchteten: „Ich habe es dir gesagt,“ rief er, „was dies Neu-Orleans ist! Ist es nicht großartig, was?“ Aber „großartig“ gab den Eindruck nicht wieder, den es auf meine frischen jungen Augen machte. Ich suchte umsonst nach einem Wort, das die Fülle meiner Empfindungen erschöpfend ausgedrückt hätte. Die weiche, balsamische Luft mit ihrem eigentümlichen Geruch von gärendem Zudersaft, halbgeschmolzenem Zucker, grünem Kaffee, Pökelfleisch, Stockholmer Teer, Pech, ausgelaufenem Rum und Whisky verlieh allem, was ich wahrnahm, den Reiz des Romantischen, Unerklärlichen. Die Menschen, denen wir begegneten, erschienen mir so besonders, wie noch nie andere zuvor. Sie hatten einen so ganz unenglischen, federnden Schwung im Gang, ihr Gesichtsausdruck war so völlig anders, als ich ihn zu sehen gewöhnt war. Ich mühte mich vergeblich, für das, was mir so ungewöhnlich vorkam, ein passendes Wort zu finden. Jetzt weiß ich es freilich, daß es das Bewußtsein der Gleichheit und Freiheit war, welches jedes Gesicht von denen, die ich in Liverpool gesehen hatte, so verschieden erscheinen ließ. Diese Menschen erkannten keinen Herrn über sich an und zollten ihren Arbeitgebern nicht mehr Hochachtung als ihren Arbeitsgenossen.

Wir kamen in die Eschpitoulas-Straße hinein, die Hauptverkehrsader der Stadt. Die Leute strömten aus den Geschäftsvierteln heimwärts nach dem Viertel der Mietswohnungen. Zu Hunderten eilten sie an uns vorüber, die leeren Menagengestelle für ihre Mittagsmahlzeiten in den Händen, und schienen, obwohl viele von ihrer Arbeit beschmutzt waren, doch weder ermattet noch niedergeschlagen.

In einer Seitengasse von der Poydvasstraße traten wir in ein Gasthaus ein, wo Harry mit dem Halloß begrüßt wurde, das einen von der Reise Zurückkehrenden erwartet. Er bestellte zu essen, und mit einem von Jugend und Seelust gestärkten Appetit aßten wir uns und ließen uns eine Folge von Speisen munden, die köstlich frisch und ausgezeichnet zubereitet waren: Eibischsuppe, Buttergrüße, Gemüse von Bataten (einer Art Kartoffeln), Pöfelschnitzchen, Reispuffer, Maispudding und Frikassees; jedes Gericht war eine leckere Ueberraschung. Harry stimmte meinem Lob über das Essen bei, bezahlte mit der Miene eines Herrn, dessen Geldbeutel tiefe kein Senfklei ausmißt, und legte noch eine Silbermünze in Zigarren für uns an, — denn amerikanische Jungen rauchten stets Zigarren, und englische Jungen hatten es ihnen nachzumachen, wenn sie in Neu-Orleans waren.

Nach dem Essen durchschlenderten wir in einem Zustand süßen Wohlbehagens einige Nachbarstraßen und traten wie gelegentlich in ein anderes Haus ein, dessen Wirtin uns außerordentlich zuvorkommend empfing. Harry flüsterte ihr etwas zu, und wir wurden in einen Raum geführt, genannt „Empfangssalon“. Auf einmal huschten aus den Türen lustig kichernde junge Damen herein, die so sparsam gekleidet waren, daß ich sprachlos vor Bestürzung war. Ich befand mich in völliger Unkenntnis ihres Gewerbes und war willig genug, mich aufmuntern zu lassen, als sie sich aber allerhand Freiheiten mit meiner körperlichen Person herausnahmen, kamen sie mir so verabscheuungswürdig schlecht vor, daß ich sie von mir abschüttelte und zum Hause hinausstürzte. Harry eilte hinter mir her und wandte alle Ueberredungskunst an, die ihm zu Gebote stand, mich zur Rückkehr zu bewegen; aber lieber wäre ich in den schleimfarbigen Mississippi gesprungen, als diesen kichernden Schäferinnen noch einmal in die Augen zu sehen. Mein Ekel damals war so groß, daß ich auch in späteren Jahren

niemals meinen Abscheu gegen weibliche Wesen dieser Gattung habe überwinden können.

Dann überredete Harry mich, mit ihm in eine Kneipe zu gehen, wo er Schnaps bestellte; aber auch hier widersetzte ich mich. „Trinke du, soviel du magst,“ sagte ich, „ich aber gehöre zum Verein der Hoffnung, ich habe das Gelübde abgelegt und darf also nicht.“ — „Dann rauche, tue irgend etwas, was die anderen Burschen auch tun!“ versetzte er.

Da ich nie gehört hatte, daß Rauchen ein Verstoß gegen Gottes Gebot sei, und mich gern etwas männlich zeigen wollte, so wurde ich schwach und gab nach, steckte mir eine große „Havanna“ zwischen die Lippen und paffte stolz, was das Zeug hielt, drauflos. Aber ach! die Strafe folgte mir zu schnell! Mein Kopf schien zu schwimmen, meine Glieder wurden von einem heftigen Zittern geschüttelt, und während ich vergebens versuchte, mich zusammenzunehmen, überwältigte mich schon das aufsteigende Erbrechen; ich stahl mich, zerknirscht, wie ein reuiger Verbrecher, wankend zum Schiff zurück. So endete meine erste Nacht in Neu-Orleans.

Harrys Erzählung von den beiden Engländerjungen, die man auf der Fahrt zuvor dazu gebracht hatte, von Bord der „Wundermere“ auszureißen, kam mir mehr als einmal in den Sinn, nachdem mich Nelson am nächsten Morgen mit den Worten begrüßt hatte: „Hallo! Bist du noch hier! Ich dachte, du wärest auch verschleift, wie die Verstauberle, die irischen! Nicht genug Zeitvertreib, he? Schön, mein Jungchen, wir wollen mal sehen, was wir für dich tun können!“

Ich wurde angewiesen, Messing zu puhen, — eine mechanische Beschäftigung, bei der es sich gut Gedanken spinnen läßt. Sobald ich jedoch, von einer lebhaften Szene auf dem Kai angezogen, meine Augen erhob, fuhr der eine oder der andere Maat auf mich los: „He, du Dreclappen, du schmieriger Knirps, was hast du in Drei-Deibels-Namen da in der Welt herumzuglohen, was? Daß auf deine Arbeit auf, du milchgesichtiger!“ und so fort. Ohne Unterlaß setzte es heiserbrüllende Schmähungen mit unaussprechlich gemeinen Beiwörtern, Tritten und Kopfnüssen, bis sich am fünften Tag aller meiner Sinne die Ueberzeugung bemächtigt hatte, daß das mit dem bestimmten Vorsatz geschah, den geringen Rest von Selbstachtung, der mir geblieben war, zu trotziger Em-

pörung anzufachen. Ich begriff nun, daß es wirklich die arm-
selige Summe Geldes war, die sie für den Schiffseigentümer oder
den Kapitän ergattern wollten, diese paar Goldstücke, die sie ab-
hielten, geradeheraus zu mir zu sagen: „Du kannst gehn und —
tun, wozu du Lust hast!“ Das wäre eine Entlassung gewesen und
hätte daher eine Abrechnung in sich geschlossen. Wie Moses
Owen des moralischen Nutes entbehrte, mich einfach fortzuschicken,
so führten die Leute hier diese elende Zank- und Wut-Komödie
mit mir auf und erreichten es, mich völlig gleichgültig gegen das
unsichere Schicksal zu machen, das meiner beim Ausreißen harrte.
Ich sagte mir schließlich: „Besser auf dem fremden Strand hier
verkommen, als dieses Sklavenleben länger ertragen!“

Ich lehnte es an dem Abend ab, mit Harry an Land zu
gehen, und blieb statt dessen brütend in der Einsamkeit unserer
Kabine zurück, um schließlich einige der in letzter Zeit etwas in
Vergessenheit geratenen Gebete gen Himmel zu schicken, worauf
ich mich von den Knien erhob, zum Wagnis nunmehr entschlossen.
Die Gewöhnung an eine Gemeinschaft bekannter Menschen hatte,
wie allerwärts bisher, auch hier Bande der Unhänglichkeit zwischen
mir und dem Schiff geknüpft. Mit England verbanden sie mich,
meinem Vaterland: von ihm war ich hergekommen, zu ihm hätte
ich zurückkehren können. Doch das war ja unmöglich: den „Verstau-
kerlen“ nach ging mein Weg, fort, fort von dieser schwimmenden
Hölle!

Ich zündete die sachte schwingende Sinnenlampe an, leerte meinen
Kleidersack auf das Deck hin und suchte mir aus seinem Inhalt
meine besten Landkleider und des Bischofs Bibel heraus. Dann
zog ich mich sorgfältig an, löschte die Lampe aus und legte mich
hin. Nach einer Weile schlingerte Harry, von seinen Aus-
schweifungen halb betäubt, in die Kabine hinein und rollte in seinen
Verschlag über mir; und als er schnarchend und bewusstlos dalag,
erhob ich mich und glitt hinaus. Fünf Minuten später rannte ich
wie besessen auf der Flussseite des Kais entlang, und als ich wohl
eine halbe englische Meile vom Schiff entfernt sein mochte, huschte
ich in die Schatten eines Hausens von Baumwollballen hinein
und legte mich nieder, um dort den Tagesanbruch zu erwarten.

IV. In der Arbeit.

Ald nach Sonnenaufgang kroch ich aus meinem Nest heraus, machte mich etwas sauber und schritt der Eschapi-toulas-Straße zu.

Die ganze weite Welt mir offen stand;
Gott allein gab mir das Geleite.

Wer keinen Penny mehr in der Tasche hat, dem bleibt nur eine Wahl: zu arbeiten oder umzukommen. Kein Junge in meinem Alter und mit meinem Lebensmut wird aber freiwillig zugrunde gehen, und zu jeglicher Art Arbeit war ich bereit — in der festen Ueberzeugung, daß sich nur durch sie jene herrliche Freiheit erringen ließe, die denen so wohl anstand, die sie sich erkämpft hatten. Ich war ganz der Meinung von Tante Mary, daß „auf rollenden Steinen kein Moos wächst“; ich brauchte eine stetige, feste Arbeit, in der ich mich aufs eifrigste ausdauernd und fleißig erweisen konnte. Bis her war ich in der Wahl nicht glücklich gewesen. Höfliches und achtungsvolles Benehmen, pünktlicher Gehorsam und Anspannung aller Kräfte waren für nichts gerechnet worden; aber ich hatte mir mit der Schwungkraft gesunder Jugend doch den Glauben bewahrt, daß sich, wenn man es nur ernsthaft anstrebe, für einen Jungen eine bescheidene Anstellung finden lassen müsse; und darauf war jetzt mein ganzes Trachten gerichtet.

Ich eilte über den Kai, gelangte unweit der St.-Thomas-Straße in die Hauptverkehrsstraße der Stadt und ging, nach einem kurzen inneren Kampf, alle Sinne weit offen, die Eschapi-toulas-Straße hinauf. Jedes Aushängeschild studierte ich nachdenklich. Die Namen der Ladenbesitzer lauteten meist fremdartig und waren vermutlich deutschen und romanischen, die der größeren Häuser jedoch unzweifelhaft angelsächsischen Ursprungs. Zu Anfang kam ich mehr an Lagerbierstuben vorüber, dann folgten Schuppen, die mit verrosteten, dünnen Blechdächern gedeckt waren, und weiter hinaus erhoben sich massive und regelmäßige Gebäude, über deren Pforten große Schilder mit der Aufschrift „Produkten- und Kom-missionsgeschäft“ hingen.

Kurz nach sieben Uhr war ich fast bis ans Ende der langen

Straße gekommen und konnte nun das Zollhaus und seine ungeheuren Anbauten sehen. Bis dahin hatte ich noch keine einzige Seele angesprochen und glaubte schon, daß ich es wohl in einer anderen Straße versuchen müsse, als ich vorn am Magazin Nr. 3 einen Herrn mittleren Alters sitzen sah, der seine Morgenzeitung las. Nach seinem einfach-anständigen schwarzen Alpaka-Anzug und großen Hut zu urteilen, schien er mir der Eigentümer des Gebäudes zu sein, dessen Schild über dem Tor die Aufschrift sehen ließ „Speake & Mac Creary, Engros- und Kommissionsgeschäft“. Er saß gegen die solide Granitmauerung des Tores hintenübergelehnt und mit dem Stuhle wippend mit einer lässigen Bequemlichkeit da, die einen starken Gegensatz zu dem hastigen Treiben in der ganzen Gegend bildete. Nach einem zweiten Blick auf die vertrauenerweckende Gestalt und das heitere Gesicht wagte ich die Frage:

„Können Sie einen Jungen brauchen, Herr?“

„He,“ fuhr er auf, „was sagst du da?“

„Ich suche Arbeit, Herr; und ich fragte Sie, ob Sie einen Jungen brauchen können.“

„Einen Jungen?“ wiederholte er bedächtig, mich scharf musternd. „Nein, ich glaube nicht, daß ich einen brauche. Was sollte ich wohl mit einem Jungen? Wo bist denn du her? Du bist doch kein Amerikaner.“

„Ich kam vor noch nicht einer Woche von Liverpool her, mit einem Postschoner, Herr. Ich war als Kabinenjunge angeheuert, aber als wir auf See waren, wurde ich ins Vorschiff geschickt und, die letzte Nacht ausgenommen, die ganze Reise über ausgenutzt. Da merkte ich zulezt, daß man mich nicht mehr brauchte, und da ging ich fort. Da Sie der erste Gentleman sind, den ich sah, dachte ich, ich wollte Sie um Arbeit angehen oder Sie um einen Rat bitten, wie man welche bekommt.“

„So!“ rief er aus und kippte wieder mit dem Stuhl gegen den Pfosten. „Und jetzt bist du also allein hier im fremden Land, was? Und möchtest gern Arbeit haben, um recht bald reich zu werden, was? Was für Arbeit kannst du denn? Kannst du lesen? Was steckt da für ein Buch in deiner Tasche?“

„Das ist meine Bibel, ein Geschenk von unserm Herrn Bischof. O ja, Herr, lesen kann ich!“ entgegnete ich stolz. Er streckte seine Hand aus und sagte: „Zeige sie her, deine Bibel!“

Er schlug sie beim Vorsatzblatt auf und lächelte, als er die Aufschrift las: „Als Geschenk für John Rowlands — von Thomas Bowler Short, Dr. theol., Erzbischof von St. Asaph, Hochwürden, für Fleiß und Eifer im Unterricht und allgemeine gute Führung. Am 5. Januar 1855.“

Er gab sie mir zurück und sagte, auf einen Artikel in seiner Zeitung deutend: „Lies das hier!“ Als ich das Stück, das von einer Abgeordnetensitzung handelte, fertig hatte, sagte er: „Richtig gelesen, aber mit unamerikanischem Akzent.“

„Kannst du gut schreiben?“ fragte er darauf.

„Ja, Herr, eine saubere runde Hand' stand in meinem Zeugnis.“

„Dann signiere mir dort den Kaffeesack, mit derselben Adresse, die du auf dem daneben siehst. Da steht der Signierpott mit dem Pinsel.“

In wenigen Sekunden hatte ich das „(S) MEMPHIS, TENN.“ hingemalt und sah auf.

„Hübsch gemacht,“ meinte er, „und nun weiter so, signiere auch die übrigen Säcke dort!“

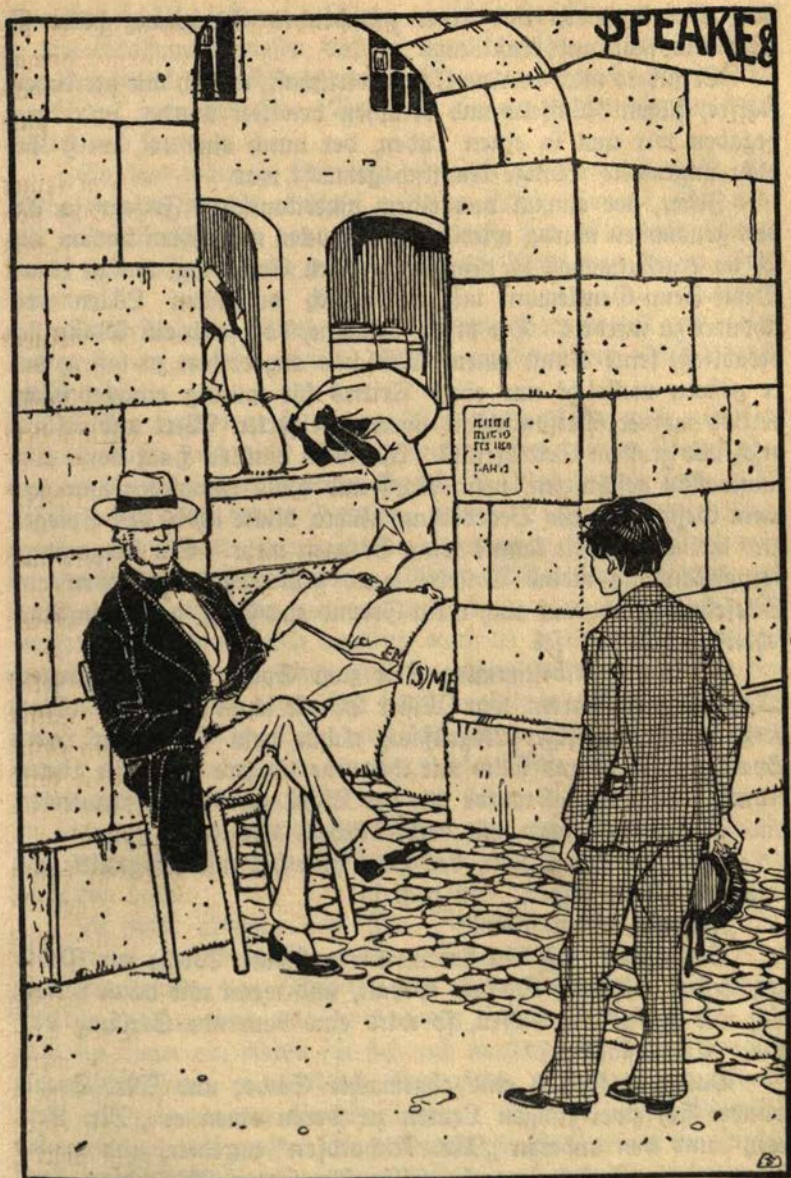
Es waren etwa 20 Stück, und in ein paar Minuten waren alle gezeichnet.

„Famos!“ rief er aus, „wirklich besser, als wenn ich es selbst gemacht hätte! Diesmal hat es keine Gefahr, daß mein Kaffee verloren geht. Nun, ich will sehen, was ich für dich tun kann. Dom“, schrie er einem Schwarzen im Innern zu, „wann wird Mister Speake wohl da sein?“

„Punk' nein, Här, können sein ein bißchen spätab!“

„Schön,“ sagte er, auf seine Uhr sehend, „bis dahin haben wir noch reichlich Zeit. Mir scheint, daß du noch nicht gefrühstückt hast, da kommst du am besten jetzt mit mir. Dom, nimm die Zeitung.“

Wir bogen in die erste Straße ein, und als wir so dahinschritten, sagte er, es käme in der Welt sehr auf den ersten Eindruck an, und er fürchte, daß sein Freund James Speake, wenn er den Staub und die Baumwollfuseln auf meiner Jacke und mein ungekämmtes Haar sähe, nicht viel Lust verspüren würde, mir einen zweiten Blick zu schenken, und sich auch kaum entschließen würde, mir seine Waren anzuvertrauen; nach einem ordentlichen Früh-



stüd, Haarschneiden und einer gründlichen Säuberung hätte ich mehr Aussicht auf Anstellung.

Er führte mich in eine Schankwirtschaft, wo ich mit herrlichem Kaffee, süßen Waffeln und Krapfen bewirtet wurde; und dann begaben wir uns in einen Laden, der durch eine rot, weiß und blau angemalte Stange kenntlich gemacht war.

Jeder, der einmal von einem amerikanischen Friseur in Arbeit genommen wurde, wird mein Entzücken nachfühlen können, als ich da ergebungsvoll in dem prachtvollen Sessel lag, um zu einem Demi-Semi-Gentleman mit ambrosisch duftenden Locken verschönert zu werden. Die bloße Tatsache, daß solch ein Mann sich herabließ, seine Kunst einem Menschen angedeihen zu lassen, den er gestern vielleicht nur eines Trittes für würdig erachtet hätte, verlieh meiner Persönlichkeit einen gesteigerten Wert und erfüllte mich mit großem Selbstgefühl. Als mein dunkles Haar dann auf kunstvollste geschnitten, mein Kopf und Hals gewaschen war und mein Gesicht von der Bearbeitung glühte, blickte ich in den Spiegel, und meine Eitelkeit kannte keine Grenzen mehr. Ein Negerjunge vervollständigte meine Toilette durch gründliches Abbürsten und Stiefelputzen, worauf auch mein Freund zugestand, daß mein Aussehen „erstklassig“ sei.

Als wir zur bestimmten Zeit zum Speake & Mac Creary-Magazin zurückkehrten, war Mister Speake schon anwesend. Nach herzlicher gegenseitiger Begrüßung nahm mein Wohltäter Herrn Speake am Arm und hatte mit ihm eine längere ernsthaftere Unterredung. Auf einmal wurde mir der Wink gegeben, heranzutreten, und Mr. Speake sagte mit verbindlichem Lächeln zu mir:

„Also, junger Mann, der Herr hier hat mir mitgeteilt, daß Sie eine Stelle suchen. Ist dem so?“

„Jawohl, mein Herr!“

„Nun gut! Ich bin bereit, Sie auf eine Woche zur Probe anzustellen, mit fünf Dollars Gehalt, und wenn wir dann finden, daß wir zueinander passen, so wird eine dauernde Stellung daraus. Einverstanden?“

Das war freilich eine abgemachte Sache; und Mr. Speake wandte sich zwei jungen Leuten zu, deren einen er „Mr. Kenecy“ und den anderen „Mr. Richardson“ anredete, und machte ihnen meine Anstellung, als Hilfe für Herrn Richardson beim

Verladegeschäft, bekannt. Mein unbekannter Freund hatte mir so viel Großmut erwiesen, daß ich versuchte, ihm meine Dankbarkeit auszudrücken, doch war meine Erregung zu groß, als daß ich ein Wort herausbrachte. Der Herr schien zu erraten, was ich fühlte, und sagte:

„So, das wäre in Ordnung. — Laß gut sein, ich weiß, wie es in deinem Herzen aussieht. Deine Hand, Junge! Ich gehe mit Warensendungen den Strom hinauf, bin aber bald wieder zurück und hoffe, daß ich dann recht was Gutes von dir zu hören bekomme.“

Die erste halbe Stunde lang war mein Herz zu voll und meine Augen waren zu sehr getrübt, als daß ich besonders glücklich ausgesehen hätte.

Dieser Herr war so unermesslich gütig gegen mich gewesen, und ich wußte noch nicht einmal seinen Namen, seinen Beruf oder in was für Beziehungen er zu Speake & Mac Creary stand. Ich befand mich unter lauter Fremden, und was ich vorher von ihnen kennen gelernt hatte, war nicht derart gewesen, daß ich Vertrauen zu ihnen hätte fassen können. Mister Richardsons offenes und munteres Wesen aber machten mich bald ganz zutraulich. Er empfand sichtlich Stolz darüber, mich in meinen Pflichtenkreis einzuführen, und ich ging mit freudigem Eifer auf seine Anweisungen ein. Er hatte eine höchst wohlthuende Art und Weise, ganz Harrys frische Offenherzigkeit, aber ohne dessen Robeit. Raum eine Stunde war vergangen, so blickte ich schon wie zu einem großen Bruder zu ihm auf und stellte alle möglichen Fragen an ihn über den freundlichen Herrn, der mich von der Straße aufgenommen und mir zu so schönem Anfang in einem neuen Leben verholfen hatte.

Ich hörte alsbald von Mr. Richardson, daß er eine Art Makler sei, der Geschäfte zwischen Pflanzern vom oberen Strom und Kaufleuten von Neu-Orleans vermittelte und mit einem Bruder in Havanna und in anderen Häfen Handel triebe. Er habe im Lager ein Abteil für sich und mache manch gutes Geschäft auf eigene Hand in allerhand Produkten, mit Herrn Speake sowohl wie mit anderen Großkaufleuten. Er reise häufig stromauf- wie -abwärts, mit großen Warensendungen für Farmen im Hinterland, den Arkansas und andere Flüsse hinauf, von wo er dann mit

Baumwolle oder anderen Artikeln wiederkehre. Sein Name sei Mr. Stanley. Seine Frau wohne in der St. Charlesstraße in einem Miethaus ersten Ranges, und er meine, daß Mr. und Mrs. Stanley, nach ihrem Auftreten zu urtheilen, sich recht gut stehen müßten. Das war im großen ganzen die Auskunft, die Mr. Richardson mir geben konnte; sie befriedigte mich sehr und gab mir das frohe Gefühl, daß ich wenigstens einen Freund in der fremden Stadt habe.

In meinem Leben gibt es denkwürdiger Ereignisse gewiß eine ganze Anzahl, unter ihnen nimmt aber dieser erste Schritt auf dem Wege zur Menschenwürde und Freiheit einen hervorragenden Platz ein. O, welch ein stolzer, froher Sinn erfüllte mich damals! Schon die Art, wie jedermann mit mir sprach, schien mir zeigen zu sollen, daß jeder mich nun als zugehörig zur großen menschlichen Brüderschaft betrachte. Die Schroffheit in dem Uebergang vom Sklaven von gestern zum freien Mann von heute, der eine heilige Anantastbarkeit seiner Person sein eigen nannte, machte mich ganz verwirrt. Wenige Stunden zuvor war ich noch ein beliebiges Geschöpf gewesen, dem jeder Rohling nach Laune und Lust gelegentlich den Schädel hätte zerschmettern können, und jetzt war ich gleichsam im Nu aus harter Leibeigenschaft befreit und emporgestiegen zum Rang eines Menschen.

Die Herren Kenney und Richardson waren die richtigen Urbilder des freiheitstolzen jungen Amerika. Sie waren äußerst reizbar und überempfindlich im Punkt persönlicher Ehre. Solche Leute, die so leicht Feuer fangen wie Zunder und ewig nur darauf lauern, etwas übelnehmen zu können, bringt Amerika zu Tausenden hervor. Es ist gefährlich, sich im Verkehr mit ihnen der Neckerei, der Ironie, des Spottes zu bedienen.

Schon im Laufe des ersten Tages hatte ich beobachten können, daß ihr hohes Selbstgefühl kaum einen Tadel oder eine Vorhaltung ertragen konnte; die leiseste Andeutung von etwas derart brachte sie schon in große Hitze. Wenn ich bemerkte, wie sie sich schon unverhohlen verdrießlich zeigten, weil Mr. Speake sie etwa gelegentlich gefragt hatte, warum einige Warenbestellungen noch nicht erledigt seien, so konnte ich nicht umhin, ihr Benehmen zu mißbilligen. Im übrigen waren beide sehr achtenswerte junge Leute, blissauber und blank wie neue Nägel, aufs sorgfältigste ge-

kleidet und von größter Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, besonders Herr Richardson, der in dieser Hinsicht meine ganze Bewunderung gewann.

Mein erstes Tagewerk bestand darin, Dom und Sam, den beiden Negern, zur Hand zu gehen bei ihrer Arbeit, die vielerlei Waren aus den Tiefen der langen Lagerhäuseräume in niedrigen Schubkarren auf den Seitensteig hinauszufahren oder Schnaps- und Mehlkässer schräg auf die Ränder schmaler Balken hochzurollen — eine Kunst, in der ich es bald zu großer Fertigkeit brachte, — und die verschiedensten Kisten mit Warenposten zur Frachtverschickung nach Mississippihäfen mit den seltsamsten Namen zu zeichnen, wie Bayou Plaquemine, Attakapas, Opelousas u. a. m. Richardson stellte unterdessen die Frachtrechnungen aus und verhandelte mit den Dampferbuchhaltern über den Transport im einzelnen. Die Rollwagen rasselten inzwischen vor die Tore und verluden und entführten die Frachtgüter so schnell, wie wir sie nur bereitstellen konnten. Jeder weitere Abschnitt des Tages steigerte nur mein Entzücken. Die drei Stockwerke über dem Erdgeschosß enthielten Unmassen von Artikeln, die man als Spezereiwaren bezeichnet, überdies seltene Weine, Branntweine und Sirups. Das Erdgeschosß war fast bis zur Decke angefüllt mit Säden voll Raffeebohnen und Getreide, mit Kisten voll Mischwaren, mit Mehlkässern und Bierziggallons-Tonnen voll Speck und Schinken.

Es war schon belehrend, bloß die Aufschriften auf den peinlich sauber gebrandmarkten Kisten zu lesen, Kisten voll Flaschen mit Eingemachtem, Marmeladendosen, Beerenfrüchten aller Art, wohlriechenden Seifen, Kerzen, Faden- und Stern- und Bandnudeln, Makkaronis und all den anderen wunderbaren Dingen. Wenn ich nur über den Seitensteig vor dem Lager schritt, gewahrte ich schon stets etwas Neues, das ich vorher nie gesehen. Die unaufhörlich vor das Tor donnernden Wagen und das Gewühl menschlicher Wesen aller Klassen, von denen einer dem anderen weder in Haartracht noch in Kleidung und Haltung glich, machten mich förmlich berauscht, und jeder Klang oder Anblick war mir neu.

Durch all das angeregt und ermuntert, sprang ich an die Arbeit mit einer wahren Gier, sie fertig zu sehen, die Neger aber taten ihr möglichstes, um dies übermäßig eifrige Angestimm in mir niederzuhalten, indem sie mir bedeuteten: „Nicht so eilig, kleiner Mann!

Müssen sich nicht umbringen! Hat sich Masse Zeit! Müssen noch etwas für morgen lassen.“ Hätten die Maate der „Windermere“ uns hier einmal zugehört, so hätten sie lernen können, daß eine gutbehandelte Mannschaft mehr Arbeit zustande bringt, als wenn sie mit Belegbolzen und Tauenden dazu geheißt wird.

Gegen Abend wurde alles ausgefegt, und nachdem wir den Speicher aufgeräumt hatten, fiel mir ein, daß ich ja noch kein Nachtquartier habe. Dom, mit dem ich mich besprach, meinte, er kenne eine Missis Williams, die ein hübsches, billiges Kosthaus in der St. Thomasstraße hielte, wo ich sehr gut aufgehoben sein würde. Es wurde ausgemacht, daß er mich dort einführen solle, und so schritt ich denn die Eschapitoulastraße hinunter, mit den beiden Sklaven, deren längliche, dünne Mittagbrotbehälter bei ihren weiten Schritten sonderbar gewichtig hin- und herschwangen.

Mrs. Williams, eine junge, schwarze Schönheit mit intelligentem Gesichtsausdruck, erklärte sich aufs liebenswürdigste bereit, mich gegen einen Mietpreis bei sich aufzunehmen, der mir am Ende der Woche noch einen ansehnlichen Ueberschuß lassen würde, und wollte mir eine große Dachstube einräumen. Ihr Haus war aus Holz und hatte einen Vorgarten und einen großen, bäumebeschatteten Hinterhof. Der mütterliche Eifer, mit dem sie sich bemühte, für meine Bequemlichkeit zu sorgen, beglückte mich sehr; nur konnte ich mich ab und zu nicht enthalten, über ihr etwas eigentümliches Englisch und ihre breite schnalzende Aussprache zu lächeln. Als ich mich endlich wandte, um mich in meine Schlafstube zurückzuziehen, half sie mir mit geübter Geschwindigkeit und drolliger Tatkraft beim Auskleiden, und als sie gar mein Hemd und meinen Kragen unter den Arm nahm, mit der Erklärung, daß sie am nächsten Morgen gewaschen und gestärkt werden müßten, damit ich „adrett“ aussähe, stieg meine Achtung vor ihr noch höher, und der Gedanke an all die Beweise von Güte und Freundlichkeit, die mir an diesem Tage widerfahren waren, rührte und bewegte mich so mächtig, daß ich mich nicht enthalten konnte, aus übervollem Herzen Dank dem zu stammeln, der, „einem Vater gleich, Liebe erzeigt seinen Kindern und denen, so ihn fürchten“.

Am nächsten Morgen stand ich um halb sieben Uhr am Tor des Lagerhauses von Speake & Mac Creary, zu jeder Art von Arbeit bereit und voller Stolz über meine neue Stellung. Am

acht Uhr war der wohl hundert Fuß lange Speicher fix und fertig, der Seitensteig reingekehrt und die bezeichneten Warenposten zur Aufladung bereitgestellt. Als bald traten der Buchhalter und der Frachtschreiber ein, frisch und duftend wie zum Courschneiden, legten ihre Straßenjacken ab und begannen, nachdem sie ihre leinenen „Schmutzkittel“ angetan hatten, mit der Arbeit. Gegen neun Uhr erschien Mr. Speake — Mac Creary war tot — mit hoheitsvoll gnädiger Miene, die mir als Zeichen seiner gütigen Gesinnung erschien und mich zu äußerster Anstrengung in seinem Dienst anfeuerte.

Meine Firigkeit und mein klares Gedächtnis wurden bald geschätzt. Wohl ein halbes Duzendmal konnte im Lauf des Tages infolge meiner treffenden Antworten Zeit erspart werden.

Die Genauigkeit und Schnelligkeit, mit der ich alles auffasste, erschien ihnen geradezu erstaunlich; und dank der Zuverlässigkeit, mit der ich Nummern von Fäßchen (Kegs), Kisten und Säcken im Kopf hatte, galt ich schon vor Ablauf der Woche als eine Art wandelndes Inventarverzeichnis. Ich vermochte stets anzugeben, wo jeder Artikel seinen Platz hatte, und hatte den Plan sozusagen im Kopf, wie alles in den verschiedenen Stockwerken aufgestellt war. Im Gegensatz zu den jungen Herren hatte ich niemals Beschwerden, Aussetzungen oder Widerreden zu führen, noch ärgerte ich mich gleich über ein kleines gelegentliches Ausbrausen.

Um in Erwartung etwaiger Befehle gleich zur Hand zu sein, hielt ich mich möglichst oft in der Nähe der Glastüren des Kontors auf. Vor meinem Eintritt ins Geschäft hatten Dom und Sam sich immer in größerer Entfernung etwas zu tun gemacht, in oberen Stockwerken, hinter Treppen und Höfen; sie taten dann so, als hörten sie nichts, so daß es eine höchst ermüdende Aufgabe gewesen war, sie zu suchen und zu rufen, bis sie die Gnade hatten, zu erscheinen. Als ich mich nun aber jetzt meist in Rufnähe aufhielt, fiel meine Dienstwilligkeit sehr angenehm auf. Die Probewoche endete denn auch höchst zufriedenstellend, indem ich dauernd, mit einem meine Erwartung weit übertreffenden festen Gehalt von 25 Dollars monatlich, angestellt wurde. Von dieser Summe blieb mir, nach Abzug von Kost- und Wohnungsgeld, ein Reingewinn von 15 Dollars übrig, was in meinen Augen geradezu ein Vermögen bedeutete.

Mr. Speake schoß mir überdies das Gehalt eines Monats vor, damit ich mir eine Ausrüstung beschaffen könne. Mr. Richardson war so freundlich, mir bei meinen Einkäufen zu helfen, und schenkte mir einen seiner messingbeschlagenen großen Koffer, der, außer daß er ein Abteil für Wäsche und ein Fach für Kragen und Schlipse hatte, obendrein auf dem Deckel mit dem Bildnis eines reizenden Mädchens geschmückt war. Wahrhaftig, ein Jungengemüth ist leicht zufriedenzustellen! Ich habe mehr Freude dabei empfunden, jenen meinen ersten Koffer anzuschauen und meine Schätze unter Schloß und Riegel zu versperren, als vor oder nachher über einen anderen Besitz.

Mein Rang war jetzt der eines jüngeren Handlungsgehilfen. Aber ich scheute mich nicht davor, meine Hände oder meinen Anzug bei der Arbeit zu beschmutzen; ich ließ auch keinen löcherigen Kaffeefackel und kein leckes Faß aus dem Lager heraus, ohne vorher eine kleine Schneider- oder Böttcherarbeit mit ihnen vorgenommen zu haben, — Berrichtungen, die andere Gehilfen für weit unter ihrer Würde hielten.

Noch lange bevor die „Windermere“ mit einer Baumwollenladung wieder nach Liverpool absegelte, war mit mir eine große Veränderung vor sich gegangen. Bis zu meiner Ankunft in Neu-Orleans war mir Nachsicht nie zuteil geworden. Ich war kaum eine Stunde meines Lebens ohne Beaufsichtigung von seiten Erwachsener geblieben. Aus der mütterlichen Pflege von Jenny Price war ich in die strenge Zucht des Waisenhauses, von da unter die nicht weniger harte Vormundschaft Tante Marys und des gestrengen Moses, dann unter Onkel Toms und des rohen Fleischerwerkführers Gewalt geraten und hatte zuguterleht die furchtbare Disziplin auf einem amerikanischen Segelschiff zu schmecken bekommen. Ein paar Wochen seit meiner Ankunft in Amerika war ich jedoch an Benehmen und Mut ein anderer geworden. Die kindliche blinde Furcht vor jeder Autorität schlechtthin war weg, — denn die Autorität verschaffte sich hier nicht mehr mit unbarmherziger Robheit Gehorsam, sondern war einfach, vernünftig und freundlich. Die sie beanspruchten, waren lebenswürdig und umgänglich, und wie gern vergalt ich es ihnen mit Dankbarkeit und Verehrung! Ihnen schuldete ich mein Glück; in dem neuen Gefühl meiner Würde konnte ich mich stolz zu voller Größe ausstrecken und in

wundervollen Vorstellungen schwelgen. Ich fühlte deutlich, daß ich wertvolle Fähigkeiten in mir besaß, zu deren Entfaltung ich mich verpflichtet hielt. Die amerikanischen Freiheitsrechte beruhten nicht auf der Tiefe der Taschen, noch auf körperlicher Ueberlegenheit, sondern jedes Kind hatte ebensoviel Recht darauf wie der stolzeste Kaufmann. Weder Armut noch Jugend war entwürdigend. Auch war ich mir bewußt geworden, daß ich das Vorrecht der freien Meinungsäußerung und den Schutz vor Beleidigung und Mißhandlung genoß. Ich konnte freier Atem holen, meine Brust hob sich gewaltig, mein Rücken streckte sich gerader, meine Schritte wurden freier, wie mein Gemüt mit diesem neuen Gefühl der Unabhängigkeit erfüllt wurde.

Zu solchen Gefühlen begeistert, ward ich so unenglisch in meiner Denkungsart, als sei ich schon vierzig Jahre in diesem Land gewesen. Meine britischen Zu- und Abneigungen vergaß ich schnell. Ich wurde mit den Bürgern stolz auf ihren prächtigen Hafen, die Ausdehnung und solide Bauart ihres Kais, die Menge von praktischen und riesigen Anlege- und Badevorrichtungen, das ungeheure Gewühl von Dampfern und auf ihren majestätischen Mississippi. Ich war der gleichen Meinung mit ihnen, daß das Zollhaus nach seiner Vollendung ein Gebäude ohnegleichen werden würde, daß die Kanalstraße von unübertreffbarer Breite sei, daß keine Straße der Welt solchen regen Verkehr aufweisen könne wie die Tschapitoulasstraße, daß kein Markt sich mit dem von Neu-Orleans an Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse messen, und daß keine Stadt, sogar Liverpool nicht, solch große kaufmännische Unternehmungen und so stramme „Draufgänger“-Schneidigkeit entwickeln könne, wie diese Hauptstadt des Südens. Ich glaube beinahe, daß ich noch immer diese gewaltige Bewunderung nicht verloren habe, obwohl ich seitdem gewiß Duzende von stärker bevölkerten, belebteren und reicheren Städten kennen lernte. Viele Jahre voll großer Reisen haben diesen Jugendglauben nicht auslöschen können, aber Zeitalter wären erforderlich, um meine Liebe zu dieser Stadt auszurotten, die mich zuerst lehrte, daß aus einem Knaben ein Mann werden kann.

Hätte die Freudlosigkeit meines Knabenalters noch wenige Jahre länger gedauert, so wäre vielleicht die Fähigkeit zur Freude ganz eingetrocknet; glücklicherweise war ich aber trotz der fünfzehn

Sommer, die ich gesehen hatte, in diesem Punkt das reine Kind geblieben. Es war erst achtzehn Monate her, seit ich St. Asaph verlassen hatte, und erst zwei und einen halben Monat, seit ich mich in die Welt außerhalb der Familie gewagt hatte. Seit ich ein Mann geworden bin, habe ich mich oft gefragt, was wohl aus mir geworden wäre, wenn die unentschlossene Stimmung in jener letzten Nacht in der Roscommonstraße ein klein wenig länger gedauert hätte. Ich neige zu dem Glauben, daß damals der Wendepunkt meines Lebens war, und es ist nur gut gewesen, daß ich im entscheidenden Augenblick den Mut fand, doch noch „Nein“ zu sagen. Mir wäre wohl so manches Unheil erspart geblieben, hätte man mich von vornherein dazu erzogen, solche „Nein“ öfter, lauter und fester zu äußern, als ich es leider tat; und ich vermute, daß noch viel mehr Menschen Ursache gehabt haben, diese vermaledeite mattherzige Erziehung zu verwünschen, die sie zu moralischem Widerstand so unvollständig gewappnet in die Welt schickte.

Das süße Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft von Menschen, das mir Tränenströme entpreßte, als ich einst St. Asaph, dann Prynnon Beuno, Brynsford, Liverpool und selbst die „Windermere“ verließ, kettete mich jetzt innig fest an meine Dachstube in Missis Williams Haus. Meine Lohnerhöhung hätte mich instand gesetzt, ein größeres und schöneres Zimmer zu mieten, aber ich scheute die Veränderung und blieb darin. Diese Selbstbescheidung wurde indessen durch den angenehmen Ueberschuß an blanken Dollars belohnt, womit ich nun einen immer stärker werdenden Wunsch nach Büchern befriedigte.

Bis jetzt bestanden alle Erzählungen, die ich außer den in den Schulbüchern zusammengestellten Auszügen gelesen hatte, in drei Bänden: aus jener erschütternden Wundergeschichte von Enoch und seinen Brüdern, aus einer Novelle, betitelt „Erste Schritte zum Bösen“ von Dr. Mayo, die ich in Prynnon Beuno aufgestöbert hatte, und aus Walter Scotts „Ivanhoe“, in den ich, da er in meines Veters Arbeitszimmer offen auf dem Tisch lag, öfters einen verstoßenen Blick getan hatte.

Durch billige Ausgaben guter Bücher sind in Amerika mit

geringen Kosten Millionen Leser in den besten Werken englischer Schriftsteller gebildet worden; und wenn diese Exemplare dann aus zweiter Hand in den Bücherstand des Antiquars gewandert sind, so kann man eine stattliche Bibliothek für erstaunlich wenig Geld erstehen. Da sich solch ein Bücherstand in nächster Nähe der St. Thomasstraße befand, die ich täglich durcheilte, konnte ich mich nicht enthalten, ab und zu einige Bücher hin und her zu drehen und zu begucken und kurze Wonnen aus ihren Blättern zu naschen. Sobald mein Kleidervorrat vollständig war, legte ich ein wenig von meinem Uberschuß in Ankäufen dieser Art an, und der Buchhändler, der in mir einen vielversprechenden Kunden witterte, ließ mir in der Auswahl ziemliche Freiheit und bemühte sich, meinem Geschmack entgegenzukommen. Auf Schönheit des Einbands achtete ich nur wenig, der Inhalt war es, der mich fesselte. Die erste Beute, die ich heimtrug, war Gibbons „Verfall und Untergang des römischen Reiches“ in vier Bänden, weil beim Unterricht in Brynford davon die Rede gewesen war. Jetzt verschlang ich es um seiner selbst willen. Nach und nach erwarb ich so Spencers „Feenkönigin“, Tassos „Befreites Jerusalem“, Papes „Ilias“, Drydens „Odyssee“, Miltons „Verlorenes Paradies“, Plutarchs „Lebensbilder berühmter Männer“ und eine dickeleibige „Geschichte der Vereinigten Staaten“, welche mir wegen meiner völligen Unkenntnis des Landes, in dem ich lebte, dringend not tat. Mrs. Williams gab mir einige leere Kisten, aus denen ich mit Hilfe einer Säge, eines Hammers und vieler Nägel mir ein ganz hübsches Bücherbort zurechtzimmerte. Als es aufgestellt war, geriet ich in solch ein Entzücken, daß ich mich kaum enthalten konnte, es in einem unsinnigen Taumel vergnügter Ubernheit an den Tag zu legen. Meine Bodenkammer ward mir meine Welt, und eine sehr geräumige und bevölkerte Welt, voller Kaiser, Könige, Ritter, Krieger und Engel. Sie bemächtigte sich meiner Träume, in denen sich alles bunt widerspiegelte und miteinander verknüpfte, was ich gelesen hatte. Ich wurde auf die trojanischen Felder, in odysseeische Gegenden und Inseln und römische Paläste versetzt, und mein vollgepfropftes Gehirn machte sich in einer Prosa, die mindestens so gewaltig klang wie die Gibbons, oder in Reimereien Luft, die meiner Meinung nach gewiß Pope zur Ehre gereicht hätten; wenn ich nur leider nicht einst bei Tagesanbruch zu-

fällig entdeckt hätte, daß alle meine scheinbar so erhabenen Prosa-
versuche ebenso wie die schmetternden Reime und Versrhythmen
einfach schauerhaft waren.

Dies selbstversunkene Lesen, dem ich ganze Nächte hindurch
frönte, war meinen Augen schädlich, aber die Lesewut stellte sich
schützend zwischen mich und größere Uebel. Diese Leidenschaft
zum Lernen nahm mich so völlig in Anspruch, daß sie das Auf-
kommen anderer Leidenschaften wirksam verhinderte, während sie
meiner Tagesarbeit im Lager keinen Abbruch tat. Die jungen
Leute von Hall & Comp., unseren nächsten Nachbarn, weckten
zuweilen ein fernes Interesse für Bewde Bar's Theatertruppe
oder irgendeinen Heldenchauspieler; bei meiner Heimkehr fesselte
jedoch meine kleine Bibliothek bald meine Aufmerksamkeit, und
das Vertiefen in ihren Inhalt erstickte bald den Sinn für andere
Bergnügungen. Was ich bin, verdanke ich dem Beispiel anderer,
der Natur, der Schulbildung, dem Lesen, Reisen, Beobachten
und Nachdenken.

In der vierten Woche kehrte Mr. Stanley mit neuen Auf-
trägen und Bestellungen zurück. Er beglückwünschte mich aufs
wärmste zu meinem frischen Aussehen und verriet mir im Ver-
trauen, daß Mr. Speake mit meinem Eifer im Geschäft äußerst zu-
frieden sei. Dann gab er mir seine Karte und sagte, er würde sich
freuen, mich am nächsten Sonntag zum Frühstück bei sich zu sehen.

Als der Tag herangekommen war, ging ich nach der
St. Charlesstraße. Die Häuser dieses Stadtviertels waren in
vornehm klassischem Stil erbaut, mit Säulenvorhallen und großen,
kühlen Veranden, die über Ziersträucher und blühende Magnolien
hinwegblickten. Mr. Stanley erwartete mich in einem Lehnstuhl
sitzend. Wäre er nicht dagewesen, so würde ich gezögert haben,
die breiten Stufen hinaufzusteigen, so großartig erschien mir das
Gebäude. Er führte mich an der Hand in ein geräumiges, prächtig
eingerichtetes Zimmer und stellte mich einer zierlichen kleinen Dame
vor, die ein Bild adliger Feinheit war. Sie empfing mich so
reizend, daß ich daraus entnahm, sie müsse so hold und sanft sein
wie ihre stillen, zarten Blicke, und aus den Büchern auf dem Tisch
glaubte ich schließen zu müssen, daß sie auch fromm sei. Nichts
hätte meine Schüchternheit schneller vertreiben können als ihr
freundlicher Empfang. Wir nahmen sogleich die entsprechende

Stellung zueinander ein, sie als mütterliche Schutzherrin, ich als dankbar ergebener Schützling. Ihr Gatte stand mit seiner hohen Gestalt neben mir, hatte die Hand auf meinen Kopf gelegt und ermutigte mich mit freundlich lächelndem Gesicht, nur frei und ohne Scheu herauszureden, wobei er den Eindruck beobachtete, den ich auf seine Frau mache. Diese ließ mich auf einem Diwan an ihrer Seite Platz nehmen, und bald plauderte ich mit einer Zungenfertigkeit drauf los, die man einige Minuten vorher in dem steifen Knaben nicht vermutet haben würde.

Meine Eindrücke von der ersten Lady, mit der ich mich je unterhalten hatte, wiederzugeben, geht über meine Kräfte. Vor allem strahlte eine eigenartig reizvolle Atmosphäre von ihr aus, die mir völlig neu war. Dann waren es die reiche Ausführung und vornehme Eleganz ihres Kleides, die Feinheit und Lieblichkeit ihres Gesichts, der wechselnde Wohlklang ihrer Stimme, die Reinheit ihrer Aussprache, die ganze holde Anmut ihrer Persönlichkeit, die mich mit einer Ehrfurcht erfüllten, wie ich sie noch nie im Leben empfunden, und mit dem heimlich glühenden Wunsch, die schlimmsten Martern zu erdulden und den grimmigsten Gefahren auf einen Wink von ihr Trost zu bieten.

Als wir uns zum Frühstück begaben, fand ich noch mehr Dinge, über die ich nachdenken konnte. Es saßen etwa ein Duzend Leute mit uns zu Tische, von gleichem Stand und Alter mit Herrn und Frau Stanley, und ich bemerkte, daß zwischen ihnen und mir eine schier unüberbrückbare Kluft bestand. Ihre Unterhaltung ging meist weit über meinen Gesichtskreis, obgleich ich allerdings die Wörter verstehen konnte; aber was ihre Gespräche bedeuteten, blieb mir gänzlich schleierhaft. Ihre Bemerkungen über Literatur, Politik und soziales Leben erschienen mir wie treffende Stellen aus entsprechenden Büchern; aber mich wunderte baß, wie diese Leute sich über all die gelehrten Dinge mit derselben Geläufigkeit über den Tisch hin unterhielten, mit der Knaben ihre Ansichten über die Güte eines Puddings austauschen.

Die Höflichkeit ihrer Anreden, die allgemeine gegenseitige Hochachtung und ihre stete Selbstbeherrschung erhoben sie in meinen Augen weit über meine plumpderben Standesgenossen; aber obgleich sie an meinem Benehmen und meiner Jugend gemerkt haben mußten, daß ich nicht aus ihren Kreisen stamme, so erwiesen sie mir

doch die Ehre, mich ganz als zu ihnen gehörig zu betrachten, so daß ich mich bestrebe, mich dieser Auszeichnung würdig zu erweisen. Kurz, es war ein höchst denkwürdiges Frühstück für mich, und als ich wieder zu Hause war, war ich überzeugt, daß das Schicksal mich nunmehr zu etwas Großem ausersehen habe.

Herrn Stanleys Benehmen gegen mich war ganz anders, als es mir sonst irgend jemand erzeugte. Viele waren freundlich und wohlwollend gegen mich; keiner aber ließ sich herab, sich auf so aufrichtige und teilnehmende Art um mich zu bekümmern, wie er. Ich fühlte mich zwar häufig durch die Anerkennung Herrn Speakes geschmeichelt; aber es blieb doch eine gewisse Zurückhaltung zwischen uns, wie es eben das Geschäftsverhältnis mit sich brachte. Herrn Stanleys Art jedoch war ganz so, als ob ich ihn persönlich etwas anginge; und dadurch gelang es ihm, mir alles zu entlocken, ja mich bis zu kindlicher Vertraulichkeit geschwählig zu machen. Nach und nach lernte ich ihn wegen seiner warmen Offenherzigkeit ganz und gar als älteren Kameraden und väterlichen Freund betrachten. Schon der bloße Umgang mit ihm bedeutete für mich unwissenden Burschen einen Gewinn. Jede Bemerkung, die über seine Lippen kam, enthielt etwas Wissenswertes für mich. Ich lernte die Geschichte und Kultur von Land und Volk kennen und meine Stellung in der Welt beurteilen. Die großen Kaufhäuser und Handelsfirmen gewannen erhöhtes Interesse für mich. Es waren mir jetzt nicht mehr bloße Namen zum Ablesen, sondern großartige Einrichtungen, in denen sich Persönlichkeiten von Wert, ein Erfolg erzwingender Unternehmungsgeist und noch mancherlei betätigten.

Jeden Sonntag vormittag brachte ich bei Stanleys zu. Frau Stanley wurde mit jedem Besuch mütterlich zärtlicher und verhätschelte mich bald, während er mir eine immer herzlichere väterliche Gesinnung erzeugte. Sie nahmen mich mit zur Kirche, und ich gewöhnte mich wieder daran, morgens und abends zu beten.

Im dritten Monat trat im Geschäft eine Veränderung ein. Herr Speake hatte eine kleine Auseinandersetzung mit Herrn Kenney, der daraufhin seine Stellung kündigte. Ein Herr Kitchen wurde an seiner Statt eingestellt, und Herr Speake erachtete die Gelegenheit für passend, mir mein Gehalt auf dreißig Dollars monatlich zu erhöhen. Als Stund dafür gab er an, daß sich das Lager noch nie in so musterhafter Ordnung befunden habe wie

seit meinem Eintritt ins Geschäft. Ich war natürlich ungeheuer stolz über diese Anerkennung, und sie spornte mich zu noch größerer Anstrengung an. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus, wie folgender Vorfall zeigen wird.

Wir erhielten Befehl, Inventur aufzunehmen, und nach dem Abzählen der Kisten, Säcke und Fässer hatte ich jedesmal die Abtheilung wieder zu ordnen. Als ich nun mit den Waren so hantierte, fiel mir auf, daß einige davon ungewöhnlich leicht waren. Ich theilte meine Beobachtung mit, doch schenkte man ihr keine sonderliche Beachtung. Es stellte sich indes weiter heraus, daß die Kaffeesäcke viel schlaffer waren, als es hätte der Fall sein dürfen. Die Risse, durch welche der Inhalt herausgefallen sein mußte, schienen allerdings von Ratten gemacht zu sein, da aber die Bohnen auf dem Fußboden dem Fehlbetrag bei weitem nicht entsprachen, so mußte der Verlust einen anderen Grund haben. Als wir nun auf unserem Gang durch die Böden oben gar noch beim Messen der Wein- und Sirupfässer entdeckten, daß sie halb leer waren, begann die Sache ernst zu werden. Die Lachen auf dem Fußboden waren nicht groß genug, um den Verlust so vieler Gallonen zu erklären, und die Besprechung zwischen dem Buchhalter und dem Schiffsschreiber kündigte den Sturm an, den „der Alte“ machen würde, sobald er es erführe. Soviel ich verstand, sollte der frühere Buchhalter, Mr. Kennecey, schuld haben. Es fehlten eine Menge Schachteln Keks, Sardinen und andere Dinge, und Herr Kennecey mußte also wohl unterlassen haben, Verkäufe in seinen Büchern zu notieren, wodurch dann diese unerwartete Differenz verursacht sei.

Wie wir richtig vermutet hatten, geriet Mr. Speake in große Aufregung darüber, obschon er in Gegenwart von Mr. Kitchen und Mr. Richardson nur so ein paar aufgebrauchte Fragen zwischen den Zähnen hervorbrummte, wie: „Wie konnten diese Waren so gänzlich unbemerkt verschwinden? Wir haben doch keinen Kleinverkauf. Wenn wir Wein oder Sirup so verkauften, würden wir sie höchstens nach Sonne oder Faß abgeben, aber nicht nach Gallonen. Dahinter steckt irgendwo eine grobe Nachlässigkeit, da muß mal gründlich nachgesehen werden“, — und dergleichen ärgerliche Reden mehr.

Mr. Kitchen wie Mr. Richardson zeigten sich von diesen Vor-

würfen tief gekränkt, und auch ich fühlte mich von einem unbestimmten Schuldgefühl nicht ganz frei. Ich quälte mich ab, der Sache auf den Grund zu kommen, aber vergebens! Unter solchen Gedanken des Zweifels und Argwohns suchte ich nach einem Besen, um vor GeschäftsSchluß noch auszufegen. Ich fand einen in einem Winkel des Hinterhofes. Als ich ihn jedoch hervorzog, kam dahinter der zinnerne Frühstücksbekhalter eines unserer Neger zum Vorschein, dessen Anblick an einem so unerwarteten Platz mich auf die Vermutung brachte, daß der Besen dort vor ihn hingestellt sein möchte, um ihn vor prüfenden Blicken zu verbergen. Als ich den Behälter zur Hand nahm, war ich erstaunt über sein Gewicht, aber nachdem ich den Deckel geöffnet hatte, wunderte ich mich nicht mehr, denn er war zu drei Vierteln voll — goldnen Sirups. Sofort fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß hier die Lösung des Rätsels liege, und daß, wenn ein Eimer dazu gedient hätte, heimlich goldnen Sirup fortzuschaffen, auch noch ein zweiter und mehr dem gleichen Zweck gedient haben könnten. Beim Suchen nach dem Eimer des anderen Negers fand ich ihn in unerreichbarer Höhe an einem Haken unter seinem Straßenrock aufgehängt. Ich ergriff ein Brett und schlug von unten dagegen, worauf einige Tropfen einer dunklen Flüssigkeit an den Seiten herabsickerten. Da es nun außer allem Zweifel stand, daß die Verbrecher hier entdeckt waren, eilte ich ins Kontor, um Bericht zu erstatten.

Zum großen Glück erschien Mr. Stanley im selben Augenblick, und ich unterrichtete ihn von allem. Mr. Richardson kam dazu, und als er alles angehört hatte, wurde er sehr aufgebracht und rief: „Jetzt begreife ich alles! Los, wir wollen es Mr. Speake sagen und die Geschichte ins reine bringen!“

Mr. Speake und Mr. Kitchen standen im Kontor über Hauptbuch, Memorial und Kassabuch gebeugt, um die Eintragungen zu vergleichen, als wir mit unserer Entdeckung hereinplakten. Mr. Speake war nicht wenig überrascht und rief aus: „Ei der Tausend, wer hätte an diese Kerle gedacht! Es scheint eine regelrechte Räuberei, weiß der Himmel wie lange, im Gang gewesen zu sein.“

Während wir die Angelegenheit atemlos erörterten, fielen uns verschiedene merkwürdige Einzelheiten im Benehmen der Neger ein, die unsern Verdacht erregten, daß es noch andre geheime Schatzkammern im Gebäude geben müßte, und Richardson und ich

wurden auf Suche ausgesandt. Wir schienen beide den gleichen Gedanken zu haben, denn wir machten uns gleich daran, die dunklen Gänge zwischen den Warenballen und -kisten zu durchstöbern, bis wir nach kurzer Zeit richtig auf die verborgenen Schätze stießen. Schinken, Sardinen, Reks-Schachteln, Zucker- und Randspakete und noch eine Menge anderer Vorräte zwischen Orhosten, Fuderfässern und Tonnen fanden wir, und als wir damit im Kontor erschienen, war die Entrüstung allgemein.

Dom und Sam waren die Zeit über im oberen Speicher tätig gewesen und wurden nun heruntergerufen. Als sie über das Verschwinden gewisser Waren befragt wurden, leugneten beide jede Kenntnis davon ab; als sie aber den Befehl erhielten, uns zu ihren Sinneimern zu führen, ging in ihren Zügen eine merkwürdige Veränderung vor, und ihre Lippen wurden aschfaßl. Dom schien es völlig vergessen zu haben, wohin er seinen Eimer gestellt hatte; als Mr. Speake ihn jedoch beim Kragen faßte und ihn mit der Nase auf den Besen zu führte, den ich wieder davorgestellt, fiel er auf die Knie nieder und bat stammelnd seinen Herrn um Verzeihung. Mr. Speake war aber zu empört, um ihm Gehör zu schenken, und zeigte uns, indem er den Deckel herunterwarf, eine halbe Gallone des besten goldenen Sirups, den der Spitzbube hatte nach Hause tragen wollen. Als Sams Gefäß untersucht wurde, zeigte es sich, daß sein Eigentümer eine große Vorliebe für süßen Malmseywein besaß!

Es wurde ein Polizist geholt, der Dom und Sam nach der Wache abführte, wo sie dann am nächsten Tag eine Tracht Prügel erhielten, wie sie nur erprobte Staatsbeamte zu verabsolgen verstehen. Dom wurde einige Tage darauf wieder im Lager angestellt, Sam jedoch einem Pflanzler als Feldarbeiter überlassen.

Am letzten Sonntagmorgen, den Mr. Stanley in dieser Zeit in der Hauptstadt zubrachte, zeichnete er mich in meinem bescheidenen Heim durch einen Besuch aus. Er freute sich, daß meine Stube schon zu so früher Stunde in beste Ordnung gebracht war. Er musterte mein Bücherbort, bemerkte, ich habe einen recht ins Weite gehenden Geschmack, und schlug mir die Anschaffung noch einiger lesenswerter Bücher vor, deren Titel er mir nannte. Ich erklärte entschuldigend, meine Bücher wären eben nur solche,



wie man sie in einem fliegenden Buchhändlerstand erstehen könne. Zulezt ließ er sich glütig herbei, das Frühstück bei mir einzunehmen, wobei er sich gegen Frau Williams von der liebenswürdigsten Seite zeigte; dann gingen wir zusammen zur Kirche, und von dort nahm er mich zum Mittag mit sich nach Hause. Am Nachmittage fuhren wir durch die Stadt spazieren; er zeigte mir viele öffentliche Gebäude, Bankhäuser und Plätze; und zulezt machten wir eine kleine Vergnügungsfahrt auf dem Pontchartrainsee, der ein entzückendes Gewässer und ein angenehmer Zummelplatz für Badelustige ist. Als wir, spät in der Nacht, zur Stadt zurückkehrten, war ich in der Ortskunde der Stadt und ihrer Umgebung schon recht bewandert und hatte einen höchst angenehmen und ereignisreichen Tag verlebt.

Am nächsten Abend fand ich ein an mich gerichtetes Paket vor; ich öffnete es und fand darin ein Duzend neuer Bücher in prachtvollen grünen und blauen Einbänden, auf denen die Namen Shakespeare, Byron, Irving, Goldsmith, Ben Jonson, Cowper und andere zu lesen waren. Sie waren ein Geschenk Herrn Stanleys, der inzwischen nach dem Norden abgereist war, und in jedem Buch stand seine eigenhändige Widmung.

Der Sommer des Jahres 1859 war nach Herrn Richardsons Ansicht äußerst gefährlich für die Gesundheit. Ueberall wütete das gelbe Fieber und die tüdische Ruhr. Was eine ungesunde Jahreszeit eigentlich hieß, verstand ich nicht recht; denn ich las damals fast nie in der Zeitung, und das Aussehen der Stadt und die Lebhaftigkeit des Verkehrs schienen mir gerade so zu sein wie immer. Auf Mr. Speakes Gesicht nahm ich indessen Spuren von Unwohlsein wahr, und eines Tages war er so krank, daß er sich nicht mehr dem Geschäft widmen konnte. Drei oder vier Tage darauf war er tot, und ich erhielt den Auftrag, die Witwe zu besuchen. Sie befand sich in einem Zustand jammervollsten Herzeleids, und wie ich sie so in tiefster Trauer darsitzen sah, wurde auch mir sehr trübe zumute. Es tröstete sie etwas, als sie von mir hörte, wie tief wir alle ihren Verlust mitfühlten; und endlich teilte sie mir mit, weshalb sie meine Gegenwart wünschte. Durch ihren Gatten habe sie meine Lebensgeschichte erfahren, die in ihr viel Theilnahme für mich geweckt habe. Zum Zeichen ihrer besonderen Gunst lud sie mich ein, bis zum Begräbniß in ihrem Hause zu bleiben und

bat mich, die Nacht über bei dem Toten zu wachen, eine Pflicht, die ich bis dahin noch nicht gelübt hatte.

Der Leichnam ruhte in einem prächtigen, offenen, nur mit Musselinspizen verhangenen Sarge; das Abschreckende des Todes wurde jedoch etwas durch das Sonntagsgewand gemildert, in das man den Toten gekleidet hatte. Als der Lärm des Straßenverkehrs verklungen war und die Ruhe der Nacht sich auf die Stadt herniedergesenkt hatte, bekamen die Schatten in dem schlecht erleuchteten Zimmer etwas Unheimliches. Gegen Mitternacht schlummerte ich ein wenig ein, erwachte aber plötzlich mit dem dunklen Gefühl, der Musselin habe sich bewegt. War es ein Trugbild, das das Grauen vor dem Toten in mir heraufbeschworen? War Mr. Speake auch wirklich tot? Im selben Augenblick bewegte es sich wieder, — ich wollte schon entsetzt aufschreien, als mir auf einmal ein Leichenschänderisches, entweihendes „Miau“ die wahre Natur des Gespenstes offenbarte. Eine Sekunde später wurde es mit einem Rissen bombardiert. In seiner ängstlichen Hast verwickelte sich der Rater völlig in die Musselindecke und fauchte und kratzte wie toll mit ihr durchs Zimmer herum. Doch gelang es zuletzt dem abscheulichen Vieh, sich zu befreien und vor meinen Fußstritten zu flüchten.

Bald nach dem Begräbnis wurde das Warenlager mit allen seinen Vorräten von den Herren Ellison und Mac Millern erworben. Kitchen und Richardson gingen anderswohin, ich wurde jedoch von der neuen Firma übernommen.

Indes war auch meines Bleibens nicht mehr lange unter den neuen Geschäftsinhabern, und das kam so: Als ich ein paar Wochen später Frau Stanley meinen gewohnten Besuch machte, erfuhr ich zu meiner tiefsten Betrübniß, daß sie ernstlich erkrankt sei. Auf den Genuß eines Glases Eiswasser waren plötzlich beunruhigende Krankheitserrscheinungen bei ihr eingetreten. Sie war durch die Krankheit so hinfällig geworden, daß sie beständige Pflege nötig hatte. Da das Gesicht ihrer Zofe Margarete große Ermüdung und Sorge verriet, bot ich meine Dienste an und bat sie flehentlich, mich auf irgendeine Weise bei der Pflege der Kranken anzustellen. Nach einigem Zögern sagte sie, ich täte ihr einen großen Gefallen, wenn ich ihr ein wenig Ruhe verschaffe, ich solle an der Tür sitzen bleiben und sie bei der leisesten Bewegung oder

einem Laut im Krankenzimmer eiligst rufen. Ich blieb den ganzen Tag und die Nacht hindurch auf meinem Posten, und obgleich ich Margarete häufig rufen mußte, dienten die kurzen Ruhepausen ihr doch dazu, ihre Kräfte aufrecht zu erhalten. Als ich zu meiner Arbeit fortging, versprach ich ihr, mir einige Tage Urlaub von Mr. Ellison zu erbitten und in einer Stunde wieder bei ihr zu sein.

Mr. Ellison, dem ich sogleich meine Bitte vortrug, tat indessen so, als habe ich etwas ganz Unerhörtes geäußert, und antwortete kurz, ich solle mich feinetwegen zum Teufel scheren. Solch eine kränkende Erwiderung hätte mich einige Monate früher ganz zusammenschrumpfen lassen; die Atmosphäre von Neu-Orleans jedoch entwickelt das Gefühl der eigenen Würde und Unabhängigkeit, so daß ich mit einem Teil des Mutes, den ich an Mr. Richardson und Mr. Kenney so bewundert hatte, entgegnete: „Gut, Herr! Dann entlassen Sie mich, bitte, sogleich.“ Selbstverständlich genügte diese Antwort, um mir auf der Stelle meine Entlassung zu verschaffen.

Margarete war über meine Handlungsweise sehr ärgerlich, als ich sie ihr berichtete, tröstete mich jedoch damit, daß mir einige Tage Freiheit nichts schaden würden. Meine ganze freie Zeit stand ihr nun zur Verfügung, und ich glaube, meine bescheidenen Dienste waren in dieser schweren Zeit eine bedeutende Erleichterung und Hilfe für sie. Mit der armen Frau Stanley ging es indessen immer schlechter, und am Mittwoch abend erklärte der Arzt ihren Fall für hoffnungslos. Keiner von uns konnte mehr Schlaf finden, bis sich der Ausgang entscheiden würde. Um Mitternacht rief Margarete mich traurig und totenblaß in das Zimmer der Kranken. Mit schmerzlich klopfendem Herzen trat ich auf den Fußspitzen ein. Ich gewahrte ein breites, mit weißen Musselinvorhängen versehenes Himmelbett, worauf die zierliche Gestalt der Leidenden nunmehr so gebrechlich und entkräftet lag, daß es mir fast wie eine Schamlosigkeit vorkam, mich mit meiner derben Gesundheit in ihre Nähe zu wagen. Ich hatte gar oft von Krankheit obenhin gesprochen, als ich noch wenig wußte, was es sei; als ich aber hier ihre verheerende Wirkung und den Fortschritt des Todes beobachtete, stand ich wie versteinert.

Margarete schob mich sanft an das Bett, und ich sah im Dämmerlicht, wie erschütternd feierlich ein Menschenantlitz aus-

sehen kann, wenn der himmlische Friede sich darüber breitet. Und ich begriff nach und nach, wie auch das zarteste Weib den Tod lächelnd willkommen heißen und sich willig seiner kalten Umarmung hingeben könne.

Meine Herrin öffnete noch einmal ihre milden Augen und sprach zu mir wie aus weiter Ferne: „Bleib ein guter Junge! Gott segne dich!“

Und während ich mit allen Sinnen lauschte, um alles zu hören, vernahm ich ein undeutliches Murmeln, ihre Augen öffneten sich weit und wurden starr, und eine überirdische Ruhe verklärte ihre Züge. Als ich mich umsah, um Margaretes Augen zu suchen, wußte ich, daß der Tod gekommen sei.

Durch ein seltsames Zusammentreffen kam Frau Stanleys Schwager, Kapitän Stanley, am folgenden Tage mit seiner Brigg von Havanna an. Er hatte nie etwas von mir gehört, hatte daher keine Ursache, auf meine Empfindungen Rücksicht zu nehmen, und erklärte mir mit der Offenheit eines Seemanns, daß er sich um alles bekümmern werde. Selbst Margarete mußte diesem tatkräftigen Manne weichen; und auch ich zog mich tief niedergeschlagen im Gefühl des unwiederbringlichen Verlustes mit einem schweigenden Händedruck zurück.

Etwa drei Tage darauf theilte mir Margarete brieflich mit, daß die Leiche einbalsamiert und der kleine Sarg versiegelt sei und einem von Mr. Stanley eingetroffenen Telegramm zufolge stromaufwärts nach St. Louis gebracht werde.

Lange Zeit war ich zu sehr in Gram versunken, um irgend etwas um mich herum zu beachten. Entweder saß ich zu Hause und las, oder ich sann über die letzten Augenblicke in Frau Stanleys Zimmer nach, dann wieder wanderte ich planlos auf dem Kai herum oder ließ mich auf einem Schiffsrumpf nieder und starrte stundenlang in den dahinrauschenden Strom.

Meine schlimmen Erfahrungen in Liverpool waren nicht ohne Nutzen für mich geblieben. Mein einziger Luxus hatte bis hierher im Ankauf von Büchern bestanden, und auch dabei hatte mich schon ein unbestimmtes Vorgefühl des Kommenden bewogen, mich oft zu bescheiden und lieber etwas für den Notfall zurückzulegen. So befand ich mich nun zwar in Freiheit, aber es bestand keine Gefahr, daß ich leichtsinnig würde.

Nach und nach beruhigte ich mich wieder und machte mich auf die Suche nach Arbeit. Doch das Schicksal war diesmal nicht mehr so freundlich gesinnt. Die Stanleys sind nicht so zahlreich auf Erden. In zwei langen Wochen eifrigsten Suchens konnte ich keine freie Stelle finden. Da schraubte ich meine Ansprüche herab und suchte Beschäftigungen jeder beliebigen Art. Ich nahm vorlieb mit so geistlosen niedrigen Verrichtungen wie Holz sägen und aufschichten für Privatsfamilien.

Eines Tages erschien ein Maat in meinem Kofthaus und machte bekannt, daß sein Kapitän krank sei und einen Pfleger benötige. Ich bot mich an und wurde angenommen.

Das Schiff war die „Dido“, eine vollgetakelte Brigg. Der Kapitän lag am Gallenfieber darnieder, das er sich, wie man annahm, durch Trinken von Mississippiwasser zugezogen hatte. Er war mager wie ein Skelett und so gelb wie Saffran. Der Arzt gab mir meine Verhaltensmaßregeln, die ich, um Irrtümer zu vermeiden, zu Papier brachte.

Meine Pflichten waren leicht und angenehm. Als das Fieber abnahm, erzeigte sich der Kapitän als ein freundlicher und gottesfürchtiger Mann; mit seinem langen grauen Bart hatte er das Aussehen eines Patriarchen, wozu auch seine geduldige Natur stimmte. Drei Wochen hindurch waren wir in großer Sorge um ihn, in der vierten traten jedoch Anzeichen von Besserung ein, so daß ihm erlaubt wurde, ab und zu etwas Luft auf dem Achterdeck zu schöpfen. Er wurde gegen mich ganz mittheilsam und bekam auch von mir so ziemlich alles heraus, was von meiner kurzen Geschichte bemerkenswert war.

Nach Verlauf eines Monats wurde ich meiner Pflichten entbunden, und da ich zum Seefahren, selbst unter einem so gütigen Kapitän, kein Verlangen spürte, wurde ich sehr anständig ausgelohnt, mit einer kleinen Extrasumme, zum „Zeichen der Dankbarkeit“. Als ich von Bord gehen wollte, sprach der Kapitän einige Worte zum Abschied, die in ihrer Feierlichkeit einen tiefen Eindruck auf mich machten. „Seien Sie nicht verzagt wegen dieses Mißerfolges zu Beginn Ihrer Laufbahn. Wenn Sie nur Geduld haben und fortfahren, das Rechte zu tun, so wird Ihre Zukunft sich besser gestalten, als Sie es sich träumen lassen. Sie besitzen zweifellos ungewöhnliche Fähigkeiten, und Sie werden

nach Ueberwindung von ein paar Schicksalsschlägen eines Tages ein reicher Mann werden. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, suchte ich Ihren Freund in St. Louis auf; was Sie in dieser Stadt nicht finden konnten, werden Sie dort finden. Sie verdienen etwas Besseres, als sich mit solchen untergeordneten Verrichtungen abzuquälen. Leben Sie wohl und nehmen Sie eines alten Mannes herzlichste Segenswünsche mit auf den Weg."

Des alten Kapitans Worte waren mir teurer als sein Gold, denn sie flößten mir wieder neuen Mut ein. Schon am nächsten Tage war ich nach St. Louis unterwegs und erreichte diese verkehrsreiche Stadt gegen Ende November des Jahres 1859. Die Fahrt war äußerst lehrreich für mich. Die großartigen Bilder kühnen Unternehmungsgeistes, regen Gewerbefleißes und mächtig aufblühender Städte und Ortschaften, die sich meinen Blicken längs der Ufer darboten, mußten sich mir unvergeßlich einprägen. Der ununterbrochene bunte Wechsel der Landschafts- und Lebensbilder auf allen Seiten gab mir eine Vorstellung vom Reichtum unserer Erde. Ich staunte über die rastlose Lebenskraft, die sich überall betätigte — von dem gewaltigen, unwiderstehlichen Strom, der Triebkraft des einherrauschenden Dampfboots und den die Ufer entlang saufenden Rollwagen an bis zu dem eilenden, federnden Schritt der vielen Menschen. Schon unser Dampfer brachte alle meine Nerven zum Erzittern bei dem durch und durch erschütternden, rastlosen Umdrehen der Räder, dem Dienstfeiser der Maate und dem Geheul (ein Gesang war es kaum noch zu nennen) der „Decksfäuste“, so daß ein fieberhaftes Verlangen, an dem allgemeinen, geschäftigen Tumult teilzunehmen, in meinen Adern brannte.

Als ich im „Hotel der Pflanze“ nachfragte, bekam ich von dem Pförtner zu hören, daß Herr Stanley vor einer Woche in Geschäften nach Neu-Orleans hinuntergefahren sei. Mindestens zehn Tage lang jagte ich nach Arbeit umher, jedoch ohne Erfolg: bis mich zuletzt, als in meinen Finanzen tiefe Ebbe eingetreten war, der Fluß wieder wie ein Magnet zu sich hinzog. In jenen Tagen war ich, selbst in meiner eigenen Einschätzung, zu einem recht winzigen Pünktchen zusammengeschrumpft. Zermürbt und mutlos setzte ich mich in der Nähe einiger Prahme und Barken nieder, die ihre Holzfracht einnahmen; die Unterhaltung der in meiner Nähe befindlichen Mannschaften drehte sich um Ladung

und Reiseziel, und die schon vertrauten Namen von Kairo, Memphis, Neu-Orleans klangen mir ins Ohr. Bei dem letzten Wort ward meine Aufmerksamkeit rege, und ich erhorchte weiter, daß einer der Prahme gerade dorthin abgehen wolle. Die Bootsleute saßen in harmlosen Gesprächen auf den Rundhölzern, und ihre augenscheinliche Unkenntnis aller Art von Sorgen war höchst anziehend für einen „Outcast“ (Ausgestoßenen). Ich stahl mich näher zu ihnen heran, fand den Steuermann heraus und trat nach einigem Zögern mit dem Angebot vor ihn hin, meine Fahrt stromabwärts abarbeiten zu dürfen. Etwas an mir mußte sein Wohlwollen erregen, denn er antwortete mir viel freundlicher, als man es nach seinem grimmigen Aussehen hätte erwarten können.

Meine Dienste wurden angenommen, aber nicht ohne einen Wink, daß Faulenzen an Bord eines Prahms nicht geduldet würde; da ich der Jüngste an Bord wäre, hätte ich überall mitanzufassen, hinzusliegen, wohin man mich schicke, und besonders dem Koch an die Hand zu gehen. Welche Freude für den Arbeitslosen ist es, sich nützlich machen zu können! Unabhängige Freiheit mag eine erstrebenswerte Sache sein, aber jetzt war ich herzlich froh, ihr entronnen zu sein.

Bei Tagesanbruch warfen wir los und brachten unser unförmig plumpes Boot auf den Mississippi hinaus. Im ganzen schien mir das Prahmleben recht träg zu sein. Die körperliche Arbeit der Leute war fast gleich Null; sehr selten wurden einmal alle Hände zur Arbeit kommandiert, wobei dann allerdings das Brüllen und Fluchen ganz fürchterlich war. War solche Aufregung jedoch vorüber, so unterhielt man sich, mich ausgenommen, mit Herumliegen, Plaudern, Rauchen und Schlafen. Zeitweilig wurde eine roh zusammengezimmerte Kabüse für den Koch aufgestellt und mittschiffs ein Segel zum Schutz gegen Sonne und Regen aufgespannt. Wir waren, mich eingeschlossen, unserer elfe. Meine verschiedenen Pflichten hielten mich hübsch in Atem. Ich hatte Wasser zu tragen, Teller abzuwaschen, Schüsseln und Pfannen zu scheuern, Kartoffeln zu schälen, Maisbrei zu rühren und nach dem Feuer zu sehen oder bei Gelegenheit meine Kräfte anzuspannen, um an einem der entsetzlich langen Ruder mitzuziehen.

Während der langen und beschwerlichen Fahrt fiel kein besonderes Ereignis vor. Einmal entgingen wir mit knapper Not

dem Schicksal, von einem „Eypreß“-Salondampfer überfahren zu werden, und hatten einige Stunden tüchtige Arbeit dadurch, worüber sich die erbotene Mannschaft hüben und drüben in Drohungen und Flüchen erging, die an saftiger Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Manchmal liefen so ein paar Dampfer wie toll ganz dicht Bord an Bord oder an den Ufern entlang um die Wette, wobei ihre Schornsteine rollende Wolken dicschwarzen Rauches ausstießen, die noch nach Stunden, nachdem die Dampfer längst außer Sicht gekommen waren, den Lauf anzeigten, den sie genommen hatten. Wenn sie vorüberfuhren, klatschte das Wasser hoch an der Bordwand unseres Prahms hinauf, und der gelbe Strom teilte sich in zwei aufgeregte Buchten. Bei größeren Städten, wie Kairo, Memphis, Vicksburg und Natchez legten wir am Ufer an, und während der Koch mich mit sich nahm, um frische Vorräte einzukaufen, suchte die Mannschaft gemeinsam einen lauschigen Schlupfwinkel am Strande auf, um stiller Muße zu pflegen. Gegen Ende des Monats endete unsere Reise bei einem Lager von Bau- und Rundhölzern zwischen Carrolltown und Neu-Orleans.

Im allgemeinen hatten sich die Schiffsleute als gute Kerle gezeigt und sich gegen mich nicht wie Vorgesetzte, sondern wie Beschützer benommen. Zwar hatte ich einige schmerzliche Erfahrungen machen müssen, anderseits aber mich lebhaft für den Strom interessiert und mir wertvolle Kenntnisse von seinen Gewässern, ihren Launen und ihrer Befahrung angeeignet. Die vielen Strömungen, Wasserstrudel und -wirbel boten mir unerschöpflichen Stoff zur Beobachtung. Der wechselvolle Anblick des Stroms bei Windstille oder Sturm, über Tiefen und Untiefen, in der Nähe von versunkenen Baumleichen, von Landzungen, Barren und Sandbänken, wenn sich darin im Spiel der Wellen Sonnenschein und blauer Himmel widerspiegelten, erregten meine ganze Neugierde, und die Prahmveteranen standen meiner Fragesucht gern Rede.

Da ich strebsam und nachdenklich angelegt war, trug ich innerlich weit mehr mit mir weg, als ich jemals zu irgendeinem sichtbaren, praktischen Nutzen hätte brauchen können; aber nach Knabenart hob ich die Eindrücke ruhig in meinem Gedächtnis auf, wo sie sich im Lauf der Zeit zu Lebenserkenntnis umsetzen und festigen mochten.

V. Ich finde einen Vater.

Nach der Ausfrachtung hatte ich Muße, meine äußere Person wieder instand zu setzen, nahm nach manch gutgemeintem Protest meiner früheren Kameraden Abschied von Bord und schritt der Stadt zu. In der St. Charlesstraße endlich ließ mich das Schicksal, als sei es müde geworden, mich länger zu verfolgen, Herrn Stanley finden. Er begrüßte mich mit so väterlicher Herzlichkeit, wie sie keinem verlorenen Sohn hätte inniger erzeigt werden können. Meine Abwesenheit von Neu-Orleans hatte die Zuneigung zu dem einzigen Freund, den ich in ganz Amerika besaß, nur noch gesteigert. Solange ich seiner Gegenwart nicht genoß, fühlte ich mich wie ein Fremder unter Fremden; sobald ich mit ihm zusammen war, war ich innerlich und äußerlich wie verwandelt. Ohne ihn war ich schweigsam, scheu, zurückhaltend und von düsterem Ernst; an seiner Seite wurde mir überschwenglich froh zumut, und ich plauderte dann ohne Scheu munter darauf los. Seit wir uns nicht gesehen hatten, war ich Tausenden von Menschen begegnet und hatte mit Hunderten gesprochen, aber alle waren mir und allen war ich gleichgültig geblieben. Danach mag man sich eine Vorstellung davon bilden, mit welcher leidenschaftlicher Rührung ich meinen Wohltäter begrüßte.

Zwischen dem letzten Satz und dem, was nun folgt, müßte eigentlich ein großer, durch viele * * * * * gekennzeichneter Zwischenraum bleiben. Ich weiß nicht, wie alles kam, aber ich entsinne mich, daß ich eine Weile wie festgenagelt vor ihm dastand. Ganz überwältigt von meiner überquellenden Seligkeit, hatte ich nach langer stummer Freude des ersten Wiedersehens rüchhaltlos, in einem Strom von Worten, nur durch einen gelegentlichen Ausruf der Teilnahme seinerseits unterbrochen, ihm all mein durchlittenes Weh geschildert. Dann hatten seine Worte einen besonderen, tiefen Ton angenommen, der mein innerstes Wesen aufwühlte. — Ich stand wie festgebannt und bis ins Mark erschüttert. Er sagte, in sichtlicher Bewegung, daß er in Zukunft für mich sorgen wolle! Er sei durch das, was Margarete ihm von der letzten Szene am Totenbette seiner Frau berichtet hatte, so tief ergriffen worden,

daß er mich in Gedanken nimmer von ihr zu trennen vermöge; er sei in großer Unruhe gewesen, was ich jetzt wohl tue, was aus mir geworden sei, er habe sich schon geängstigt, es möchte mir etwas zugestoßen sein; in Neu-Orleans angekommen, habe er sich gleich auf die Suche nach mir gemacht, entschlossen, mich ganz zu sich zu nehmen. Während er mir dies erzählte, war mir zumute, als ob mein Geist staunend auf mein eigenes Bild herniederblicke und mit jubelndem Stolz die wunderbare Veränderung wahrnehme, die in mir vorging. Die Möglichkeit, daß es einen Menschen gebe, der mit einer so unwürdigen, unbedeutenden Person wie mir solche Pläne vorhabe und mir, dessen Amme die Schande und die Armut gewesen, eine so herrliche Zukunft bereiten wolle, schien mir zu wunderbar, um daran glauben zu können! Und doch war da ein gewisser geheimnisvoller Zusammenhang, der mich mit ehrfürchtigem Schauer erfüllte. In meinen frühesten Träumen und Phantasien hatte ich mir oft vorgestellt, was ich für ein Sohn sein wollte, wenn ich einen Vater und eine Mutter hätte. Welche Wonne würde es für mich sein, wenn meine Eltern ankämen, um mir ihre elterliche Liebe zu erzeigen, wie ich es voller Neid hatte bei andern Kindern beobachten können. In meinen heimlichen Gebeten hatten sich stille Wünsche dieser Art verborgen; und nun kam, als Antwort des Unsichtbar-Erhabenen, diese wunderbare Offenbarung seiner Macht. Er hatte ein kleines Samenkorn von Liebe in das Herz eines guten Menschen gelegt. Von der ersten Begegnung an war es erspriesslich für mich aufgegangen; und nun hatte es sein ganzes Wesen befruchtet, bis daraus eine väterliche Zuneigung emporgewachsen war, die meine Jugend vor Versuchungen und Verführung schirmen und mir den Menschen von seiner würdigsten Seite zeigen würde!

Ehe ich alles völlig hatte ausdenken können, was seine Erklärung für mich in sich schloß, hatte er sich erhoben, mich bei der Hand ergriffen und mich zärtlich in seine Arme geschlossen. Meine Sinne schienen für ein paar Augenblicke durcheinander zu wirbeln, und schließlich brach ich, in übergewaltiger Erregung aufschluchzend, zusammen. Von diesem hehren Augenblick an begann die goldene Zeit meines Lebens. Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, erscheint sie mir wie ein Traum, unwirklich wie eine nächtliche Erscheinung. Mit der nüchternen Gegenwart und den lieblos rauhen Tagen

der Jugend verglichen, erscheint mir diese Zeit wie ein schimmerndes Freudenfest mit wonnigen Ueberraschungen und Liebesbezeugungen; doch sind diese seligen Erlebnisse zu kostbar und heilig, um sie vor aller Welt auszuplaudern. Sie sind meine schönsten Erinnerungen, sie wurden mir zur unerschöpflichen Quelle von Betrachtungen und haben sicherlich größeren Einfluß auf meine Charakterbildung und Denkungsart ausgeübt als sonst irgend etwas. Denn aus der Erniedrigung völliger Freund- und Mittellosigkeit in väterlichen Schutz emporgehoben und, zu einer Zeit, da ich höchst empfänglich dafür sein mußte, auf einmal wirklich zum Gegenstand rührendster Sorge und Pflege gemacht zu werden, ohne die geringste eigene Bemühung noch anderweitige Fürsprache, das mußte mir fast wie ein Wunder erscheinen. Mit meinem festen Glauben an die göttliche Vorsehung sah ich dies Erlebnis als eine Folge göttlichen Waltens an, dessen geheimnisvolle Wege zu begreifen sich Menschenwitz nicht rühmen darf.

Nach erquidender Nachtruhe und beendetem Frühstück ließen wir uns in einem als Büro und Empfangsraum dienenden Zimmer nieder, wo ich einem teilnahmsvollen Kreuzverhör unterworfen wurde. Jeder Umstand meines Lebens, bis zu den Dämmervorstellungen der ersten Kindheit wurde mit Nachhilfe seiner Fragen und Widerfragen aus meinem Gedächtnis ans Licht geholt, bis ich sozusagen um und um gestülpt war. Mr. Stanley sagte, er habe vermutet, daß ich eine Waise oder ein sonstwie unverdient verstoßenes, herrenloses Kind sei, mit dem das Schicksal sein Spiel getrieben und das es glücklicherweise jetzt seiner Macht überantwortet habe. Er war empört darüber, daß hilflose Kinder in England so mitleidlos roh behandelt würden und daß sich niemand ihrer annähme. Er und seine Frau hätten oft um den Segen der Nachkommenschaft zum Himmel gefleht, bis sie des Wünschens und Erwartens müde geworden seien. Dann hätten sie das Kinderasyl aufgesucht, um eine der Waisen an Kindesstatt anzunehmen; sie hätten sich aber zu keiner Wahl entschließen können. Er und Mr. Speake hätten sich oft gewundert, daß keiner meiner Verwandten sich um mich kümmerte, da sie doch meine guten Eigenschaften kennen müßten.

Dann führte er die Umstände an, die ihn veranlaßt hatten, einen wärmeren Anteil an mir zu nehmen. Er hätte oft des An-



stößes denken müssen, den ich ihm durch meine Frage: „Brauchen Sie vielleicht einen Jungen, Herr?“ gegeben habe. Sie habe gleichsam seinem eigenen lebenslangen Wunsch Stimme verliehen. Doch habe er geglaubt, ich sei schon zu erwachsen für seine Absicht. Um jener lange gehegten Sehnsucht willen nach einem Kinde habe er sich indessen vorgefetzt, soviel er könne, für mich zu tun. Als nun Margarete mit den sterblichen Resten seiner Frau in St. Louis angekommen sei, habe ihn die Erzählung von den letzten Stunden seiner Frau und meinem Verhalten dabei so ergriffen, daß er beschlossen habe, sein Erstes, wenn er in die Stadt käme, solle sein, mich aufzusuchen und das mit mir auszuführen, was ihm Gott eingegeben hätte: mich nämlich für einen großen Lebensberuf zu erziehen und mir ein Vater zu sein. „Kurz und gut,“ sagte er, „da du völlig verwaist bist, gelobe ich, dich an Sohnesstatt anzunehmen und zur kaufmännischen Laufbahn heranzubilden; und in Zukunft wirst du meinen Namen führen: *Henry Stanley*.“ Als er das gesagt, erhob er sich, tauchte seine Hände in ein Becken voll Wasser, machte das Zeichen des Kreuzes auf meine Stirn und vollführte feierlich die Taufzeremonie, die er mit der kurzen Ermahnung beendete, ich möge seinem Namen Ehre machen.

Mein neuer Vater erzählte mir darauf mancherlei aus seinem eigenen Leben. Er war nicht immer Kaufmann gewesen. Zum geistlichen Beruf bestimmt, hatte er die Weihe erhalten und zwei Jahre an verschiedenen Orten gepredigt. Sein Eifer erlahmte indessen, und er wandte sich dem kaufmännischen Leben zu, blieb aber seiner christlichen Gesinnung treu. Nach einem oder zwei mißlungenen Versuchen, ein Lager zu halten, übernahm er schließlich ein Kommissionsgeschäft und machte mehrere glückliche Spekulationen. Er beabsichtigte in einigen Jahren zum Großhandel zurückzukehren und sich in „einem der Hinterlandstädtchen“ niederzulassen. Noch vieles sonst erzählte er mir, denn es war einmal der Tag vertraulicher Mitteilung; doch mir war es ganz genug, daß er eben er war, mein erster, bester Freund, mein Wohltäter, mein Vater!

Nur wer dies alles weiß, kann mir nachfühlen, wie mir zumute war, als meines Herzens geheimster Wunsch so unerwartet in Erfüllung ging. Diesen kaum gedachten, gestalt- und haltlosen Wunsch aus der Dämmerung der Sehnsucht so ins Licht der Wirk-

lichkeit treten zu sehen, das war ein so unfassliches Wunder. Ganz allmählich nur kamen die verwirrten Sinne wieder in ihre gewöhnliche Verfassung und wurden jetzt empfänglich für die Freuden meines neuen Daseins. Als wir durch die Straßen schritten, mögen die Bürger wohl an meinen strahlenden Augen und dem erglühenden Gesicht gesehen haben, wie übergelblich von Seligkeit ich war. In allem begann ich eine neue, ungeahnte Schönheit zu entdecken. Die Männer erschienen wohlwollender, die Frauen holdseliger, die Lüfte würziger! Trotz äußerster Anstrengung gelang es mir kaum, nicht in ein ganz ausgelassenes Benehmen zu verfallen und in krampfhaft alberner Lustigkeit loszutoben. Von dem Tage an kam zu Zeiten eine Art Rausch über mich, so daß ich mit einer Schwungkraft durch die Straßen dahineilte, mit der sich kein berufsmäßiger Fußgänger hätte messen können. Raum konnte ich dann die elektrische Lebenslust in mir im Zaum halten, um nicht durch die tolle Laune, einen Roll- oder Schubkarren zu überspringen, den Argwohn eines Schutzmannes zu erregen. An solchen Tagen und in solcher Stimmung war es in der That eine „Luft zu leben“.

Der größte Teil dieses denkwürdigen Tages wurde darauf verwandt, mich für den neuen Stand, dem ich angehören sollte, herzurichten. Ich wurde aufs prächtigste mit Anzügen, Wäsche, Unterzeug, Halbschuhen und Stiefeln der neuesten Mode ausgestattet, mit Gegenständen, von deren Dasein ich keine blasse Ahnung gehabt, wie Zahn- und Nagelbürsten und langen weißen Nachthemden. Es war mir nie vorher in den Kopf gekommen, daß man die Zähne putzen müsse, daß eine Nagelbürste unentbehrlich sei, oder daß Nachthemden zur Gesundheit und Behaglichkeit beitragen! Als wir uns wieder in Mr. Stanleys Wohnung befanden, bestand unser nächster Zeitvertreib darin, die Stöße von neuen Sachen samt Zubehör in Fächern und Schränken unterzubringen und mit mir einen ersten Versuch in der Kunst, sich schön zu machen, zu unternehmen. Was würde wohl die gestrenge Tante Mary gesagt haben, wenn sie diesen Aufwand von Kleidern und Wäsche gesehen hätte, der für einen Jungen gemacht wurde, den sie schon zu einem Fließschuster in die Lehre hatte geben wollen? Vor meiner Neueinkleidung wurde ich jedoch in ein großes Marmorbadebecken geschickt und, während ich, über seine Pracht staunend,

hineinstieg, eingehend über den körperlichen und seelischen Nutzen seines täglichen Gebrauches unterrichtet.

Ich tauchte mich ein und bürstete mich an jenem Nachmittag, als müsse ich alle die Flecken abwaschen, mit denen mich die häßliche Armut und Not seit meiner Kindheit beschmutzt hatte, und als ich aus dem Bade herauskam, war meine Selbstachtung beträchtlich gestiegen. Doch gab es noch mancherlei, innerlich wie äußerlich, was veredelt werden mußte. Die Verächtlichkeit, die, wie es meinem verbitterten Gemüt erschien, meinem alten Namen und seiner schmerzlichen Geschichte anhaftete, konnte nicht durch Wasser entfernt werden, sondern nur durch innere Wiedergeburt und den begeisterten Willen, dem höchsten Ideal, das ich mir denken konnte, nachzueifern. In der Unterstützung dieser Bestrebungen war mein neuer Vater die Güte selbst. Anfangs stellte er keine großen Anforderungen an mich, sondern bemühte sich, unserm Verkehr den Charakter herzlicher Innigkeit zu verleihen, der unbedingtes Vertrauen einflößen mußte. Dadurch allein gelang es mir, eine gewisse angeborene Schüchternheit zu überwinden, die zu unserm Verhältnis nicht gepaßt hätte. Ich lernte, mich ihm ohne vorherige Aufforderung zu nähern und gleichwohl auf eine freundliche Bewillkommnung zu rechnen, in seiner Gegenwart zwanglos herauszulachen und ihm gar den Bart mit den Fingern zu kämmen. Schließlich schlüpfte ich ganz aus meiner Schale hervor; und von da an ging die Weiterentwicklung wie mit Dampf vor sich.

„Knaben sollen sich nur sehen, aber nicht hören lassen!“ hatte ich so unausgesetzt zu hören bekommen, daß ich mich schon beim Klang der Stimme eines Erwachsenen scheu in mich selbst verkroch. Jetzt wurde diese Regel umgedreht. Ich wurde ermuntert, bei jeder Gelegenheit zu sprechen und, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht der Anwesenden, meine Meinung frei zu äußern.

Außer auf kaufmännischen und verwandten Gebieten wurde mein Verständnis auch auf allen anderen, die mit dem Tun und Treiben der Menschen zusammenhängen, immer heimischer, dank der unermüdlchen Geduld meines Vaters. Knaben, die zu Hause aufgezogen werden, nehmen unwillkürlich die dort herrschenden Sitten und Bräuche an. Ich hatte kein Zuhause gehabt und war daher der kleinen Annehmlichkeiten und Gewohnheiten des Familienlebens ganz unkundig. Mir selbst unbewußt, begann jetzt

jene Umbildung in mir, die mich instand setzen sollte, mich an der Seite eines würdigen Mannes sehen zu lassen. Ich verlor allmählich die furchtsame Scheu vor Männern und Frauen und lernte ohne knechtische Unterwürfigkeit mit ihnen zu verkehren, ohne Befangenheit aufzutreten und mich mit jenem freien Anstand zu benehmen, den ich bei den andern gewahrte; kurz, ich eignete mir die Gebärden, Gefühle und Ausdrucksweise meiner neuen Umgebung an. Aufmerksam und auffassungsfähig, wie ich war, spitzte ich meine Ohren, machte meine Augen hell auf und übte mein Gedächtnis, so sehr ich vermochte, so daß ich bald in der Achtung meines Vaters stieg, der mir maßgebender Richter war.

Ich beschränkte mich im folgenden darauf, die Hauptumrisse meiner Entwicklung zu zeichnen, und werde nur die Ereignisse wiedergeben, die nicht nur eine angenehme Erinnerung für mich, sondern mir ganz unvergeßlich sind.

Während zweier Jahre fuhren wir mehrere Male zwischen Neu-Orleans, St. Louis, Cincinnati und Louisville hin und her; aber die meiste Zeit verbrachten wir auf den unteren Nebenflüssen des Mississippi und an den Ufern des Washita, Saline und Arkansas, da wir die vorteilhaftesten Aufträge durch den Handel mit den ländlichen Kaufleuten jener Gegend erhielten. Auf diesen Geschäftsreisen eignete ich mir bessere erdkundliche Kenntnisse an, als mir der gründlichste Schulunterricht hätte geben können, und war eine Zeitlang in der Statistik über Handel und Schifffahrt in den Süd- und Weststaaten vortrefflich bewandert. Wie Macaulay sich durch die Fähigkeit auszeichnete, ein Buch nach bloßem Durchblättern in- und auswendig zu kennen, so wurde ich als eine Art Wunder angestaunt wegen meiner Fähigkeit, mir Namen und Gesichter ins Gedächtnis einzuprägen. Ich kannte den Namen jeden Dampfers, dem wir begegnet waren, seine Bauart und jeden Menschenschlag, der uns aufgefallen war. Ein einmal gesehenes Ding oder ein Thema, das wir besprochen, haftete unvertilgbar in meinem Gedächtnis. Dies war für meinen Vater von großem Nutzen bei seinen Einträgen im Geschäftsbuch, bei seinen Frachtverladungen, Einkäufen und Verkäufen. Wenn ich einmal eine Seite darin gesehen hatte, konnte ich den Inhalt zuverlässig wiederholen, wofür ich oft durch seinen erstaunten Ausruf belohnt wurde: „Wirklich, so etwas habe ich noch nie erlebt!

Es ist ganz unglaublich, wie du dir nur alle die Einzelheiten merken kannst!" usw. Auge, Ohr und Gedächtnis wurden zwar auf diese Weise geübt, es dauerte jedoch einige Zeit, ehe sich dazu auch Urteilsfähigkeit gesellte. Mein Unterscheidungsvermögen entwickelte sich langsamer. Es kostete mich immer längeres Nachdenken, bis ich herausfand, worin die feinere Beschaffenheit eines Zuckers gegenüber einem anderen bestand, warum eine Rumsorte einen höheren Preis als eine andere erzielte, wie man die verschiedenen Arten Kaffee, Tee usw. unterscheiden könne. Was ein Mensch gesagt, wie er sich benommen hatte, sein Aeußeres, blieb mir unvergesslich; aber das, was man nicht niederschrieb oder besprach, behielt ich nicht so leicht, und wenn ich andere ihr Urteil über den Charakter eines Menschen abgeben hörte, erstaunte ich fast, wie sie sich nur diese Meinung hatten bilden können. Das Anhören solcher Bemerkungen über Menschen und ihre Sitten war allerdings von Nutzen für mich, da es in mir ein Verlangen zu tieferem Eindringen erweckte. Ich hatte überreichlich Gelegenheit dazu inmitten der Menschenmengen auf den dichtbesetzten Dampfern sowie in den Städten, die wir besuchten; der Schlüssel zu dem Geheimnis jedoch fehlte mir — nämlich der persönliche Verkehr. Bei dem Mangel an unmittelbarem Umgang mit den Leuten hielt es oft schwer, die wahre, unter einer glatten Außenseite verborgene Natur zu erkennen.

Als wir Ende 1859 Neu-Orleans verließen, hatten wir einen mit ausgewählter Literatur vollgepackten Koffer mitgenommen; darunter besonders für mich die Geschichte Roms, Griechenlands und Amerikas, denn ich sollte meinen Studien gerade so eifrig wie in einer Schule obliegen. Mein Vater, der in solchen Reisen Übung besaß, konnte sich in seiner Kabine sofort so ins Lesen vertiefen, als hätte er nur etwa sein Zimmer gewechselt, und als gäbe es nun nichts weiter für ihn. Er war mir ein Beispiel dafür, wie man ein Buch lesen müsse. Unsere Reisebücherei wurde in größeren Städten fortlaufend ergänzt, durch Abhandlungen, Erinnerungen, Lebensbeschreibungen und allgemeine Literatur; nur Novellen und Romane waren unerbittlich verpönt.

Er lehrte mich zuvörderst laut lesen und hatte nach einigen Minuten meinen Singsang-Tonfall verbessert, der ihm entsetzlich war. Er sagte, man könne fast stets schon an der Art des Vor-

trages erkennen, ob ein Leser seinen Autor verstände, was er mir gleich anschaulich machte, indem er einen Shakespeare zur Hand nahm und mir vorlas. Die verschiedenen Arten des Ausdrucks, die er anwandte, erläuterten seine Behauptung aufs beste. Beim eintönigen Ablesen war es mir unmöglich, irgend etwas von Schönheit oder Bedeutung einer Stelle zu erkennen; wenn er jedoch den Ton der hier zum Herzen redenden Persönlichkeit annahm, brachten mich die Versworte mit einem Male zum Nachdenken und zum wahren Verständnis.

Manchmal wieder stieß ich beim Vorlesen einer Seite Geschichte auf einen so verwickelten Abschnitt, daß ich in meiner Aufmerksamkeit nachließ; dann war er jedoch sehr geschwind bei der Hand und forderte mich auf, gleich noch einmal anzufangen, da er sicher sei, daß ich überhaupt nicht wisse, was ich gelesen habe. Infolge dieses Vorteils von Nachprüfungen und Erklärungen eines so eifrigen Gefährten wurde meine Bildung auf diesen Flußreisen tatsächlich ebenso gefördert, als hätte ich einen richtigen Lehrer gehabt. Auch wenn wir uns an Oberdeck ergingen, wurde mir keine Zeit gelassen, in Oberflächlichkeit zu verfallen. Mein Vater verstand es, mir bei jeglichem der Beachtung werthen Gegenstand eine nützliche oder heilsame Lehre beizubringen.

Ich glaube, man hätte schwerlich längs des Mississippi einen Knaben finden können, der auf die Wünsche seiner Eltern mit peinlicherer Genauigkeit achtete als ich auf diejenigen meines Adoptivvaters. Als ich ihn allmählich ganz kennen lernte, wußte ich nicht, was ich an ihm mehr bewundern sollte, die unveränderte warme Sorge für mein leibliches Wohlergehen oder seine Verdienste als Mensch und seine Sorgfalt als mein seelischer Hüter. Da er die Gaben eigenartiger Einfälle, scharfen Verstandes und eindrucksvoller Rede besaß, hefteten sich die Gegenstände unserer Gespräche mir förmlich im Gedächtnis fest und boten mir unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken.

Als er mir eines Tages einiges von seinen Plänen über meine kaufmännische Ausbildung mittheilte, äußerte ich meine Bedenken, ob ich wohl jemals nach so vieler Mühe und Sorge seinen Erwartungen entsprechen werde. Ich sagte, ich hätte wohl den guten Willen, jede Anordnung sogleich aufs beste auszuführen, aber es quälten mich auch starke Bedenken wegen meiner Vorbildung und

meiner Fähigkeiten. Wie erstaunlich klar begriff er meine Gedanken, spürte ihnen nach und zerstreute meine Zweifel! „Du hast“, sagte er unter anderm, „noch viel zu lernen. Du bist in manchen Dingen noch ein reines Kind, da du ja erst seit einigen Monaten in der Welt bist! Wenn ich mit dir so weit sein werde, wie ich es mir vorgefetzt habe, und du die nötige gründliche Grundlage besitzest, werde ich dich getrost einem anderen Kaufmann überantworten. Dort magst du die praktischen Einzelheiten des Geschäftes erlernen und dich darauf vorbereiten, mit mir zusammen ein Lager zu führen.“

Wenn ich auf meine Armenhauserziehung anspielte und bemerkte, wie die Erinnerung daran doch auf mich stets niederdrückend wirken müsse, erwiderte er etwas ärgerlich: „Ich weiß nicht, wie es die Waliserleute damit halten mögen, aber hier sehen wir auf persönlichen Charakter und Wert und nicht auf den Stammbaum. Bei uns gelten die Leute nichts wegen des Ranges ihrer Eltern, sondern nur etwas, wenn sie selbst etwas sind. Alle verständigen Leute, mit denen ich verkehre, sind aus eigener Kraft emporgestiegen und nicht deshalb, weil sie ihres Vaters Kinder waren. Wir setzen einen Preis auf die tüchtige Ausbildung jeder Fähigkeit aus und gewähren jedem Menschen völlige Freiheit, sich besser zu stellen, vorausgesetzt, daß er das nicht auf Kosten der Rechte anderer Leute tun will. Nur die, die es verschmähen, sich der günstigen Gelegenheit zu bedienen, oder die sie schändlich mißbrauchen, nur die verurteilen wir!“

Da ich von Haus aus ein heißblütiges Wesen besaß, verleitete mich oft ein Rausch wohligen Entzündens über irgend etwas zu übermäßig begeisterten Schilderungen; dann konnte er mich mit einem gewissen belustigt-ungläubigen Blick ansehen, der mich schleunigst zu mir selbst brachte und mich veranlaßte, meine Darstellung mit gewissenhafterer Beobachtung der Tatsachen zu wiederholen. „Weißt du,“ pflegte er dann zu sagen, „wenn eine Sache es wert ist, dargestellt zu werden, dann kann sie ebensogut richtig dargestellt werden! Die Einbildungskraft eines Knaben ist hitzig, ich weiß wohl; wenn er sich aber erst einmal daran gewöhnt hat, jede Sache zu vervielfachen, so werden seine Berichte bald nichts anderes als Fabeln sein.“

Da er selbst Frühaufsteher war, hielt er darauf, daß auch ich

mich beim Morgenrauen vom Lager erhob; ebenso schickte er mich schon zu früher Stunde ins Bett. Er hielt mich bei jeder Gelegenheit dazu an, die Morgenstunden zum Lernen zu benutzen, und seine heftige Besorgnis, ich möchte die fliehenden Minuten versäumen, wirkte so ansteckend auf mich, daß es mir vorkam, als seien sie wirklich etwas Greifbares, jedoch Schlüpfriges, wobei nur kräftiges Zugreifen etwas nütze. Wenn er mich faul auf das Ufer hinüberstarren sah, rief er mich zu sich, fragte, ob ich das Kapitel, das wir durchgesprochen hatten, schon beendet habe, oder ob mir auf die Frage, die er mir kürzlich gestellt, eine andere Antwort eingefallen sei; und wenn er mich dabei ertappte, wie ich dem Gespräch der Reisenden in der Schenkstube zuhörte, fragte er, ob es in der Kabine keine Bücher mehr gäbe, daß ich es nötig hätte, mich um die Unterhaltung von Faulenzern zu kümmern? „Das ganze Geschwätz dieser Zechbrüder“, pflegte er zu sagen, „gibt, wenn man es abkocht, kein Tröpfchen brauchbaren Wissens ab.“ Noch nie sei etwas Großes aus solch fruchtlosem Geschwätz hervorgegangen.

Dann pflegte er seinen Arm in den meinen zu legen und mit mir abseits zu gehen, um seinen Gedanken über die Herrlichkeit der Jugend freien Ausdruck zu verleihen. Nach seiner Auffassung war sie nur eine kurze, festtägliche Frist, die zur Kräftigung der Muskeln, zum Sammeln der Blumen des Wissens und zum Pflücken der reiferen Früchte der Erkenntnis ausgenützt werden müsse. Die Jugendzeit sei nur dazu für mich da, meine Knochen für das Leben zu stählen und eine geistige Reise zu erlangen, um dereinst den Kampf ums Dasein mit Ehren zu bestehen. „Jetzt ist es Zeit, dich für die weite Reise vorzubereiten, die du unternehmen willst. Du hast bei den Schiffen in den Docks gesehen, daß sie ihre Ladung an Bord nehmen, e h e sie auf die hohe See hinausgehen, wo man nichts mehr kaufen kann. Wenn der Kapitän seine Pflichten vernachlässigt, verhungert die Mannschaft. Du bist jetzt noch im Dock; hast du alles zur Reise fertig? Sind a l l e Vorräte an Bord? Wenn nicht, so denke daran, daß es zu spät sein wird etwas nachzuholen, sobald du die Segel gehißt hast, und daß dich dann nur ein glücklicher Zufall vor schlimmem Geschick bewahren kann.“

Den Anblick von Gruppen erregter Spieler in den Dampfer-salons benutzte er dazu, um seine Ansichten darzutun über die verschiedenen Wege, zu Wohlstand zu gelangen. Diese Haufen

glichernder, goldener Adler auf den Tischen des Salons könnten keinen der Spieler dauernd bereichern. Genügsam sein zu können sei der erste Schritt zum Reichtum, der nächste, die Genügsamkeit praktisch zu verwerten, und der dritte, zu wissen, was man mit dem erworbenen Gelde anfangen solle. Es sei jedermanns Pflicht, täglich etwas auf die Seite zu legen, und wenn es nur ein paar Pfennige seien. Der beste Freund jedes Menschen sei, nächst Gott, er selbst; wer sich nicht auf sich selbst verlassen könne, könne sich auf keinen anderen verlassen. Nach solchen Bemerkungen pflegte er sie auf meinen Fall anzuwenden. Ich dürfe die Möglichkeit nie außer Augen lassen, daß ich wieder heimat- und freundlos allein draußen in der Welt stehen könne, wo sich jeder nur um sich selber kümmere.

Ein eigenartiges Verfahren, das er anwandte, um meinen Geist zu schulen, war, mir mehrere Umstände anzugeben und mich zu fragen, was ich in diesem oder jenem Fall tun würde. Es waren meist schwierige Fälle, in denen es sich besonders um Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit im Tun und Denken handelte. Kaum hatte ich meine Antwort vorgebracht, als er mir auch schon mit der Rehrseite der Angelegenheit aufwartete; und auf die Weise verblüffte er mich oft derart, daß ich ganz außer Fassung geriet. Zum Beispiel: einer der Gehilfen, die mit mir im Geschäfte waren, sei mein Freund, aber er erlaube sich Eingriffe in seines Dienstherrn Kasse und werde eines Tages von mir allein darüber ertappt: „Was würdest du tun?“ — „Ich würde ihm raten, es zu unterlassen.“ — „Geseht den Fall, er führe trotzdem fort, kleinere Beträge zu entwenden: was dann?“ — „Ich würde ihn einen Dieb heißen.“ — „Geseht, er leugnete einfach alles ab?“ — „Dann wäre er noch ein Lügner dazu, und darauf würde ein Kampf folgen.“ — „Und weiter?“ — „Weiter nichts.“ — „Aber der Dienstherr? Kommt er nicht in Frage? Bezahlt er dich nicht dafür, daß du seinen Vorteil wahrnehmen sollst?“ — „Aber ich nehme ja seinen Vorteil wahr, indem ich den Diebstahl zu verhindern suche.“ — „Und ungeachtet all deiner Sorgfalt für sein Geschäft geht die Mausei ruhig ihren Gang weiter?“ — „Du meinst, ich soll ihn also angeben und damit zugrunde richten?“ — „Ja, machtest du denn, als du bei deinem Arbeitgeber in Stellung tratest, nicht auch eine Art Vertrag mit ihm, daß du gegen einen bestimmten Lohn seinen Vorteil zu dem

deinen machen und ihn pflichtgemäß von allem, was vorginge, benachrichtigen wollest?“

Auf diese Weise war er unablässig bestrebt, mich zum Nachdenken und selbständigen Urtheil anzuregen. Wenn wir durch die Straßen gingen, machte er mich auf die Gesichter der Vorübergehenden aufmerksam und ließ mich raten, welchem Beruf oder Gewerbe sie angehörten, und wenn ich es nicht wußte, so eiferte er, meine Augen müßten die Leuchtfackeln meiner Füße und die Führer meines Verstandes sein, und zeigte mir, wie ich der Wahrheit doch in den meisten Fällen nahekommen könne, und daß solche Versuche, ob sie nun falsche oder richtige Ergebnisse erzielten, jedenfalls mit der Zeit sehr dazu beitragen würden, meinen Verstand zu schärfen.

Die Fähigkeit, sittlichen Widerstand zu leisten, war eins seiner Lieblingssthemata. Er sagte, sich darin zu üben, verleihe dem Willen Ausdauer und Stärke. Der Wille müsse zum Widerstand gegen die niederen Triebe im Menschen gekräftigt werden; er sei der beste Verbündete des Gewissens. Das Gewissen sei ein wahrer Freund, es sei der Sinn der Seele und bewahre diese vor dem Bösen. Es sei zurzeit noch empfindlich und rege in mir, durch Vernachlässigung würde es jedoch stumpf. Wer auf seine warnende Stimme höre, genieße die Wohlthat seiner schützenden Gegenwart, — es rufe beim leisesten Verdacht einer drohenden Annäherung des Bösen die Willenskraft eiligst zu Hilfe, und auf diese Weise werde der Versuchung alsdann Widerstand geleistet.

Am Bord wie an Land gab er sich so frei und heiter, daß mancher auf den Gedanken kommen mochte, er suche Bekanntschaften zu machen. Viele ließen sich dadurch verleiten, sich ihm zu nähern, doch verstand niemand es besser als er, sich zudringlicher Menschen zu entledigen; und wer sich seines Umganges erfreute, war ihm in Benehmen und Sinnesart auffallend ähnlich. Aus den Charakteren seiner Gefährten bildete ich mir eine bleibende Vorstellung vom echten Amerikaner. Ich hörte einst jemanden von ihm als einem Mann mit „weichem Herzen, aber hartem Kopf“ sprechen, was mir damals einen Anflug von Geringschätzung zu haben schien; später lernte ich jedoch den tiefen Sinn dieses Wortes würdigen.

Etwas sechs Monate nach meiner Adoption enthüllte ich meinem Vater das letzte Geheimnis, das ich ihm gegenüber noch bewahrt hatte. Meine Vorstellung von der Gottheit war zu eigentümlicher Natur, als daß ich sie so leichtem Herzens hätte zur Sprache bringen können. Durch Beobachtung des Lebens befestigte sich zwar die Ueberzeugung in mir, daß Gott mich hörte, wenn ich mich an ihn wandte; nichtsdestoweniger brannte ich darauf, aus berufenem Munde zu erfahren, ob das Gotteswesen meiner Vorstellung Ähnlichkeit mit dem althergebrachten Bilde Gottes habe. Ich stellte mir Gott als eine Persönlichkeit mit menschlichen Zügen, im Himmel in göttlicher Glorie sitzend, vor; und immer, wenn ich betete, richtete ich meine flehentlichen Beteuerungen und Bitten an diese göttliche Erscheinung. Mein Vater machte sich nicht über diese meine Vorstellungen lustig, wie ich gefürchtet hatte, sondern fragte mich freundlich, wie ich zu diesen Phantasiegebilden gekommen wäre. Das war nun schwer mit Worten zu beantworten, aber schließlich gab ich als Erklärung dafür jenen Vers an, der besagt, daß Gott den Menschen „Ihm zum Bilde“ geschaffen habe, sowie daher, daß die Geistlichen bei ihren Gebeten in der Kirche immer in die Höhe sähen.

Mein Vater sagte darauf etwa folgendes: „Gott ist ein Geist, wie du schon oft gelesen hast. Einen Geist kann man mit menschlichen Augen nicht wahrnehmen. Ein Mensch besteht aus Körper und Geist, oder, wie wir sagen, Leib und Seele. Den stofflichen Teil des Menschen können wir sehen und fühlen; aber das, was ihn belebt und jeglichen seiner Gedanken regiert, ist unsichtbar. Wenn ein Mensch stirbt, so sagen wir, seine Seele sei entflohen, sie sei zu ihrem Schöpfer heimgegangen. Nur solange sie im Körper weilt, vermagst du ihre Lebenswirkungen wahrzunehmen und mußt über die Vernunft und Tatkraft staunen, die sie erzeugt; ist sie entflohen, so hinterläßt sie nur ein lebloses, vergängliches Etwas, das schleunigst begraben werden muß.“

Nun versuche es einmal, dir das Weltall von einer entsprechenden, mächtigen, aber unsichtbaren Vernunft belebt vorzustellen, ähnlich so, wie der Mensch von der seinigen belebt wird. Das Etwas selber mit Augen zu sehen, ist nicht möglich; wenn du aber auch seine Wirkungen nicht siehst, mußt du blind sein. Tag für Tag, Jahr für Jahr erhält diese wirkende, wunderbare

Vernunft Licht und Finsternis, Sonne und Mond, Sterne und Erde, alle in vollkommener Ordnung in ihrem Lauf und Geleise. Jedes heute lebende Wesen auf Erden ist Zeuge ihres Daseins und Wirkens. Den Geist, der diese Ordnung erfann und ihre Fortdauer bestimmte, der sie noch am Leben und in jedem Atom fortdauernd wirksam erhält, den bezeichnen wir mit dem Ausdruck: Gott. So weit sich auch der Weltraum ausdehnen mag, der gewaltige Geist beherrscht ihn überall. Jetzt magst du bei dir selbst ermessen, wie ganz und gar unfasslich und unbegreiflich Gott für den Menscheng Geist ist. Die Bibel sagt: „Wie die Himmel höher sind denn die Erde, so sind seine Wege über den unseren erhöht.“ Gott ist einfach nicht auszudenken, außer als ein Geist; und nur dank dem winzigen Bruchteil, der von ihm in uns ist, sind wir befähigt, ihn zu ahnen, an ihn zu glauben.“

„Wie aber soll ich dann beten?“ fragte ich, indem meine geringe Vernunft den grenzenlosen Weltraum zu erfassen versuchte und beschämt und ohnmächtig zurückbebt. „Soll ich die Worte nur denken, oder soll ich sie äußern?“

„Unser Erlöser selbst hat uns gelehrt: ‚Du aber, so du beten willst, gehe in dein Kämmerlein, und so du die Thür hinter dir geschlossen, so bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der ins Verborgene siehet, wird dir’s vergelten öffentlich. Dein Vater weiß, wessen du bedarfst, noch ehe du ihn darum gebeten.‘ — Das Gebet ist der Ausdruck eines Herzenswunsches, ob du es laut sprichst oder unwillkürlich denkst. Du bist ein Geschöpf Gottes, bestimmt, den Absichten, die er mit dir hat, zu dienen, seien sie große oder kleine. Dich außerhalb dieser Grenzen deiner Bestimmung zu bewegen, bist du unfähig, und daher wird dir dazu auch kein Gebet etwas nützen. Weise wirst du sein, dein Gebet auf das Gebiet innerhalb dieser Grenzen zu richten, auf daß du auf den rechten Weg geleitet werden mögest. Gott hat uns mit dem nötigen Sinn und Verstand für die uns von ihm vorbestimmte Lebensreise ausgerüstet. Wenn wir unsere Fähigkeiten gehörig und weise anwenden, so werden sie uns gesund und heil ans Ziel bringen; wenn wir sie aber durch Mißbrauch zerstören, so ist es unsere eigene Schuld. Wir müssen unserem Schöpfer durch vollkommene Lebensführung erst die schuldigen Dienste erweisen, ehe wir das Recht haben, seine Gunst nachzusuchen.“

„Aber was soll dann der Vers heißen: Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde?“

„Wenn du immer noch von der Vorstellung nicht frei bist, daß die menschliche Gestalt auch nur die leiseste Aehnlichkeit mit dem allmächtigen Gott haben könne, so bist du kindischer, als ich gedacht hätte. ‚Bild‘ im Sinne der Bibel heißt einfach Widerspiegelung, Zurückstrahlung. In unserer Seele, unserer Vernunft, strahlen wir in verkleinertem Maßstabe Gottes mächtigere Geistigkeit und Vernunft wider, gerade wie unsere Augen das Licht zurückstrahlen.“

Nachdem ich meine Zweifel über die wesentlichsten Punkte gestillt hatte, gab es nur noch eins, worüber ich mit Heftigkeit Aufklärung zu erhalten wünschte, nämlich über die Heilige Schrift. War sie Gottes Wort? Und wenn nicht, was war die Bibel?

Meinem Vater zufolge war die Bibel die Säule des christlichen Glaubens. „Du mußt“, sagte er, „deine Aufmerksamkeit weniger auf die buchstäblichen Worte und Sätze, als vielmehr auf Sinn und Bedeutung dessen, was geschrieben steht, hinwenden, und wie es dir zu deiner Förderung in Tugend und Glückseligkeit dienen könne. Viele der Bücher sind von Menschen gleich uns geschrieben, die aber vor vielleicht zwei- bis viertausend Jahren lebten und Ausdrücke gebrauchten, die ihrer damaligen Zeit eigentümlich waren. Die Worte sind lediglich die Werkzeuge, durch die jene Menschen die Botschaften zu übermitteln suchten, die Gott ihnen eingegeben hatte; und natürlicherweise gaben sie sie im Stil ihrer Zeit und nach Maßgabe ihrer Veranlagung wieder.“

Diese Ausführungen stellen einige der Gedanken dar, mit denen mein Vater mein Gemüt bereicherte, und für die ich ihm ebensoviel Dank schulde als für seine sonstige ungewöhnliche Güte gegen mich. Sie versinnbildlichen getreulich seine ganze Geistesart. Ich trug sie mit liebevoller Sorgfalt in ein schönes Notizbuch ein, das er mir am Neujahrstag 1860 zum Geschenk gemacht hatte, worüber ich so stolz war, daß ich schon in den ersten paar Tagen über die Hälfte davon mit den denkwürdigsten Worten meines Vaters angefüllt hatte.

Man darf nun nicht etwa annehmen, daß ich mir jederzeit seine Anerkennung verdient oder seinen Erwartungen entsprochen hätte. Ich war durchaus nicht so geartet, daß ich immer das tat,

was recht war und sich gehörte, denn ich war häufig zerstreut oder launenhaft und störrisch und muß ihm zu verschiedentlichen Malen argen Verdruß bereitet haben. Ich besaß ein hitziges Temperament, das mich, durch übermäßigen Stolz angeschürt, manchmal bis hart an die Grenze der Widersehlichkeit brachte. Von offenkundigen Aeußerungen des Trozes hielt mich zwar ein Gefühl des Anstandes zurück, doch mein Geist befand sich deswegen, weil er sich die nötige Zurückhaltung auferlegte, in nicht geringerem Aufruhr. Aber er tat gewöhnlich so, als bemerke er mein vor innerer Empörung flammendes Antlitz und zorniges Augensfunkeln gar nicht. Daß ich infolge der Größe meiner Verpflichtungen gegen ihn zum Stillschweigen geradezu gezwungen war, vergrößerte nur meinen Groll und steigerte ihn um so mehr, je länger eine Versöhnung ausblieb. Indes ein einziger Blick, ein Wort, irgendein heimliches Anzeichen der Zuneigung verscheuchte den häßlichen Unmut oft in einem Augenblick wieder, und dann konnte ich wochenlang mir gar nicht genugtun, mein verstocktes Betragen durch bedingungslose Unterwürfigkeit zu sühnen.

„Bestrafen mag ich dich nicht,“ meinte er, „weil du dich stets daran erinnern sollst, daß du ein kleiner Mann bist, und weil nach meiner Auffassung der einzige Unterschied zwischen uns der ist, daß ich der ältere Mann bin. Wenn ich es mir zur Gewohnheit machte, dich für deine Unarten zu züchtigen, so würdest du mir entweder davonlaufen, oder du würdest innerlich für immer ein gebrochener Mensch werden; das sollst du aber nicht werden, mein Junge, das will ich nicht, — ich wünsche mir innig von dir, als von meinem Sohn, Liebe und Achtung aus freien Stücken. Seelenqual und Gram würden deinen Lebensmut brechen, während durch Güte, Ernst und Vernunft deine Begabung zu höchster Leistungsfähigkeit entwickelt werden kann; denn du besitzest wie jedes Kind, das geboren wurde, etwas in dir, was gut ist, und was der Sonnenschein liebevoller Zärtlichkeit zum Wachstum bringt.“

Ich lernte nach einigen derartigen Erfahrungen, über einen zeitweiligen Wechsel in seinem Verhalten zu mir mich nicht gleich immer aufs heftigste zu erbofen, sondern ihn vielmehr geschäftlichen Unannehmlichkeiten oder seinem körperlichen Zustand zuzuschreiben, und da war dann die alte Herzlichkeit bald wiederhergestellt.

VI. Wieder in die Welt hinaus.

Der Unterricht bei meinem Vater bestand nicht nur in Unterhaltungen über Bücher, Weltweisheit und Religion, sondern umfaßte noch die mannigfaltigsten Gegenstände, die bei Gelegenheit unserer Reisen zur Sprache kamen. Sich seinen Vorträgen gegenüber teilnahmslos zu verhalten, war nicht möglich, da er den Geist des Schülers immer dazu anspornte, alles Vorgekommene noch einmal selbständig zu betrachten, zu sichten und nachzuprüfen. Auf diese Weise eignete ich mir eine beträchtliche Menge praktischer Kenntnisse an.

Oft war er so fröhlich und ausgelassen wie ein Schuljunge auf Ferien, so schwärmerisch begeistert wie ein Priester, so zutunlich herzlich und zu allerlei Scherzen aufgelegt wie ein Bruder; doch konnte er zuzeiten auch wieder recht streng und ernst und würdevoll sein. Das unbegrenzte Wohlwollen und Mitgefühl, das er mir stets erzeugte, wenn ich mit meinen Zweifeln und Sorgen zu ihm kam und seines Zuspruches bedurfte, wie seine ganze biedere, redliche Art gewannen ihm meine ganze Zuneigung und überwandten meine Schüchternheit so völlig, daß ich ihm mit der größten Offenheit alles anvertraute, was mein Herz bedrückte. Abgesehen von jenen vorübergehenden Anwandlungen von Verstocktheit und Unmut war mein Zusammenleben mit ihm eine Zeit ununterbrochenen Wohlbehagens.

Es muß ihn wohl irgend etwas zu mir hingezogen haben, obgleich ich mir eigentlich nicht recht klar darüber bin, was das sein konnte. Wenn ich mir mein Aussehen zu jener Zeit vergegenwärtige, kann ich beim besten Willen nichts besonders Bemerkenswerthes oder gar Anziehendes entdecken. Schüchtern im Benehmen, unbeholfen mit der Sprache und klein von Wuchs, mußte ich einen durchaus kümmerlichen Eindruck machen, und doch hatte er mich gleich im ersten Augenblick, als ich vor ihn hingetreten war, zum Gegenstand seiner Güte ausersehen. Zu meiner Empfehlung, glaube ich, sprachen zwar Eifer, Gelehrigkeit und guter Wille; doch wollen die mir heute gar zu gering vorkommen, um all mein Glück zu rechtfertigen.

Neben den alltäglichen Ereignissen haftet in meiner Erinnerung nur ein außergewöhnlicher Vorfall aus jener Zeit, der sich im Sommer 1860 abspielte. Wir befanden uns auf dem Dampfer „Little Rock“ (Kleiner Fels), der mit Baumwolle beladen seine Rückreise den Washita hinunter machte. Mein Vater hatte für gelieferte Waren viel Geld eingenommen und führte es bei sich. Es war schon Abend, und die turmhohen Stöße von Baumwollballen erhöhten noch die Dunkelheit auf dem Schiff, als ich in unserer Nähe einen Mann herumlungern sah. Zuerst hielt ich ihn für einen der Stewards, der dort etwas zu tun habe, als ich ihn aber eine Weile beobachtete, schien mir sein Gebaren verdächtig. Mein Vater hatte sich bereits zur Ruhe begeben. Kurz entschlossen versteckte ich mich in einer der dunklen Lücken zwischen zwei Baumwollenreihen und wartete das weitere ab. Es dauerte nicht lange, so legte der Mann sein Ohr an unsere Tür, öffnete sie behutsam und trat in die Kabine ein. Nach Verlauf einiger banger Minuten hörte ich meinen Vater rufen: „Wer ist da?“ und gleich darauf ein Gepolter wie von zwei Kämpfenden. Jetzt sprang ich hinein und sah meinen Vater mit dem Fremden ringen, wobei einer der beiden am Erstickten zu sein schien. Als der Eindringling mich wahrnahm, stürzte er auf mich los. Ich sah einen Stahl aufblitzen, fühlte mich zwischen linkem Arm und Brust in die Jade getroffen und hörte klirrend etwas zu Boden fallen. Dann wurde ich mit einem wüsten Fluch beiseite gestoßen, worauf der Mann das Bordgeländer entlang floh.

Wir erhoben sogleich den Ruf „Diebe“; die Stewards und Passagiere eilten von allen Seiten mit Lichtern herbei, und es zeigte sich, daß der Koffer erbrochen und der Inhalt durcheinander gewühlt war; am Boden aber lag eine halbe Tischmesser Klinge. Es war also zweifellos ein frecher Raubversuch gemacht worden, und zwar von jemandem, der sich an Bord gut auskannte. Der Oberkoch musterte die Stewards und Aufwärter, doch waren sie alle ordnungsgemäß zur Stelle. Dann zählte er die Tischmesser nach, von denen richtig eines fehlte. Der Vorfall rief allgemeine, starke Erregung hervor, doch wurde der Schuldige nie entdeckt.

Im September des Jahres 1860 machten wir auf einem nach Neu-Orleans bestimmten Dampfer die Bekanntschaft eines stattlichen, vornehmen Herrn, namens Major Ingham, der im Staate

Arkansas in der Nähe von Warren eine Pflanzung besaß. Mein Vater und er fanden überreichen Gesprächsstoff in mancherlei gemeinsamen Bekanntschaften und Reiseerlebnissen und vertrieben sich plaudernd die Langeweile. Der Major ließ sich auch zu Unterhaltungen mit mir herbei und gewann durch seine Schilderungen von den großen Fichten- und Eichenwäldern seiner Gegend mit den vielen wilden Tieren wie Jaguaren, Wildkatzen, Bären und Hirschen meine ganze Zuneigung. Noch ehe wir Neu-Orleans erreichten, hatten wir uns so befreundet, daß er mich einlud, einen Monat bei ihm auf seiner Pflanzung zu verbringen, und auch mein Vater war nicht so sehr dagegen, wie ich gefürchtet hatte. Die Entscheidung darüber sollte jedoch in der Stadt getroffen werden.

Etwas vierzehn Tage darauf wurde mein Vater durch einen Brief seines Bruders aus Havanna so beunruhigt, daß er hinzureisen beschloß. Er erklärte mir nun, die Einladung Major Inghams könne unseren Plänen sehr förderlich sein. Er sei sich schon längst darüber klar geworden, daß ein vorteilhaftes Geschäft zu machen sei, wenn man ein Lagerhaus im Hinterlande am Arkansas errichte. Ein Vorratslager, das den vielerlei Bedürfnissen aller der Pflanzer in jener Gegend Rechnung trüge, müsse einen sicheren Gewinn einbringen. Major Inghams Pflanzung liege etwa sechzig Kilometer vom Arkansas entfernt, und nicht weit davon, in Cypress-Bend (Zypressenhang) lebe ein Freund von ihm, der mich aufnehmen und in allem unterweisen werde, was zum Geschäft eines Hinterlandkaufmanns gehöre. Die Erkrankung seines Bruders habe einige Verwirrung in seinen Geschäften in Havanna hervorgerufen, so daß er genötigt sei, selbst zum rechten zu sehen. Inzwischen solle ich mir das Pflanzlerleben bei Major Ingham ansehen und dann bei seinem Geschäftsfreund in Cypress-Bend mich in meinen künftigen Beruf einarbeiten. Er werde nach einigen Monaten sein Kommissionsgeschäft aufgeben und sich alsdann mit Hilfe meiner Ortskenntnis den besten Platz für unser Unternehmen aussuchen.

Die Schnelligkeit unserer Trennung tat der Schönheit des Planes einigen Abbruch; aber da ein Unglücksfall sie notwendig gemacht hatte und meines Vaters Abwesenheit ja nur ein paar Monate dauern sollte, so setzte ich mich über alle hangen Gedanken hinweg und dachte nur noch frohgemut an die verlockende Zukunft.

In meiner Phantasie sah ich unermessliche, von Indianern durchstreifte und von Jaguaren und anderem blutdürstigem Rahtengetier bevölkerte Waldungen, und die Aussicht, daß ich mich nunmehr in den Beruf eines Geschäftsteilhabers einarbeiten sollte, ließ mir die nüchterne Wirklichkeit im rosigsten Lichte erscheinen. Hätten wir indessen vorhergesehen, daß dieser mit so viel Vorbedacht entworfene Plan zu einem Abschied für immer führen sollte, so würden wir beide vor dem bloßen Gedanken daran zurückgeschreckt sein; aber uns selber unbewußt, waren wir nun einmal an dem Scheidungspunkt unserer Lebenswege angelangt.

Als die Stunde der Abreise meines Vaters herankam, begleiteten Major Ingham und ich ihn an Bord des Havanna-dampfers. Den letzten Abschied nahmen wir in der Kajüte. In dem Augenblick fing mein Herz an in wilder Aufregung zu schlagen; es senkte sich auf einmal etwas wie eine Wolke von schattenhaften Vorahnungen unbekanntem, zukünftigen Unglücks auf mich herab. Aber wie in den meisten Fällen, wenn mein Herz so recht leidenschaftlich danach verlangte, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, war es mir unmöglich, ein Wort hervorzubringen; meine Zunge war wie gelähmt, und ich wandte mich stumm ab. Eine halbe Stunde später war von dem Dampfer nichts mehr zu sehen als ein Rauchstreifen fern am Horizont.

Da erst öffneten sich die Tränenschleusen, meine Empfindungen machten sich in einem Strom sich überstürzender Worte Luft, und meine Einsamkeit und Hilflosigkeit drückten in ihrer ganzen Schwere auf mich. Erst durch diese Zeit der Trennung kam mir voll zum Bewußtsein, was er mir gewesen war. Dann fühlte ich mich, Stich auf Stich, wie von körperlichem Schmerz durchbohrt, von dem Bewußtsein, daß ich ihm in diesen zwei Jahren nicht immer ein musterhafter Sohn gewesen. Wie würde ich mich jetzt bestrebt haben, mein tiefes Dankgefühl gegen ihn durch die That zu beweisen!

Beinahe fünfunddreißig Jahre sind seitdem vergangen, doch habe ich mich nie wieder in solcher Verzweiflung befunden wie in jener Nacht, die auf seine Abreise folgte. Mein Schmerz war so groß, daß mir fast das Herz gebrochen wäre.

Ich habe oft an den Knaben denken müssen, der da stundenlang mit starrem Antlitz in seines Vaters Stuhl saß und sich ver-

geblich darüber klar zu werden suchte, was dieser Abschied alles für ihn bedeutete.

Kurz vor Major Inghams Heimreise erhielt ich einen Brief meines Vaters, der mir seine glückliche Ankunft auf der Insel Cuba meldete. Nachdem er seine Fahrt über den Golf beschrieben und noch vieles über unsere Zukunftspläne hinzugefügt hatte, schrieb er, daß ich während des letzten Jahres ganz erstaunliche Fortschritte in seinem Unterricht gemacht habe, aber meine Zukunft hänge von den nächsten paar Jahren ab. Um über sie glücklich hinwegzukommen, hätte ich nur standhaft und fest bei meinen Grundsätzen zu verharren, über alle Hindernisse hinweg männlich kühn vorzudringen, furchtlos zu streiten und zu siegen.

Der Brief machte mit seiner Fülle von praktischen Rathschlägen fast den Eindruck auf mich, als spräche mein Vater selbst zu mir. Ich fühlte mich durch seinen Besiß bereichert. Es war etwas köstlich Neues für mich, einen mir aus so großer Entfernung übersandten Brief mein eigen nennen zu können. Ich las ihn wieder und wieder durch und fand immer noch etwas Neues darin, was mich ergriff oder erquickte. Besonders fesselte die Unterschrift mit dem kunstvoll angehängten Schlußschwung oder Schnörkel meine Aufmerksamkeit; mit vieler Mühe machte ich ihn mir zu eigen, um voller Stolz die viele Seiten lange Erwiderungsepistel damit zu enden; und noch heute zeigt jede Unterschrift von mir diesen Schnörkel.

Bald darauf trat Major Ingham mit mir auf einem nach dem Washita- und Salinafluß bestimmten Hedraddampfer seine Heimreise an. Etwa am siebenten Tage nach unserer Abfahrt von Neu-Orleans fuhr unser Dampfer in den Salina hinein und legte einige Meilen oberhalb Long Views an, wo uns ein schmuder Einspänner erwartete, der uns einige Meilen über Land zu Major Inghams Pflanzung fuhr.

Ich vermöchte heute über die tatsächliche Größe seiner Besitzungen nichts Genaueres anzugeben; damals erschienen sie mir jedenfalls unermeslich. Sie bestanden zumeist aus Fichtenwäldern, in deren Mitte eine Handvoll Schwarzer eine weite Lichtung zum Anbau von Feldern herausgeschlagen hatten. Das Wohnhaus war aus riesigen, roh behauenen Fichtenstämmen zusammengefügt, vom Wetter noch wenig mitgenommen. Außen an den Rizen

mit Mörtel gedichtet und hübsch mit Lünche bemalt, und innen mit frisch gehobelten, blanken Dielen und Brettern verschalt, machte das Ganze den Eindruck häuslicher Behaglichkeit.

Die Gattin des Majors nahm mich mit großer Freundlichkeit auf. Die Sklaven des Hauses, die sich in ihrem Befolge drängten, begrüßten hüpfend und knirschend ihren „Maffa“, wie sie ihn nannten, mit allen Anzeichen munterster Freude. Das für uns bereitstehende Abendessen war eine Art Festmahl zu Ehren der Rückkehr des Pflanzers. Als die Herdscheite zu knistern anfangen und das Kaminfeuer seinen Flackerschein lustig auf dem Familienkreis hin und her tanzen ließ, empfand ich den Zauber dieser traulichen Stimmung und begann meinem Aufenthalt in den Urwäldern des Westens mit Behagen entgegenzusehen.

Einer jedoch befand sich in der Familie, der mich abstieß, und das war der Verwalter. Er gesellte sich nach dem Abendessen zu uns. Seine gemeinen Manieren und seine grobe Ausdrucksweise riefen Erinnerungen an Hafenarbeiter in mir wach. Seine Tracht und Haltung waren höchst anstößig: die unordentlich in die Stiefel gestopften Hosen, der übergroße Schlapphut, die flapsige Art, mit der er sich hinstellte und -räkelte, sein tölpelhaft anmaßendes Auftreten, aber am allermeisten seine herablassende, plumpe Vertraulichkeit erfüllten mich mit großem Widerwillen. Ich rechnete ihn sofort unter jene Klasse von Menschen, die in den Schnapstneipen zu Hause und auf ihre Vertraulichkeit mit den Kellnern stolz sind. Ich mag ihn wohl infolge meiner abweisenden Haltung ihm gegenüber gerade so abgestoßen haben.

Am nächsten Tag war die Speisekarte nicht mehr so reichhaltig. Das Frühstück, früh um sieben, das Mittagmahl um zwölf und das Abendbrot bestanden fast immer aus denselben Gerichten, mit Ausnahme einer Zugabe von recht gutem Kaffee zur ersten und viel guter Milch zur letzten Mahlzeit. Sonst gab es ohne jede Abwechslung gekochtes oder gebratenes Schweinefleisch, oder Bohnen mit fettem Schweinefleisch und Grütze oder Hirse. Zum Schluß gab es eine Schüssel voll zähen Maisbreies. Diese immer gleiche Kost wurde mir schließlich so widerlich, daß sie mir fast am Gaumen festklebte. Vielleicht hätte ich alles trotzdem schweigend heruntergewürgt, wäre ich nicht noch obendrein damit aufgezo-gen worden. Der Verwalter nämlich konnte sich,

entweder um sich bei Missis Ingham einzuschmeicheln oder um meinen Widerwillen noch mehr zu reizen, in Lobeserhebungen über diese Art von Kocherei gar nicht genug tun, indem er bei jeder Gelegenheit loslegte: „Ja, da kannst du dein Njub-Dr-lie-ens herausstreichen, so viel du lustig bist, so was, wie hier im Westen, hast du eben doch noch nicht zu schmecken gekriegt! Nee, da lobe ich mir hier meinen ordentlichen Kumm voll, das gibt doch anders Saft und Kraft, als die labberigen Fri . . . ka . . . sees in den verf . . . hm . . . feinen Mississippistädten da“ — usw.

Für den Umgang mit solcher Gesellschaft bot mir jedoch der hochstämmige Fichtenwald mit seinen geheimnisvollen Lichtern und Schatten einige Entschädigung. Der Pflanzler ließ die schon abgeholzte Lichtung allmählich vergrößern, um noch mehr Baumwolle ziehen zu können. Als ich so bei der Arbeit zusah, wie durch jeden gefällten Baum immer ein weiteres Stück Land urbar gemacht wurde, erbat und erhielt ich die Erlaubnis, so viele Bäume umzuhauen, wie mir gefiel. Ich fand mit der einem Jüngling innewohnenden Zerstörungswut ein grausames Vergnügen daran, eine der wuchtigen Fichten nach der andern mit einer riesigen Art niederzustrecken. Mit einem geradezu blutdürstigen Entzücken begrüßte ich den jedesmaligen Totekampf, die furchtbaren Schauer, die den Stamm von der Wurzel bis zur höchsten Wipfelkrone durchrieselten, seinen donnernden Sturz und die ungeheure Gewalt, mit der er wieder hochschnellte und auf und nieder bebte, bis er in seiner ganzen Länge wie tot dalag. Nachdem ich so etwa zwanzig der majestätischen Fichten zu Boden gelegt hatte, hielt ich inne, um eine Weile zu verschmausen und der Arbeit der Neger zuzusehen. Sie waren am Rand der Lichtung versammelt und damit beschäftigt, von den Stämmen erst die dicken Aeste abzuhauen und alles in Blöcke zu zersägen, die sie zu festen Stapeln aufschichteten, während sie das Abfallholz zu qualmenden Scheiterhaufen hinrollten. Diese Plackerei begleiteten sie mit fröhlichem Gesang und zeigten sich überhaupt so munter und guter Dinge, daß ich von ihrem Frohsinn und Eifer angesteckt wurde, mich beim Klöherollen beteiligte oder beim Schleppen der Stämme mit Hand anlegte und ehrgeizig danach trachtete, daß mein „Gang“ den anderen immer voraus sei. Ich geriet über diese Männerarbeit, welche die Anspannung aller Kräfte bis zur kleinsten Muskelfaser

erforderte, in begeisterte Erregung, so daß es ein wahres Wunder ist, daß ich mich dabei nicht überhoben habe oder sonst zu Schaden kam. Dieser frische Betrieb war weit mehr nach meinem Geschmack, als auf eigene Hand den Holzhacker zu spielen. Die vom Duft frisch verbrannten Harzes erfüllte Waldluft, die prasselnden Scheite und die hell aufflackernden Flammen, dazu die Aufregung der Trupps, die pflichtgetreu mit grimmiger Entschlossenheit an ihren Tragespeichen ausharrten, all das berauschte mich förmlich. Eine Woche lang stand ich mit den Schwarzhäuten zusammen beim Bedruf des Inspektorhorns auf, begrüßte den Sonnenaufgang mit frohen Vorgefühlen, widmete mich dem Frühstück mit einem Eifer, der dem Major und seiner Gemahlin viel Anlaß zur Heiterkeit gab, und sprang dann in mächtigen Sätzen davon, um wieder gegen die Fichtenriesen zu Felde zu ziehen. Ob ich dieser rauhen Arbeit noch für lange Zeit so großen Geschmack hätte abgewinnen können, weiß ich nicht, jedenfalls verdanke ich es dem Verwalter, daß mir die Lust dazu verging. Er hatte alle Trupps zu beaufsichtigen, die Holzfäller und Holzhacker, die Feuerschürleute und Röhler und die Stämmewälzer und -träger; und immer, wenn er sich dem Trupp näherte, in dem ich arbeitete, bemerkte ich zu meinem Verdruß, daß die Leute sogleich mit ihrem harmlosen Schwatzen und Scherzen aufhörten. Er hatte zwei Lieblingslieder — deren eines vom „Heulen der Winterstürme“ handelte — und die er mit Vorliebe in Hörweite von mir durch die Nase zu singen pflegte, während er mit seiner Nilpferdpeitsche den Takt dazu knallte. Aber daraus, daß er immer bald wieder anderswohin schlenderte, merkte ich, daß ihm meine Anwesenheit lästig sein mochte, weil sie ihm einen gewissen Zwang auferlegte. Eines Tages schien er jedoch schlechterer Laune als gewöhnlich zu sein, sein Gesicht war ganz spitz, und die Augen darin funkelten voller Bosheit. In übertrieben befehlshaberischem Ton brüllte er uns seine Anweisungen entgegen. Ein junger Bursche, namens Jim, war das erste Opfer seiner Wut. Da er mit den anderen und mir zusammen alle Not hatte, einen schweren Klotz zu schleppen, hatte er dem Verwalter nicht so höflich antworten können, als dieser erwarten mochte. Er bekam sofort eins mit der Peitsche über die nackten Schultern gezogen, und dabei kam die Schmitze des Peitschenriemens mir unvermutet so nahe, daß wir

beide vor Schreck unsere Hebebäume fallen ließen. Ohne unsere Tragkraft wurde das Gewicht des Klozes zu groß für die übrigen: sie ließen ihn fallen, so daß er einem von ihnen den Fuß zerquetschte. Ich geriet, empört über die Roheit des Verwalters, in einen heftigen Wortwechsel mit ihm; hitzige Worte, ja Drohungen fielen hüben und drüben, und nur das schreckliche Geschrei des Verletzten, dessen Fuß von dem Stamm noch festgehalten wurde, verhinderte, daß wir uns an den Hals sprangen. Außer mir vor Entrüstung und Ekel über seine Roheit verließ ich den Schauplatz.

Ich suchte eiligst Major Ingham auf, den ich gemüthlich in einem Lehnstuhl auf der Veranda sitzend vorfand, und protestierte aufs schärfste gegen das sinnlose Vorgehen des Verwalters, sowie dagegen, daß er es gewagt hatte, seine Peitsche in solcher Nähe meiner Person zu gebrauchen, worauf der Major über meine Unerfahrenheit mitleidig lächelte. Das war zuviel für meine Geduld, und ich erklärte ihm auf der Stelle, daß ich auf seine Gastfreundschaft verzichten müsse. Frau Ingham hatte wohl die letzten Worte gehört, denn sie kam eiligst aus dem Hause herbei und zeigte solche Betrübnis über diesen plötzlichen Abbruch unserer Beziehungen, daß ich meine Hestigkeit lebhaft bedauerte, während der Major mir klar zu machen versuchte, daß ein Pflanzler gezwungen sei, die Feldarbeit gänzlich der Verantwortung des Verwalters zu überlassen; aber es war zu spät. Es waren Worte gefallen, welche meine persönliche Ehre gröblich verletzt hatten, und der Major besaß nicht die Gabe, Kränkungen dieser Art wieder gut zu machen. Nach Verlauf einer Viertelstunde verließ ich mit einem kleinen Paket voll Briefen und Papieren unterm Arm die Besingung des Majors und trabte quer durchs Land in der Richtung nach dem Arkansas zu.

Der Weg ging sich recht angenehm, da es trodener, nicht allzu weicher Lehmboden war, und führte auf und nieder über fichtenbestandene Hügel und Täler dahin. In den Schluchten rauschten meist frische Wildbäche, an denen ich meinen Durst stillte, doch entsinne ich mich einer reichlich langen Strecke, während der ich keinen Tropfen Wasser entdeckte und ein wenig darüber nachzudenken Gelegenheit hatte, welch entsetzliche Qual das Verschmachten sein müsse. Ich übernachtete in einem kleinen Farmhaus und



war am nächsten Morgen schon in aller Frühe und in so zuversichtlicher Stimmung wieder unterwegs, wie sie vielleicht nicht ganz zu meiner augenblicklichen Lage paßte. Ich bildete mir ein, auf ein herrliches Abenteuer aus zu sein, und malte mir aus, wie ich meinen Vater durch meine Erzählungen in Staunen setzen wollte. Wenn ich zuweilen meine Blicke über die in fernem Dunkel verschwindenden Säulenreihen hochstämmiger Fichten und über mächtige, grünwipfelige Eichen und Buchen hinschweifen ließ, fühlte ich mich der Wirklichkeit und meinem gegenwärtigen Zustande wie entrückt und verlor mich in Phantasiegebilde unmöglicher Entdeckungen und Ereignisse. Ich sah mich als Helden fürchterlicher Abenteuer und blickte wie gebannt von Zeit zu Zeit im Waldschatten umher, um die an derartigen düsteren Orten verborgen lauenden reizenden Tiere zu erspähen, die ich mit meinem Stocke alsdann kühn bestehen und töten würde. Aber jedesmal brachte mich meine gesunde Vernunft bald wieder zur Erkenntnis meiner gegenwärtigen Lage und zur Einsicht zurück, wie hilflos ich in Wirklichkeit einem fauchenden Luchs oder einem zum Sprung geduckten Panther gegenüber sein würde; und ich atmete erleichtert auf, daß Arkansas schon so zivilisiert war und mein Mut nicht auf die Probe gestellt zu werden brauchte.

Bei einbrechender Dunkelheit langte ich endlich in Cypress-Bend am Arkansas an, nachdem mir nicht ein einziges Abenteuer begegnet war.

Mr. Altschuls Lagerhaus, in dem ich alle für das Geschäft eines Landkaufmanns erforderlichen Kenntnisse und Kniffe erlernen sollte, lag etwa 50 engl. Meilen (80 Km.) südöstlich von Little Rock. Der Hausherr und seine Angehörigen kamen mir aufs herzlichste entgegen. Das Lagerhaus, das eigentlich Land-Warenhaus hätte heißen müssen, stand einsam auf einer kleinen Lichtung inmitten des Zypressenhains, etwa fünf Minuten vom Wohnhaus entfernt. Es war ein vierstöckiges, langes und festgebautes Blockhaus mit vier größeren Räumen; drei davon enthielten alle möglichen Dinge, wie sie von Eisenhändlern, Jägern, Gewürzkrämem und Tuch- und Papierwarenhändlern gebraucht werden, während der vierte an der Rückseite des Hauses tagsüber als Kontor und des Nachts von den diensttuenden Gehilfen als Schlafraum benutzt wurde. Bei meinem Dienstantritt im No-

vember 1860 wurde ich von Mr. Cronin, dem ersten, und Mr. Waldron, dem zweiten Handlungsgehilfen, als Kollege freundlich begrüßt.

Cronin war Irländer und etwa 30 Jahre alt; sein Gehilfe ein Pflanzerssohn aus der Umgegend. Ersterer war ein hervorragender Mensch, klug, gewandt, stets lustig und guter Dinge und von verbindlichsten Umgangsformen; aber er stand sozusagen dauernd im Zeichen des Whisky. Er war ein Säufer erster Ordnung. Cronin versah seinen Dienst ganz vortrefflich. Er war rastlos tätig, stets freundlich und von einer fabelhaften Gewandtheit im Umgang mit Damen. Er gewann im Nu ihr Vertrauen, indem er im voraus ihren besonderen Geschmack erriet und ihnen das betreffende gewünschte Stück mit solcher Zuversicht, sicher gerade das Richtige getroffen zu haben, vorlegte, daß sie es mit wahren Vergnügen kauften und voller Stolz damit abzogen. Es war ein Genuß, ihm bei der Arbeit zuzusehen: mit welcher Aufmerksamkeit, welcher herzlicher Theilnahme lauschte er ihren besonderen Wünschen, wie taktvoll höflich half er ihnen einen fehlenden Ausdruck finden und mit welcher Dienstoffertigkeit, welcher geschäftigem Eifer beeilte er sich, sie zu bedienen, indem er unermüdlich Stöße auf Stöße von Waren auf dem Ladentisch zur Ansicht vor ihnen aufhäufte und ausbreitete. Er war ein Verkäufer, wie er im Buche steht; ich habe nie wieder seinesgleichen getroffen.

Die Frauen der unteren Volksschichten beschwachte er durch seine beredten Anpreisungen, seine ausgesuchte Höflichkeit und durch den Trick, sie in ihrem Glauben zu bestärken, daß sie eine überlegene Kenntniß dessen, was wirklich echt und kostbar sei, besäßen. Gegen eine farbige Frau hielt er wohlwollende Vertraulichkeit für angebracht. Seine kleinen grauen Augen zwinkerten vergnügt, während er ihr flüsternd einen gutgemeinten Wink betreffs vorzuziehender Waren gab und ihr nebenbei derartig den Hof machte, daß schließlich das arme Ding aus lauter Verwirrung kaufte, was er wollte.

Den Pflanzern gegenüber, deren Launen wechselten wie das Wetter, zeigte er eine sich stets gleichbleibende, taktvolle Aufmerksamkeit und muntere Laune. Sobald sie über die Schwelle traten, schritt er ihnen entgegen, bot ihnen einen herzlichen Willkomm, schüttelte ihnen in einer Art aufrichtiger Kameradschaftlichkeit die

Hand und bezeugte ihnen seine Freude über ihr Erscheinen. Er erkundigte sich aufs wärmste nach ihrer Gesundheit, äußerte sein Bedauern über etwaige Fiebererkrankungen und nahm lebhaften Anteil an ihren Sorgen oder Erwartungen wegen der Baumwollernte; bald jedoch fand er irgendeinen Vorwand, um sie zum Besuch des Lagerraums der Likör- und Whiskyfässer zu bewegen, wo er ihnen Herrn Altschuls letzteingeführte Herrlichkeiten zu kosten gab. Nach Herrn Cronins Ansicht wurden alle Grillen durch einen guten Trank verscheuht: er setzte Käufer wie Verkäufer erst gehörig in stand, mit der richtigen Zuversicht an die Dinge heranzugehen und sich aller Gedanken zu entschlagen, die das Geschäft unnötigerweise aufhielten.

Obwohl sich die Farmer wohl selber recht wenig für bedruckte Rattunmuster interessierten, hatten sie doch meist von ihren Hausfrauen ausführliche Bestellzettel zur Besorgung mitbekommen; und Herr Cronin ließ es sich nicht nehmen, erst einmal diese aufs schnellste und beste zu erledigen, mit der Begründung, daß „die Damen“ den „Vorrang“ hätten, wobei er nie versäumte, sich den „werten Damen“ angelegentlich empfehlen zu lassen.

Mr. Cronin war in seinem Fach ein Künstler, doch verstand Mr. Altschul sein Genie nicht so zu würdigen, wie es verdiente. Der Lagerinhaber legte, wie mir scheint, zuviel Gewicht auf seinen Hang zum Trinken und zu wenig auf den durch seinen Dienstleister erwachsenden Gewinn. Und aus dem Grunde mußte der arme Cronin nach einiger Zeit seine Stellung verlassen. Sein Kollege folgte ihm bald darauf.

Erst nach und nach hatte ich den in der Pflanzerverwelt üblichen Ton kennen gelernt. In dem reichen Zypressengau lebte ein Menschenschlag, der sich von den liebenswürdigen Stadtbewohnern beträchtlich unterschied. Die reichen Pflanzler lebten wie kleine Fürsten, sie waren Herren Hunderter von Sklaven, über die sie, ausgenommen die Verhängung von Todes- und Folterstrafen, unumschränkte Gewalt ausübten. So gesellig freundlich sie untereinander verkehrten, so wenig hielten sie es für nötig, sich besitzlosen Leuten wie etwa mir gegenüber irgendwelche Rücksichten aufzuerlegen. Wenn sie aus ihren Ländereien zum Vorschein kamen und sich den Blicken gewöhnlicher Sterblicher darboten, so schien ihr ganzes Betragen auszudrücken, daß sie uns zwar die

einem Weißen zukommenden allgemeinen Rechte zugestanden, sich aber die besonderen Rechte vorbehielten, auf Grund deren sie sich alle Freiheiten herauszunehmen gestatteten, die vom Staat nicht ausdrücklich verboten waren.

Man kann sich danach ungefähr vorstellen, welchen Anblick unser Lagerhaus darbot, wenn ein Duzend dieser frisch von ihren Baumwollen-Fürstentümern herkommenden Magnaten, jeder in seiner besonderen Tracht, die Mütze ins Gesicht gezogen, die Büchse über, die Peitsche unterm Arm, sich bei uns einfanden. Mit der Zeit freilich gewöhnte ich mich daran; und in Anbetracht ihrer mancherlei Beschwernisse, des Malariaklimas und dem dazu gehörigen Schluden der abscheulichen „Fieberbrezeln“ benahmen sie sich, alles in allem, noch recht erträglich. Oft war ihr Gehaben jedoch gar zu hochmütig und steif. Kaum, daß sie ihre Mütze lüfteten, wenn sie den Laden betraten. Und der Ton ihres „Tag, mein Herr“, war so kühl gemessen und geziert, wie es sich für Nachbarn oder Mitbürger wenig schickte.

Die Selbsteinschätzung dieser Leute nahm oft maßlose Formen an, und ihre Empfindlichkeit war so reizbar wie ein gespanntes Steckschloß. Eine einsilbige oder etwas zögernde Antwort oder gar ein irgendwelchen Zweifel ausdrückender Blick konnte sie zu bizigstem Aufbrausen bringen. Der wahre Grund für diese übertriebene Empfindlichkeit war, daß sie zu viel innerhalb ihrer eigenen Säune gesteckt hatten: ihre Vereinsamung, ihr Reichtum, ihre Unabhängigkeit hatten diesen Dünkel in ihnen großgezogen.

Fast alle, die unser Lager besuchten, trugen die Spuren der heimtückischen Krankheit, die in den Arkansas-Niederungen wahllos alt und jung hefiel. Ich war noch nicht eine Woche in Stellung, als ich schon infolge eines Fieberanfalles im Delirium lag und mich zum erstenmal in meinem Leben auf eine Diät von Kalomel und Chinin gesetzt fand. Der junge Arzt aus der Nachbarschaft teilte mir manche Einzelheiten über den Charakter dieser Landplage mit. Von der Art, die er als „krampfige Schauer“ bezeichnete, hatte er so manchen Fall kennen gelernt, der innerhalb weniger Stunden zu tödlichem Ausgange geführt hatte. Das Uebel verschonte weder Schwarze noch Weiße. Durch nichts konnte man ihm vorbeugen. Die verständigste Enthalttsamkeit vermochte es ebensowenig abzuwenden als genußsüchtige und lieder-

liche Lebensweise. Der stete Druck, unter dem die Leute infolge nie aufgehörender Leberinfektionen und sonstigen Unwohlseins aller Art lebten, machte es schließlich begreiflich, daß unsere reichen Kunden sich oft so wenig liebenswürdig zeigten.

Infolge der häufigen Fieberanfalle bestand ich fast nur noch aus Haut und Knochen, und mein ganzes Persönchen wog damals noch keinen Zentner. Es war eine ganz merkwürdige Krankheit, die sich durch heftiges Zittern und ein Gefühl ankündigte, als mache ein Frost das Blut zu Eis gerinnen; ich mußte mich alsdann bis zum Ersticken in dicke Tücher wickeln und mit Flaschen heißen Wassers bepacken lassen. Nach stundenlangem Fieberfrost trat ein von Delirium begleiteter Hitzanfall ein, der sich gegen die zwölfte Stunde in eine erschöpfende Schweißabsonderung auflöste. Wenn ich mich dann sechs Stunden später etwas abgekühlt und frischer fühlte, empfand ich infolge des Chininschluckens und meiner Ausgedörrtheit einen wahren Heißhunger. Drei oder vier Tage darauf ging ich, falls das Fieber nicht „tertiäre“ Form annahm, wieder wie gewöhnlich meinen Pflichten nach, bis mich plötzlich eine Schwindel hervorrufende Uebelkeit ergriff und die scheußliche Krankheit mich von neuem überwältigte. Solcherart waren die Erfahrungen, die ich bezüglich des Wechselfiebers im Arkansas-Sumpfland durchzumachen hatte; während der paar Monate, die ich mich in Cypress-Bend aufhielt, erkrankte ich monatlich dreimal daran.

Die Bevölkerung des Staates zählte in dem Jahr (1861) etwa 440 000 Köpfe; zu meiner Ueberraschung ersehe ich, daß sie jetzt (1895) über 1¼ Million, und darunter allein 10 000 Ausländer, zählt. Weder das schreckliche Fieber, das an Heftigkeit sogar den afrikanischen Typhus übertrifft, noch der Bürgerkrieg haben die Bevölkerung auszurotten vermocht.

Jeder Neueinwandernde wurde bald von dem stolzen und empfindlichen Geist angesteckt, der in Arkansas herrschte. Der arme amerikanische Ansiedler und der irische Geschäftsangestellte, so gut wie der deutsch-jüdische Lagereibesitzer nahmen nach kurzer Zeit ganz dieselbe Gewohnheit leidenschaftlicher Wutausbrüche und kaltblütig-boshafter Launen an wie der hochmütigste Virginia-Aristokrat.

In Neu-Orleans und anderen großen Städten war es allgemein gültiges Gesetz: zu geben, wie zu nehmen, eine Meinung

zu äußern, aber auch die Entgegnungen dawider ruhig anzuhören, ohne gleich zu tödlichen Waffen zu greifen; in Arkansas jedoch war die Anzweiflung irgendeiner Behauptung schon Grund genug, um sich gegenseitig „Lügner“ zu schimpfen und den Handel ohne lange Umstände mit Revolver und Bowiemesser auszutragen.

Kein Wunder, daß in einem Lande mit so reizbaren und stolzen Einwohnern der Schießsport in höchster Blüte stand. Man mußte doch jederzeit imstande sein, seine angegriffene „Ehre“ wieder rein zu waschen. Selbst mein guter Mr. Altschul war von dieser Tollheit befallen und hatte die Taschen stets vollgestopft mit Revolvern und Munition. Man kann sich einen Begriff danach machen, was für einen Zauber die „Pistole“ erst auf uns Jünglinge ausübte. Wir hatten unsere weiten Hosen mit Hüfttaschen versehen und betrachteten einen „Smith und Wesson“-Revolver) darin als unentbehrliches Zeichen unserer Manneswürde. In unseren Mußestunden widmeten wir uns eifrig dem Scheibenschießen, worin ich eine solche Fertigkeit erlangte, daß ich auf zwanzig Schritt einen Bindfaden durchschuß. In der Theorie waren wir auch bereits „männermordende“ Schützen; denn unsere Übungen hatten nur das eine Ziel, uns instand zu setzen, den möglichenfalls auftauchenden Rowdy oder Räuber „über den Haufen zu schießen“. Der Rowdy brauchte nur etwas Schnaps hinunterzugießen, um seine wahre Natur zu zeigen, und das des Nachts nur von einem von uns Burschen bewachte Lager war eine gar zu verführerische Gelegenheit für ein raublustiges Individuum. Unter unseren hundert und etlichen Kunden waren eine ganze Anzahl, die sich keine allzugroße Mühe gaben, auf unsere Empfindlichkeit Rücksicht zu nehmen; und da meine Kollegen ihre Mucken hatten und haarscharf auf die Unantastbarkeit ihrer Würde hielten, konnte man nie wissen, ob nicht plötzlich der schönste Krach losging.

Einer unserer Kunden namens Coleman war ein großer, schlankgliederiger junger Geselle, der eine Pflanzung mit einigen zwanzig Sklaven besaß. In regelmäßigen Zwischenräumen erschien er, um seine Einkäufe an Kleiderstoffen für die Sklaven, Vorräten u. dgl. zu machen, und pflegte sich zum Rücktritt stets in jede Satteltasche eine Flasche Whisky stecken zu lassen. Eines Tages hatte er mit einigen zufälligen Bekannten eine Flasche Bourbon angestochen. Unter dem Einfluß des Alkohols wurde er

bald händelsüchtig und bedeutete dem einen der Verkäufer, daß „das da“ — „auf englisch gesagt“ — „Sauche mit Sumpfwasser“ sei. Jener entgegnete zunächst nichts darauf; als Coleman ihm die Unschuldigung aber wiederholt zulallte, versetzte mein Kollege kurz, daß Sumpfwasser etwas sehr Bekömmliches für einen solchen Süffel wie ihn sei. Danach ergab eine wutschäumende Entgegnung die andere, und Coleman zog seinen Revolver; als er ihn jedoch zielend erhob, warf ich ihm den Arm in die Höhe, so daß die Kugel durch das Dach ging. Fast zu gleicher Zeit warf sich der Verkäufer auf seinen Gegner, und wir purzelten alle drei zu Boden. Während ich seinen Daumen umklammerte, um zu verhindern, daß er den Hahn wieder spanne, kam Hilfe aus dem anstoßenden Lagerraum, und ein kräftiger, stahlfingeriger Pflanzler, namens Francis Ruff, rang ihm die Waffe endlich aus der Hand. Es folgte eine schwüle Viertelstunde: beide, Coleman wie der Gehilfe, hätten sich gern wie die Wilden aufeinander gestürzt, schließlich erzwangen wir aber den Waffenstillstand. Colemans Satteltaschen wurden aufgepackt, und ich hielt ihm den Bügel beim Aufsteigen. Er stierte mich eine Zeitlang mit wilden Blicken an und gab mir in drohendem Tone den Rat, es lieber zu unterlassen, mich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen; dann ritt er davon.

Coleman ließ sich darauf nicht wieder im Lager blicken. Einige Wochen nach diesem Vorfall wurde ich ausgeschiedt, um von den Nachbarn ringsum Schulden einzutreiben, wobei auch sein Name auf meiner Liste stand. Tiefes Schweigen lastete über seinem Hause, als ich ansprengte; ich begab mich zum Negerquartier, um Erkundigungen einzuziehen, und man teilte mir furchtsam flüsternd mit, daß der Herr verschwunden sei — niemand wisse wohin —, nachdem er Francis Ruff getötet habe.

Eines Abends endlich ereignete sich auch das lange erwartete Einbruchs-Abenteuer. Es war schon Nacht, als ich vom Abendbrot bei Herrn Altschul zum Lagerhaus zurückkehrte. Nachdem ich die Thür verschlossen hatte, schritt ich mit brennender Kerze durch die weiten Räume dem Kontor und meinem Schlafraum zu. Beim Vorübergehen am Herdplatz gewahrte ich auf einmal einen Haufen Ruß auf der Steinplatte. Da sie nach Arbeitschluß reingefegt worden war, merkte ich sofort, daß sich ein Einbrecher im Schorn-

stein befand. Ohne Aufenthalt schlich ich weiter ins Kontor, holte meinen kleinen Revolver unterm Rissen hervor, eilte zum Herd zurück, richtete die Waffe in den Schornstein hinauf und rief: „Vorsicht! Ich werde sogleich feuern! Wenn ich „Drei“ zähle, schieße ich! Eins! — Zwei!“ — eine Wolke von Ruß rieselte auf meinen Arm herunter, ich hörte das Krachen und Schurren eines verzweifelten Emporklimmens und -strampelns und feuerte blind in die Ziegel, um die Flucht des Missetäters zu beschleunigen. Dann eilte ich zur Hintertür und sah alsbald Kopf und Schultern eines Negers aus dem Schornstein empor tauchen. Durch Drohungen mit der Waffe zwang ich ihn, herunterzukommen, und überlieferte ihn Herrn Altschul. Außer, daß er schwer gefesselt wurde, fiel seine Strafe glimpflich aus, da er einem unserer besten Kunden gehörte.

Herr Altschul war Israelit und hielt sein Geschäft für die Neger ringsum auch den Sonntag über geöffnet. Wir Angestellten feierten zwar als Christen, doch halfen wir unserem Chef freiwillig abwechselnd aus. An einem Sonntagnachmittag hatte nun einer von uns eine schreiende und schwazende Schar von etwa dreißig Negern zu bedienen und eine Anzahl der verschiedensten Sachen auf dem Ladentisch vor ihnen ausgepackt. Da beobachtete ich von einer Ecke aus, wie zwei Leute, jedesmal wenn der Verkäufer den Rücken wandte, Strümpfe, Garnrollen, Bänder usw. stibizten und in ihren geräumigen Taschen verschwinden ließen. Nachdem ich eine Weile nachgedacht hatte, wie da am besten Abhilfe zu schaffen sei, ging ich hinaus, rief Simon, Herrn Altschuls dickwanstigen Sklaven herbei, und erklärte ihm, wie er mich zu unterstützen habe.

Raum hatte ich wieder den Verkaufsraum betreten, als auch die beiden Flügel der Haupttür schon zugeworfen und verriegelt wurden, und ich den Ruf: „Diebe!“ erschallen ließ. Alles stürzte wild auf mich los, aber Simon schwang einen großen Dolch über seinem Kopf und schwor, er werde jeden niederstechen, der nicht auf seinem Platze bliebe und sich untersuchen ließe. Die sich unschuldig fühlten, ergriffen unsere Partei, und mit ihrer Hilfe brachten wir ein hübsches Warenlager aller möglicher Dinge zum Vorschein, die noch nicht bezahlt waren.

In den ersten neun Wochen hatte ich drei Briefe von meinem

Vater aus Havanna erhalten. Dann folgte Monat auf Monat völligen Stillschweigens. Noch im letzten Briefe teilte er mir mit, er wolle in etwa einem Monat nach Neu-Orleans zurückkehren und mich alsdann auffuchen. Bis weit in den März des Jahres 1861 hinein hoffte ich noch täglich, irgend etwas von ihm zu hören oder ihn selbst wiederzusehen. Aber wir sollten uns nie wieder begegnen. Er starb plötzlich im Jahre 1861, — ich hörte erst lange nachher etwas von seinem Tode.

Zur selben Zeit hatten sich im Lande draußen, ohne daß wir etwas davon ahnten, große Ereignisse abgespielt. Die Sklavenfrage erschütterte die Union in ihren Grundfesten. Der Norden trat für die Befreiung der Neger ein; der Süden, dessen blühende Plantagenwirtschaft damals ganz auf der Arbeit der Sklaven beruhte, wehrte sich aufs äußerste dagegen. Mehrere der Südstaaten hatten der Regierung der Vereinigten Staaten offen Troß geboten. Festungen, Zeughäuser und Schiffe waren von den aufständischen Staaten weggenommen worden. Da ich aus Unkenntnis ihrer Wichtigkeit keine Zeitungen las, erfuhr ich vorläufig nur wenig davon. Uebrigens hatten wir nur ein kleines Lokalblättchen, den „Anzeiger für Fichtenhöb und Umgegend“.

Erst gegen den März hin begann es leise in mir zu dämmern, daß da draußen etwas Bedeutungsvolles vor sich ging. Dr. Goree, unser benachbarter Pflanzer, begegnete auf unserem Lager zufällig einem früheren Abgeordneten von Georgia, mit dem er über Politik zu plaudern begann. Ich hörte, wie sie sagten, daß unsere Südstaaten bereits eine besondere Regierung gebildet und einen gewissen Jefferson Davis zum Präsidenten des neuen Bundes ausgerufen hätten; und daß sie sich wunderten, warum Arkansas noch zögere, auf die Seite der Konföderierten zu treten usw. usw. Das waren Neuigkeiten für mich. Wenn sie dann mit wichtiger Miene in ihren Zeitungen herumblättern und mit Nachdruck daraus vorlasen, wurde ich mir kleinlaut bewußt, daß ich mich jetzt ebenfalls der Lektüre dieser dummen Blätter widmen müsse.

Ich fing also an, den „Fichtenhöher Anzeiger“ von A bis Z durchzuarbeiten; und bald war mir klar geworden, daß das Land sich in einer unbeschreiblichen Verwirrung befand. Alles, was mich jetzt innerlich bewegte, konnte ich schließlich an den Mann bringen, als der junge Dan Goree, der Sohn des oben erwähnten

Pflanzers, vom Nashville-Gymnasium zurückkehrte. Er übernahm gewissermaßen die Rolle meines politischen Mentors und klärte mich zum ersten Male auf verständige Weise über den Stand der Angelegenheiten zwischen den beiden Parteien in der Union auf. Von ihm erfuhr ich, daß die Wahl Lincolns im vergangenen November eine feindselige Stimmung im Süden erzeugt hätte, weil dieser Mann offen bekannte, daß er ein Gegner der Sklaverei sei und alles tun werde, um die Sklaven zu befreien. Natürlich, sagte er, würden in dem Fall alle Sklavenhalter ruiniert sein. Sein Vater nenne 120 Sklaven sein eigen, von einem Wert von je 500 bis 1200 Dollars, und ihm jetzt seinen Besitz wegnehmen zu wollen, wäre glatter Raub. Das sei die Anklage, die alle Südleute gegen diese Leute vom Norden erhöben, und kämpfen würden sie bis zum letzten Mann. Sobald der Staat Arkansas sich „losagen“ würde, sei es Pflicht jedes Mannes und Jungen, in den Krieg zu ziehen und diese elenden Abolitionisten („Sklavenabschaffer“) nach Hause zu jagen. Man war der Meinung, daß die Jungen des Südens nur mit Reitpeitschen bewaffnet zu werden brauchten, um die diebischen Hunde so zu verwischen, daß sie das Wiederkommen ver-
gäßen! — Derartige Grundsätze wurden mir so andauernd eingetrichtert, daß ich diesen Elementarunterricht in der Politik nicht so bald wieder vergaß.

Das Verständnis dafür, wie schwer ich unter dem Abbruch jeglicher Beziehungen zwischen Nord und Süd zu leiden haben würde, ging mir an jenem Tage auf, als ich erfuhr, daß der Mississippi gesperrt sei und ebenso die Schifffahrt im Golf von Mexiko. Das war etwas gänzlich Unerwartetes für mich! Mein Vater saß draußen fest und ich drinnen! Er konnte weder zu mir gelangen, noch ich zu ihm. Auf geheimnisvolle Weise war ein undurchdringlicher Wall um uns herum errichtet, der Süden gleich einem Kerker, und seine Bewohner waren des Rechts beraubt, ihn zu verlassen. Von dem Augenblick an, da ich mir diese Tatsache klar vergegenwärtigt hatte, gewann alles um mich her einen anderen Anblick als zuvor. Ich war ein fremder Junge in einem fremden Land, in der gleichen freundlosen Lage wie damals, da ich von der „Windermere“ entfloh. Ich hatte es mir nicht allzu schwer gedacht, meinen Vater davon zu überzeugen, daß das Arkansas-tal kein geeigneter Aufenthaltsort für uns sei. Meine hervor-

stehenden Knochen und eingesunkenen Augen mochten für mich sprechen. Aber wir hätten es dann anderswo versucht, wo das Klima nicht so ungesund war. Nun waren alle die schönen Erwartungen zu nichte geworden, all meine Hoffnungsträume mußte ich fahren lassen. Ich machte mir kein Hehl daraus, daß ich auf den Strand gesetzt war und mir nichts anderes übrigblieb, als bei Herrn Altshul zu verbleiben.

Zu längeren Betrachtungen persönlicher Natur gab es übrigens jetzt keine Zeit; denn groß und klein im ganzen Land war mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Jene unwahrnehmbare Gewalt, die mich in der Gall- und Gelbfiebergegend des Arkansas gefangen hielt, nahm mit rasender Schnelligkeit unheimliche Formen an. Mann auf Mann wurde unwiderstehlich davon ergriffen. Sogar Frauen und Kinder heulten nach dem „Krieg“. Zwar erschien kein feuriges Kreuz am Himmel, wohl aber blitzte der Draht jede Neuigkeit in Stadt und Land umher, und wo sich zwei Menschen nur begegneten, sprachen sie einzig vom Krieg. Die meisten Baumwollstaaten hatten sich schon losgesagt, und da unser Staat ihnen in Denkweise, Blut und Gebräuchen verwandt war, so hatte sich Arkansas seinen Geschwistern zuzugesellen und mit all seinen Söhnen aufs Schlachtfeld zu eilen, um zu siegen oder zu sterben. In den ersten Tagen des Mai trafen die Landesvertreter in Little Rock zusammen und nahmen das Gesetz der Lostrennung an; daraufhin artete die Kampfeslust der Bevölkerung fast zur Tollwut aus. Heroische Aussprüche, wie solche der großen Helden aus der Griechen- und Römerzeit, hörte man jeden Ortümschnabel im Munde führen. Die großen Herren Pflanzer vergaßen ihren Stolz und ihre Bornehmheit und gingen hin, hielten feurige Reden an das gemeine Volk, schwangen Hüte und Spazierstöcke und riefen: „Gebt uns Freiheit oder den Tod!“ Die jungen Männer faßten sich bei den Händen und sangen:

„Sagt, wo gibt's den Mann, feige, sinnbetört,
Der sein Alles nicht gern zu opfern schwört
Dir du Heimatland, dir du Heimatherd?“

oder:

„In ehrenvollem Kampf fürs Vaterland zu sterben,
Ist besser, als in Schmach, im Frieden zu verderben!“

und noch viele dergleichen. Knirschend vor Grimm und Zorn erklärten sie, ein blutiges Grab sei ihnen willkommener, denn als Ueberlebende den hochmütigen Eindringling ihre Altäre und Herde schänden und den geweihten Boden des Südens mit seinen unheiligen Füßen entweihen zu sehen! So helle Flammen aber die Begeisterung der Männer und Jünglinge auch schlug, so war doch das kriegerische Feuer in ihrer Brust nichts gegen die Bluthize in den Busen der Frauen. Mit funkelnden Augen gelobten sie, selber auszuziehen und über die Yankee-Barbaren herfallen zu wollen, falls auch nur ein Mann zögere, sich in den Kampf zu stürzen! In einem Land, wo die Frauen in so hoher Achtung standen, mußte eine solche Sprache die Männer einfach kriegstoll machen.

Dann wurde eines Tages bekannt gemacht, daß die Anwerbung vor sich ginge. Die Leute ließen sich wirklich als Soldaten einreihen! Kapitän Smith, ein benachbarter Pflanzer, rüstete eine Kompagnie mit dem Beinamen die „Grauen Teufel“ aus. Ein Herr Penny Mason wurde zum Oberleutnant und Herr Lee, ein Neffe des berühmten Generals Lee, zum Unterleutnant ernannt. Die ganze Jugend aus der Nachbarschaft strömte ihnen zu und ließ sich anwerben. Auch Jung-Dan erlangte von Dr. Goree, seinem Vater, die Erlaubnis, sich den kühnen Helden anschließen zu dürfen. Es schien mir schließlich, als sei unsere Grafschaft aller ihrer Männer und Jünglinge nunmehr gänzlich bar.

Um die Zeit erhielt ich ein Paket, das ich anfangs, da die Adresse von eines Mädchens Hand geschrieben war, für ein Zeichen der Erkenntlichkeit irgendeiner bekannten Dame hielt; als ich es aber aufmachte, enthielt es ein Hemd und einen Unterrock, wie es eine Negerzose tragen mochte. Ich schaffte es schleunigst außer Schweite und zog mich in den hintersten Warenraum zurück, damit meine brennenden Wangen meine Schande keinem Zuschauer verraten möchten. Am Nachmittag kam Dr. Goree herein und war ausnehmend herzlich und gütig. Dann fragte er mich, ob ich mich nicht den heldenmütigen Kindern von Arkansas als Mitkämpfer anzuschließen Lust habe, und ich antwortete „Ja“.

Heute erscheint mir die ganze Geschichte in einem recht komischen Lichte; zu jener Zeit war ich aber weit entfernt davon, irgend etwas Lächerliches dabei zu finden. Er rühmte meinen

Mut und meinen „Patriotismus“ (!) und versicherte mich, daß ich unsterblichen Ruhm gewinnen würde, und dann fügte er mit leiser Stimme hinzu: „Wir werden sehen, was wir für Euch tun können, wenn Ihr zurückkehrt!“

Was konnte er damit meinen? Ahnte er meine heimliche Schwärmerei für das holde Kind, das manchmal mit ihrer Mutter zusammen zu Einkäufen zu uns kam? Nach jenem vertraulichen Wink glaubte ich das annehmen zu dürfen und war daher bereit, um ihretwillen zu gehen, wohin es auch immer sei.

Zu Beginn des Juli schifften wir uns auf dem Dampfer „Frederick Notrebe“ ein. In mehreren Landungen nahmen wir flusshaufwärts immer mehr Freiwillige an Bord; und jedesmal wurden die Neuhinzukommenden mit einem Jubel begrüßt, der berauschend wirkte.

In Little Rock wurden wir ausgeschifft und ins Zeughaus geführt, und nach kurzem Verweilen wurden die „Grauen Teufel“ auf die Fahne der „Konföderierten Staaten von Amerika“ auf zwölf Monate vereidigt. Wir erhielten riesige Steinschloßmusketen, Tornister und Uniformen und gehörten fortan zum 6. Freiwilligen-Regiment Arkansas, unter dem Befehl Oberst Lyonels.

VII. Im bunten Rock.

Nach komme jetzt zur Schilderung eines Zeitraums von ungefähr sechs Jahren, den ich mit Freuden noch einmal durchleben möchte — nicht etwa um seine Qualen und Enttäuschungen, Leiden und Schicksalsschläge von neuem durchzumachen, sondern um die Fehler zu vermeiden, die ich damals machte; bisher hatte ich mir keinen von großer Bedeutung zu Schulden kommen lassen; aber in konföderierte Dienste zu treten, weil ich ein Paket mit Weiberkleidern erhalten hatte, war schon eine rechte Torheit gewesen. Jedoch wer vermag seinem Schicksal zu entgehen und die Pläne der Vorsehung zu durchkreuzen! Es mag in der That für mich an der Zeit gewesen sein, der ich schon im einundzwanzigsten Jahre stand, einigen der schönen Träume der Kindheit endlich Valet zu sagen und mich im Feuer der Schlachten zu stählen. Wenn ich auf die mannigfachen Ereignisse dieser sechs Jahre zurückblicke, so meine ich einen gewissen Zusammenhang unter ihnen ahnen, ja, manchmal gar verfolgen zu können, wie ein Vorfall zum andern führte, bis schließlich der eigentümliche, etwas verwickelte Plan und Zweck meines Lebens sich daraus ergab.

Geradeso wie einst die zarte, kindliche Feinfühligkeit durch die schamlos lästerliche Roheit der „Widernere“-Maate allmählich abgestumpft worden war, so verschwanden jetzt Anstand und Höflichkeit im Verkehr mit Leuten, die mit dem Anziehen des bunten Rockes ihre guten Sitten ablegten und sich in einem soldatisch rohen Ton gefielen. Der angestrengte Dienst, Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz, die das ganze Lager in Aufregung versetzten, die Vernachlässigung des Gottesdienstes, das ausschweifende Leben der Soldaten, das schonungslose, unnötige Blutvergießen, ja oft eine geradezu unersättliche Begierde und Freude am Töten, eine hinterlistige und verwilderte Kampfweise, die wöchentlichen Predigten zur Rechtfertigung jeder Scheußlichkeit, das Beispiel meiner Kameraden und Vorgesetzten, die zügellose Kampfbegeisterung schöner Frauen — und nicht zuletzt meine eigene Unreife hatte sich dazu verschworen, mich für alles, was heilig und edel war, ebenso unempfindlich zu machen wie meine Kameraden.

Der hervorstechendste Charakterzug unseres Brigade-Generals Burgewine war ein maßloser Ehrgeiz. Doch galt er allgemein für einen genialen Mann. Unser Oberst Lyons war schlecht und recht Offizier; Oberstleutnant Hawthorn strebte sehr nach militärischer Auszeichnung und Beförderung, Kapitän Smith jedoch war ein Patriot vom reinsten Wasser, eine wahrhaft vornehme Erscheinung, einer der edelsten und schönsten Männer, denen ich je begegnete: ein Mann von unerschütterlicher Ehrenhaftigkeit und idealer Gesinnung, dabei stets freundlich im Verkehr mit uns. Unser Oberleutnant, Mr. Penny Mason, war tüchtig und begabt und hatte ein frisches, soldatisches Wesen. Er stieg, seinen Verdiensten im Felde gemäß, bis zum Rang eines Generalmajors. Auch unser älterer Unterleutnant, wie erwähnt, der Neffe des Generals Lee, tat sich rühmlich hervor. Der jüngste Leutnant war ein „Stutzer“; er legte unendliche Sorgfalt auf seine äußere Erscheinung und kam stets so geschneidelt und gebügelt daher, wie der Militärschneider und die Kompagniewäscherin ihn nur herichten konnten. Unser Feldwebel war ein ergrauter Krieger mit Namen Armstrong, ein ehrenwerter, prächtiger Kerl, der seine Pflicht mit bewundernswürdig guter Laune und Geduld tat.

Die Soldaten waren zum großen Teil vermögende junge Leute, Söhne oder nahe Verwandte unabhängiger, reicher Arkansas-Pflanzer; andere waren Leute aus dem Mittelstand, Gutsverwalter, kleine Baumwollpflanzer, Beamte, Angestellte, auch ein paar Kaufleute und ein oder zwei Bauernburschen. Im Vergleich zu vielen anderen überwog in unserer Kompagnie der Bestand an Gebildeten und erhob sie ziemlich über den Durchschnitt. Doch die tägliche Berührung mit der ungebildeten, rüpelhaften Mehrheit der Soldaten mußte im Feldlager mit der Zeit verrohend wirken.

Nachdem wir den Kompagnien zugeteilt waren, schlossen wir uns zu den einzelnen „Messen“ (Eischgesellschäften) zusammen. Meine Messe bestand aus Jim Armstrong, dem Feldwebel, Newton Story, dem Fähnrich, dem früheren Plantagenverwalter Dr. Gorees, dem jungen Goree, Tom Malone, einem lustigen Rumpan, aber einer tollen Spielratte, und „Old-Slate“, einem famosen Gefellen, der über alles und jedes Bescheid wußte und die lustigsten Anekdoten zum besten gab. Tomasson, ein Prahl-

hans, der sich manchmal aufführte wie ein Stier im Porzellanladen, wurde von Armstrong in die Messe aufgenommen, weil er sein Nachbar und voller lustiger Einfälle war. Eine Art Glodenzelt nahm uns alle bequem in seinen Schutz auf. Dan Goree hatte zur Aufwartung seinen Sklaven Mose, eine brave Schwarzhaut, mitgebracht. Die Messe benutzte diesen als Koch und Geschirrspüler und behandelte Dan zum Entgelt dafür mit höchster Achtung. Armstrong steuerte zu dem allgemeinen Haushalt eine hochmoderne Feldflasche und seine angenehme Gegenwart bei, und wir anderen taten unser Bestes, um das gesellige Zusammensein so unterhaltend wie möglich zu gestalten. Ich war zu Beginn des Feldzuges noch sehr „grün“ in der Kunst des Fouragierens, jedoch keineswegs ungelehrig; denn ich hatte an dem Beispiel alter Soldaten, wie Armstrong und Old-Slate — die beide den Krieg gegen Mexiko 1847 mitgemacht hatten — die vortrefflichste Anleitung.

In der militärischen Tracht nahmen wir unwillkürlich eine militärische Haltung an: wir reckten die Köpfe gerade und steif aus den Schultern heraus, wölbten die Brust vor und drückten die Schulterblätter ein. Die Schönen von Little Rock, die sich in dichten Gruppen um unseren Lagerplatz scharten, waren in erster Linie verantwortlich für das stolze Ansehen, das wir uns gaben. Die hübschesten unter ihnen wurden von Duzenden feuriger Bewunderer umkreist, die ihren Empfindungen durch Blicke Ausdruck gaben; und wie wurden die Glücklichen beneidet, denen schöne Augen ein verheißungsvolles Lächeln spendeten! Und wie spreizten sie sich mit selbstbewußt rollenden Augen! Wir schnappten damals wirklich fast über vor Patriotismus, glühender Kampfbegier und Rundgebungen heldenmütiger Gesinnung. Die kriegerische Begeisterung der Männer wie der Frauen und Kinder hatte ihren Höhepunkt erreicht, und uns, die wir berufen waren, für sie im Kriege einzustehen, wurde mehr Aufmerksamkeit und Verehrung gezollt, als uns vielleicht gut tat. Ungleich den Spartanern hielten wir Bescheidenheit in der Einschätzung unseres eigenen Wertes für überaus unnötig. Nach ein paar Tagen Einerzieren konnten wir kaum noch Rationen in Empfang nehmen ohne mit „Tritt gefaßt“ anzumarschieren oder „Bataillon marsch“, „In Reihen gesetzt, rechtsum!“ und andere Kommandos erschallen zu lassen, die uns kaum beigebracht waren. In der Messe

erörterten wir faktische Fragen, werteten Beauregards und Lees Verdienste, priesen die ritterliche Art der Leute des „Südens“ gegenüber dem „Krämergeist“ der „Yankees“ — mit einem Wort: jeder von uns wurde ein Ausbund in der Kunst, schwungvoll patriotische Reden zu führen und tüchtig auf die verhassten Feinde zu schimpfen. Wenige von uns hatten jemals richtig Pulver gerochen; doch hielt uns das durchaus nicht davon ab, lebhafteste Schilderungen fürchterlicher Mezeleien zu entwerfen, wo das Blut in Strömen floß und die „Grauen Teufel“ ihre Fahnen zum Siege führten!

Unsere kampfbegierige Stimmung wurde durch alle Hilfsmittel militärischen Drills immer mehr geschürt. Pfeifen, Trommeln und Trompeten erklangen täglich mehrere Male. Eine schmetternde Blechmusik veranstaltete morgens und abends ein prächtiges Konzert für uns. Pfeifen und Trommeln führten uns auf dem Marsch zum Exerzierplatz an und ermunterten unsere Lebensgeister auf dem Heimweg zum Lager. Wir putzten unsere Waffen, Messingknöpfe und sonstige Uniformteile, bis sie wie frischvergoldet glänzten. Wir schafften uns dicke Colt-Revolver und lange Bowie-Dolchlingen an und ließen uns feine Zinngravüren anfertigen, auf denen wir in unserm ganzen Kriegsschmud und -grimm zu sehen waren, den Revolver in der einen Hand, das Bowie-Messer in der anderen und eine unheildrohende Falte zwischen den Augenbrauen. Wir schärften unsere Bajonettspitzen wie Nadeln und schliffen unsere Bowies wie Rasiermesserlingen, damit sie ihren Dienst einmal schnell und ausgiebig besorgten.

Einige Wochen vergingen so, und wir wanderten zum letzten Male durch die Arkansas-Hauptstadt. An einem Augusttag war's. Der Dampfer lag am Kai bereit, um uns überzusetzen. Die Straßen waren über und über mit Flaggen geschmückt und erschimmerten und strahlten fröhlich im Glanz der Festgewänder unzähliger Frauen und Mädchen. Alles schrie uns zu, und wir antworteten mit kräftigen „Hurrahs“. Dann stimmten wir den Sang an „Wir leben und wir sterben für dich, du Heimatland“ —, und Weiber und Mädchen winkten mit ihren Taschentüchern und schluchzten, was sie konnten. Aber was waren wir auch für eine stattliche Kolonne! Die Sonne funkelte und blitzte nur so auf den Musketen, Achselauflagen und Bajonetten, und die Banner

und Fahnen der Regimenter und Kompagnien rauschten und flatterten im Winde. So rückten wir in Reih und Glied stramm zum Hafen hinunter.

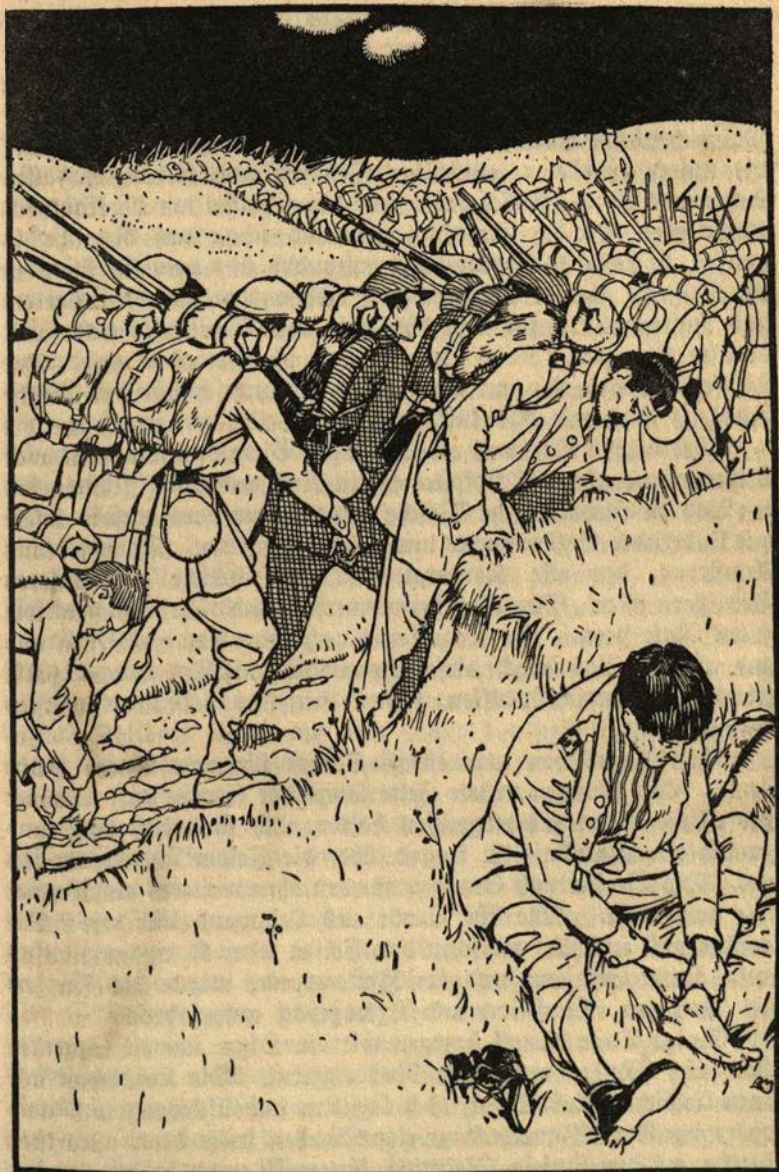
Auf dem anderen Flußufer packten wir unsere Tornister auf, schnallten unsere Brotbeutel und Feldflaschen um und kamen uns nun schon mehr wie Veteranen vor. Als alles fertig war, sprengte unser gestrenger Herr Oberst Hawthorn gar stattlich auf seinem Kriegsgroß daher, zog seinen blitzenden Degen und ritt, nachdem er uns mit einem kurzen scharfen Blick gemustert hatte, an die Spitze des Regiments; die Musik setzte mit einem schneidigen Marsch ein, und in Rotten zu vieren ging es straffen Tritts die Landstraße entlang ins offene Gelände hinein, Offiziere und Rottenführer munter neben uns her. Die Augustsonne schien sengend heiß hernieder, der Weg war hart, trocken und staubig. Anfangs hatten die Stimmen der Offiziere noch einen durchdringenden und scharfen Klang, wenn sie ihre Kommandos abgaben: „Schritt halten! Gewehr auf die andere Schulter! Kopf hoch!“ Aber nach einer Weile, als die Hitze sie nicht wenig in Schweiß versetzte und der klebrige Staub des Lehmweges ihre Kehlen ausdörrte, wurden sie bald still und ließen uns marschieren, wie es uns gefiel.

Im Lauf einer Stunde hatte der Schweiß unsre grauen Röcke an den Kragen und Achselhöhlen dunkel gefärbt und floß in Strömen unsere Beine lang und in die Stiefel hinunter, wo er im Verein mit dem Staub und kleinen Kieseln einen Brei bildete, der unsern Füßen viel Qual verursachte. Die Schultern schmerzten unter der zunehmenden Schwere und Härte der Musketen, die groben Hosen rieben uns die Haut wund, die Riemen und Gürtel schnürten sich lästig zusammen und erschwerten uns das Atmen, aber aus Furcht vor Tadel ertrugen wir alles ohne Murren. Nach einer Stunde hielten wir fünf Minuten Rast und setzten dann unsern Marsch fort.

Wie alle jungen Rekruten führten wir eine Menge Dinge mit uns, die alte Soldaten daheim lassen, wie persönliche Andenken und Liebeszeichen; die meinen waren ein altmodisches „Lichtbild“ meines Adoptivvaters und eine Locke seines grauen Haares — recht unbedeutend vielleicht und wertlos in den Augen anderer, aber für mich sehr teure Schätze, die ich getreulich mit im Tornister

trug, um sie jeden Sonntagmorgen, wenn wir uns sauber machten, hervorzuholen und lange anzublicken. Unser Gepäc bestand außer Toilettenartikeln, Seife, den nötigen Wäschestücken, Bivaktschuhen und so weiter, noch aus der guten Uniform und einer Felddede, was mit der schweren Muskete, den Bajonnetteilen und der Feldflasche zusammen ein Gewicht von sechzig Pfund, in einigen Fällen noch mehr, ausmachte. Für unausgewachsene und krankheitsgeschwächte junge Leute war das ein unerträgliches Gewicht, so daß die allgemeine Niedergeschlagenheit und Ermattung schon in der zweiten Stunde erschreckend zunahm; doch außer häufigerem Gewehrwechseln von Schulter zu Schulter hielten wir wader aus.

Nach dem zweiten Halt waren wir merklich erschöpfter. Der Ries hatte Blasen an den Fußsohlen erzeugt, die militärische Haltung wich einem müden Einhertrotten, und wir ließen die Köpfe mehr und mehr hängen. Die Luft, die wir einatmeten, war zum Verbrühen heiß; unaufhörlich schoben wir unsere Waffen hin und her, versuchten unzählige kleine Hilfstricks, verrutschten unsere Patronentaschen, Zoll für Zoll, von hinten nach vorn, von rechts nach links, und umgekehrt; küsteten die Brustriemen mit unseren Daumen, machten die Koppel loser, tranken so viel Wasser, wie wir bekommen konnten; gleichwohl entquollen unseren Stirnen und Schläfen immer neue Schweißgüsse, die uns über das halberblindete Gesicht herunterrollten, und immer deutlicher machten sich die Anzeichen gänzlichen Zusammenbrechens bemerkbar. Zuletzt forderte die Natur gebieterisch ihr Recht. Unsere Füße waren wund von Blasen, Schwindelanfälle wurden immer häufiger, so daß wir, ungeachtet aller dienstlichen Befehle und Drohungen, an den Wegrand hinstolperten und unsere Stiefel herunterrissen, um unsere brennenden Füße zu kühlen; nach einer kurzen Rast erhoben wir uns und humpelten hinterher. Die Marschkolonne hatte sich zu ungeheurer Länge ausgedehnt, und an dem langen Wagenzug vorbei unsere Kameraden einzuholen, erschien aussichtslos. Als wir schließlich etwas vorankamen, wollten die noch nicht ermüdeten Soldaten vor Lachen über unsere traurigen Figuren bersten, johlten und riefen uns Spottworte zu, was wir stillschweigend über uns ergehen lassen mußten. Nach und nach kamen aber immer mehr Nachzügler dazu, selbst die Stärksten schienen kein Mark mehr in den Knochen zu haben; und je länger



wundete und Vermißte, auf Seite der Union, unter General Grant, etwas weniger. Um unser Mißgeschick zu vervollständigen, barst ein gezogener 128-Pfünder in unserer Batterie, wobei sieben Kanoniere getödtet und General Polk und viele seiner Offiziere verwundet wurden.

Ein Jüngling hat dringend nötig, auf mannigfache Weise gebildet und angeleitet zu werden, damit er eine in sich gereifte Persönlichkeit werde. Wie sauer es manchem anfangs wird, seinen Körper leistungsfähig zu machen, haben wir aus der kurzen Beschreibung der ersten paar Tagemärsche ersehen können. Man braucht einige Zeit, bis der Körper die schweren Anstrengungen eines Feldzuges frisch und freudig zu ertragen vermag; bis man gelernt hat, ein Ruhelager auf nackter Lehmstraße, mit einem Stein als Kissen, oder auf Uferschollen in strömendem Regen noch als Wohltat zu empfinden. Der Magen hat mit der Soldatenkost, schwarzverräuchertem oder noch rohblutigem Schinken mit Saubohnen, oder Saubohnen mit Schinken, vorlieb zu nehmen. Die Nerven haben so stumpf zu werden, daß sie ohne das leiseste Zucken die häufigen Aufregungen und Alarmschrecke des Kriegeslebens ertragen. Der Verstand hat sich damit abzufinden, daß der Untergebene sich den manchmal schimpflichsten Befehlen und Launen seiner Vorgesetzten wie älteren Kameraden unterwirft, ohne das Gesicht zu verziehen.

Ich erkannte jetzt ohne Einschränkung das Gesetz an, daß der Soldat sich widerspruchslos allen Befehlen zu fügen hatte; doch war bei mir, wie auch bei vielen anderen noch, die erste Begeisterung fürs Soldatenleben stark in die Brüche gegangen, als wir endlich Columbus erreichten. Oft, wenn wir uns so des Nachts allein auf Feldwache befanden, kam es uns so vor, als seien wir doch rechte Narren gewesen, uns freiwillig in ein solches Hundeleben zu stürzen. Wir hatten uns selbst zu einer härteren Sklaverei verurteilt, als die Plantagen-Schwarzhäute erduldeten, um derentwillen sich Nord und Süd den Krieg bis aufs Messer erklärt hatten. Sold bekamen wir nicht, aber Freiheit und Leben hatten wir dem „Kongreß“ zur Verfügung gestellt, von dem wir weiter nichts wußten, als daß er sich irgendwo versammelt hatte, um irgendwelche Gesetze zu machen. Mit niemandem konnte ich offen darüber sprechen, weder mit Kapitän Smith noch einem Leutnant,

noch etwa gar mit meinem Messeältesten, Herrn Armstrong. Jeder von ihnen hätte mich ebenso leicht widerlegt wie beschämt. Sie durften mich hinschicken, wohin sie wollten, mich die ganze Nacht Posten stehen, mich strafezerzieren lassen, bis ich umfiel, meinen Buckel wie den eines Maulesels beladen, mich stundenlang regungslos rittlings auf einem Geländer sitzen heißen, mich als Schießscheibe für harte Gegenstände benutzen, wenn ich auf Schildwache mal ein Niderchen gemacht hatte; und keine Möglichkeit gab es, dem allen zu entrinnen.

In Wahrheit trug ich auch nicht das geringste Verlangen danach, mich den Pflichten zu entziehen, die ich einmal übernommen hatte. Ich war durchaus willig und entschlossen, alles zu tun, was man von mir forderte; denn ich liebte den Süden, weil ich alle meine Freunde im Süden liebte und ihre Gesinnung in alle Poren eingesogen hatte. Nichtsdestoweniger konnte meine Vernunft, wenn ich so auf meiner einsamen Wacht fern vom Getöse des Lagers stand, sich nicht des Gedankens erwehren, wie blödsinnig ich gewesen war, mich zum Kanonensfutter herzugeben, während ich hätte frei wie ein Vogel sein können. Meine ehrgeizigen Hoffnungen, daß ich vielleicht durch ungeheure Tapferkeit mir Ruhm und Rang erwerben könnte, der mich für die Aufopferung von Leib und Leben entschädigte, hatten unter so vielerlei Qualen, Drangsalen und Entbehrungen gar bald der Erkenntnis Platz gemacht, daß ein solches „Soldatsein“ in der Hauptsache aus stumpfsinnigem Marschieren und schmutzigem Lagerleben bestand.

Die Strafen, die über die verhängt worden waren, welche sich allerhand Pflichtvernachlässigungen hatten zu schulden kommen lassen, hatten mir rechtzeitig die Augen geöffnet über die Folgen jeglicher Unbotmäßigkeit und zur Unzeit geäußerten jugendlichen Uebermutes. Ich hatte zugesehen, wie unglückliche Missetäter auf dreikantige Geländerstangen gesetzt und von ihren rohen Peinigern zur Steigerung ihrer Schmerzen in die Höhe geschneilt, wie andere mit gespreizten Gliedern auf Schandpfähle gebunden wurden oder mit Kugel und Ketten gefesselt einhergehen oder sich den Kopf glattscheren lassen mußten oder auf die entsetzlichen Sperrhölzer und Prellböcke geschnallt oder an den Daumen in die Luft hochgehißt wurden; und jeder von uns mußte den schwersten Dienst aus-

halten und sich obendrein von jedem beliebigen „alten Soldaten“ den lieben langen Tag plagen und hezen lassen.

Unsere Offiziere, vom Brigade-Kommandeur bis zum jüngsten Leutnant herunter, verzehrten sich geradezu in militärischem Ueber-eifer; sie schienen Muster Soldaten von noch nie dagewesener Tüchtig-keit aus uns machen zu wollen und lebten außerdem in der alter-tümlichen Vorstellung, daß wir mindestens ebensosehr zu ihrer persönlichen Bedienung wie zu kriegerischer Verwendung da wären. Außer den Morgen- und Abendmusterungen, dem Neun-Uhr-Paradeappell, dem Exercieren bis zwölf, dem unausgesetzten Uniform- und Waffenputzen, den häufigen Unterbrechungen unserer Nachtruhe durch den dumpf herüberschallenden „Alarmwirbel“ und Posten- oder Feldwachtdienst hatten wir noch das Abkochen unserer Rationen zu besorgen, die Zelte der Offiziere reinzuhalten, ihre Betten so gut zu machen, als es Stroh, Heu oder Gras zuließ, Brennholz für sie zu sammeln, ihre Zelte mit Gräben zu um-geben und noch unzählige, anderweitige Burschendienste für sie zu verrichten. Auf die Weise kam eine endlose Liste von Wider-wärtigkeiten zusammen, und zu alledem wütheten Krankheiten aller Art in unseren Reihen, so daß Hunderte von uns in die Lazarette wandern mußten.

Die „grauen Teufel“ bestanden in der Mehrzahl aus jungen Männern und halbwüchsigen Jungen, die der Kunst, Wäsche richtig zu waschen, ebenso unkundig waren, wie der, ihre Ration von rohem Rind- und von Pökelfleisch, Saubohnen und Mehl zu einigermaßen verdaulichen Speisen zu verarbeiten, und so mochten sie denn ihre täglichen Rationen roh oder wie sie sonst Lust hatten herunterwürgen. Natürlich lernten sie mit der Zeit kochen; mittler-weile brachten sie jedoch nur recht traurige Mahlzeiten zustande, die ihnen dementsprechend bekamen. Die Naturen von kräftigerer Konstitution überlebten ihre Lehrzeit. Wenn man aber bedenkt, welch garstige Kost wir genossen, wie oft plötzliche Witterungs-wechsel uns vor Hitze vergehen oder vor Frost erschauern machten, und wie eine willkürliche Vorgesetztenkaste sich die erdenklichste Mühe gab, uns beständig in Atem zu halten, so wird man ver-stehen, warum nur die wenigsten fähig waren, diese knechtischen Pladereien und Verdrießlichkeiten zu ertragen. Es sind denn auch auf Seite der Südstaaten im Sezessionskriege nicht weniger als

zwei Drittel den Krankheiten, nur ein Drittel den feindlichen Waffen erlegen.

Der Fehler des amerikanischen Generalstabs war, daß er einzig seine strategischen und taktischen Aufgaben im Auge hatte, sich aber selten oder nie mit der wichtigen Wissenschaft der Erhaltung der Gesundheit seiner Truppen befaßte; die Offiziere achteten wohl auf die gute Verpflegung ihrer Pferde; aber ich erinnere mich nicht, jemals einen Offizier gesehen zu haben, der sich um das Wohlbefinden seiner Leute bekümmert hätte. Wenn beim Antreten ein Soldat krank war, kam er ins „Revier“ oder Lazarett; aber keinem Offizier scheint je in den Sinn gekommen zu sein, daß man die Zahl der Invaliden leicht verringern könnte, wenn man mehr für die Behaglichkeit und Erholung der Soldaten täte.

Wenn ich jetzt in meinen alten Tagen auch wohl fähig bin, die Ursachen mancher Dinge anzugeben, so darf man doch nicht annehmen, daß ich damals schon ein richtiges Urteil über all dies gehabt hätte. Ich besaß glücklicherweise die Ausdauer der Jugend und eine solche Spannkraft, daß ich meinen Dienst ohne Kritzelei oder Widerspruch tun konnte. Ich meinte zu jener Zeit, keinen anderen Beruf in der Welt zu haben, als zu essen, zu arbeiten, meine Sinne, meinen Verstand und meine Kräfte als Soldat zu brauchen und mich so wohl zu fühlen, wie meine Umstände erlaubten; und ich erinnere mich nicht, daß ich in jener Zeit irgend jemandes Mißfallen erregt hätte.

Die Kriegssereignisse machten unsere Beförderung von Columbus nach Cave-City in Kentucky nötig, wo wir den 25. November 1861 eintrafen. In diesem Lager verblieben wir bis Mitte Februar 1862. Unsere Streitkräfte um Bowling-Green (Grasstadt) und Cave-City (Höhlenstadt) beliefen sich auf 22 000 Mann. Unsere Brigade wurde der Division General Hardees zugeteilt. Während der dort verbrachten Zeit kamen wir nicht ins Gefecht, wir machten nur mehrere Nachtmärsche zum Green-River und nahmen dort besetzte Stellungen ein, um den von Munfordville her erwarteten Feind zu überrumpeln.

Während des Winterlagers machte ich mich bei meinen Messkameraden dadurch beliebt, daß ich für manches Ungemach, unter dem wir bei dem strengen Winter zu leiden hatten, Abhilfe zu

schaffen wußte, und daß ich des öfteren mit großem Erfolg „fouragierte“. Da das Feuer im Zelt nicht nur unsere Füße und unser Bettzeug beinahe ansengte, sondern auch das ganze Zelt, uns einbegriffen, verräucherte, schlug ich vor, Feldsteine in die Mitte des Zeltbodens einzusenken und einen Herd mit einem Rauchfang und einem richtigen ins Freie führenden Lehmschornstein obendrauf zu bauen. Mit Hilfe des kriegsergrauten Slate brachten wir dieses Werk so gut zustande, daß unser Zelt immer warm und rauchfrei war, und wir an den Herdecken höchst angenehme Plätze fanden, wo wir unsere Füße braten lassen und uns behaglich anlehnen konnten.

Der lange Aufenthalt bei Cave-City gab mir Gelegenheit, alle Geheimnisse der Fouragiermethoden kennen zu lernen. In der Soldatensprache hieß „Fouragieren“ nicht bloß: dem Feinde wegnehmen, was man konnte, sondern vornehmlich „sezessionistisch“ Gesinnte auszukundschaften und für Geld und gute Worte ein paar Kleinigkeiten zu erstehen, die das Leben etwas erträglicher machten. Die Kameraden Malone und Slate waren äußerst geschickt und erfolgreich in dieser Kunst. Ich hörte ihr Lob aus dem Munde aller ertönen und hätte sie gar zu gern ausgestochen. Wie zerbrach ich mir den Kopf, um einen Weg dazu ausfindig zu machen! Ein halbes Duzend mal war im Lauf des Dezembers schon die Reihe an mir gewesen, aber ich hatte nicht das Glück, jemals mit besonders freudigem Halloß empfangen zu werden. Als der Weihnachtsabend herannahte, kannte ich mich in der Gegend und über die Stimmung unter der Bevölkerung jedoch so gut aus, daß ich in einem Bezirk von fünf Quadratmeilen rings um das Lager herum über jeden Sezessionisten und Unionisten und alle Wege und Stege zu den Farmen hin genau Bescheid wußte. Gerade an einer Ecke dieses Bezirks, nach dem Green-River zu, lag eine große Farm, deren Besitzer mit dem Feinde in Verbindung stand, wie mir sein Nachbar mitgeteilt hatte. Für einen Soldaten zu Fuß war die Entfernung etwas groß, für einen Berittenen eine Kleinigkeit.

Am Tage vor dem Christfest verschaffte ich mir ein Maultier und machte mich, nachdem ich von Armstrong die Parole empfangen hatte, sobald es dunkelte, auf die Reise, um von dem Unionisten-Farmer eine „Kontribution“ zu erheben. Als ich den Hof erreichte,

war es etwa zehn Uhr. Ich band mein Maulthier in einem Zaunwinkel an, kletterte hinüber und erkundete das Gelände. Beim Ueberschreiten eines Acker kam ich bei einem halben Duzend Strunkhaufen vorüber, die Kartoffeln oder etwas der Art enthalten mußten. Ich stocherte in einen von ihnen mit meinem Seitengewehr hinein und siehe da! ich roch — Aepfel! Die waren noch willkommener als Kartoffeln, da sie sich herrlich zu Apfelflößen in Eierkuchenteig eignen würden! Ich füllte einen Sack halb damit an. Nachdem ich drei weitere durchstöbert, kam ich zu einem, der die Winterkartoffeln enthielt, und scharrte einen Sack voll davon heraus. Ich eilte mit meiner Beute gleich zu meinem Tier und packte sie ihm auf.

Dann überlegte ich, daß eine Gans, eine Ente, ein Hähnchen oder zwei, unser Weihnachtsfestmahl erst vervollständigen würden, und konnte mich nicht enthalten, noch einmal auf die Pirsch auszugehen, während ich beim Hinkriechen auf die Farm zu im Vorgefühl des Erstaunens schwelgte, das die Messe bei meinem Eintreffen ergreifen würde. Mit allen Sinnen angespannt lauschend, gelangte ich glücklich zu den Außenställen und drehte mit stillem Entzücken einer Gans, einer Ente und zwei Hühnern die Häse um.

Ich hätte nunmehr genug Einsicht besitzen sollen, um mich schleunigst zurückzuziehen, aber mich ließ der Ehrgeiz nicht ruhen, Malone und Slate zu übertrumpfen, und als ich unfern von mir den Duft eines Schweinestalls witterte, bewegte ich mich bedachtsam darauf zu. Beim schwachen Schein des Mondes zwängte ich mich in den Ferkelsalon hinein und gewahrte — zärtlich an die mütterlichen Schinken angeschmiegt — die reizenden, rosenroten Gestalten von vier oder fünf feisten Frischlingen. Sei, so ein zartes Spanferkelchen, braun und knusperig gebraten, das würde erst die Krone eines Weihnachtsmahls sein! Sachte wie ein Fuchselein schwang ich mich in den Schweinekoben und ergriff das fetteste bei den Hinterharen, durch welche Roheit ich ein entsetzliches Gefreische hervorrief. Wir gerieten sämtlich außer uns, die Mutter grunzte drohend, die übrige kleine Schweinebande quiekte erschrocken im Chor, mein unschuldiges Opfer erfüllte die mitternächtliche Stille mit einem jämmerlichen Geschrei; ich aber, fest entschlossen, meine kostbare Beute nicht fahren zu lassen, stolperte über die Robenplanken hinüber, endete seine Angst und Stramperei mit

einem wütenden Hieb, stopfte den Leichnam in den Sack und rannte damit Hals über Kopf davon. Im Farmhaus blinkten Lichter auf, das Tor wurde aufgerissen, und in einem breiten Lichtschein sah ich einen Mann mit einem Gewehr in der Hand aus dem Torweg hervortreten. Eine Sekunde später pfiff mir, glücklicherweise ohne mich zu treffen, ein Schrothagel um die Ohren, so daß ich wie toll auf mein Maultier zuraste. In Schweiß gebadet streifte ich die Bügel vom Zaum ab, saß auf und galoppierte über Stock und Stein dem Lager zu.

Noch ehe der Morgen graute, kam ich im Triumph vors Zelt geritten und wurde mit freudigem Jubel von allen Messerkameraden begrüßt. Das Weihnachtsfestmahl nahm einen glänzenden Verlauf; über zwanzig Gäste waren dazu geladen, und aus jedermanns Munde wurde mir die begeisterte Anerkennung zuteil, daß es ohne meine Apfelloße und leckeren Braten rein gar nichts gewesen wäre. Im geheimen verhehlte ich mir zwar nicht ganz, daß es gleicherweise unrecht sei, ob man einen unionistischen oder sezessionistischen Landmann beraube; aber das Wort „Fouragierdienst“, mit dem man allgemein derartige Unternehmungen ein für allemal guthieß, beschwichtigte schnell auch meine Bedenken. Alltäglich wurden „Fouragierer“ von den Vorgesetzten hinausbeordert, und in Anbetracht der mir beim Militär beigebrachten Anschauungen bin ich vielleicht nicht so streng zu verurteilen. Wurde ich tagsüber zum Fouragieren ausgeschiedt, so war ich stets reichlich mit Mitteln versehen und suchte alsdann befreundete „Sezedierte“ auf. In der Richtung auf den Green-River zu, außerhalb der letzten Picketts hauste eine alte Sezessionistendame, mit der ich gut Freund wurde, und der ich ebenso rückhaltlos vertraute, wie sie mir. Von Zeit zu Zeit händigte ich ihr zehn Dollars ein zum Einkauf von Eiern, Butter und Hühnern; dafür borgte sie mir alles, was uns an Schüsseln, Bestecken und Wäsche mangelte, zu beliebig langer Benutzung. Die alte Dame pflegte ihren Segen über mein „ehrliches Gesicht“ zu sprechen und lauschte mit gütiger Teilnahme meinen Berichten von den Leiden meiner „Grauen“ Kameraden im Schnee und Frost des Winterlagers. Ihr unbegrenztes Vertrauen in meine Redlichkeit und ihr gutes Herz rührten mich so, daß ich manchmal ernstlich daran dachte, für die Zurückstattung ihres Eigentums zu sorgen. Ihre Gesichtszüge, ihr Witwentum,

der Anblick ihrer sauberen Häuslichkeit, der Duft nach frischen Molken, Sahne und Käse erweckte lebhaftere Erinnerungen an Kühe, im Stall zugebrachte Mächte und nicht zuletzt an Tante Mary und ihre Kamineden. Dank ihrer Vorliebe für mich herrschte in unserer Messe oft ein solcher Ueberfluß, daß wir uns die Ehre geben konnten, der Offiziersmesse mit einem Pfund frischester Butter oder einem Duzend Eier auszuweichen.

Eins der merkwürdigsten Kennzeichen meiner Kameraden war ihr Hang, das geringste gegen ihre Glaubwürdigkeit oder „Ehre“ geäußerte Bedenken als schwere Beleidigung aufzufassen und in unsinniger Wut loszutoben, sobald sie jemand gar einer Lüge zieh. Die gemeinsten Foppereien, die bissigsten Bemerkungen und rohesten Späße ertrugen sie mit aller gutmütigen Ruhe; wenn jedoch jenes unselige Wort in der Hitze oder in halbem Scherz jemandem über die Lippen kam, so wirkte es auf ihre Nerven wie das rote Tuch auf den Stier. Der Stolz eines geborenen „Südlings“ besteht in der bedingungslosen Anerkennung dreier Eigenschaften in ihm: seiner Tapferkeit, seiner Wahrheitsliebe und seiner Hochschätzung der Frau. Ueber diese Dinge durfte sich niemand einen Scherz erlauben. Wer es unternahm, jemals einen Zweifel über eines davon zu äußern, konnte gewiß sein, in demselben Augenblick aufgefordert zu werden, seine Aeußerung zu widerrufen; tat er es nicht, so gab es unweigerlich einen Skandal.

Während jenes Winters eignete ich mir so viele dieser „ritterlichen“ Ideen an, daß ich auf dem besten Wege war, ein so rabiater „Eisensresser“ zu werden wie nur irgendein „Sohn des Südens“. Solche Zänkereien boten uns jedoch immerhin eine Abwechslung im „ewiggleichen“ Lagerdienst. Wir kamen und kamen nicht dazu, unsern Mut gegen den gemeinsamen Feind zu beweisen; das war der Hauptgrund, weshalb während der langen Monate, die wir dort bei Cave-City zur Untätigkeit verdammt waren, solche üble Stimmung sich unser bemächtigte, und wir uns fortgesetzt wegen der lächerlichsten Kleinigkeiten in die Haare gerieten!

Dies Leben war nicht geeignet, Gedanken an höhere Dinge oder religiöse Vorstellungen in uns wach zu halten. Wenn ich, nach langer Vernachlässigung jeglicher Frömmigkeit, mich bestrebte, in einem heimlichen Gebet meine Verirrungen zu beichten, wie wenig zuversichtlich war mir dabei zumute! Die leiseste Anspielung

auf irgendeine mir gelegentlich entschlüpfte Aeußerung der Gottesfurcht war mir sogar peinlich, und ich wurde schamrot, wenn einer behauptete, ich „täte fromm!“ Die Bibel öffnete ich nur ganz verstohlen und war so eifrig bereit, zu leugnen, daß ich beten könne, wie einst Petrus, daß er sich der Bekanntschaft mit Christus entsänne.

Von dem Augenblick an, da niemand mehr ein sauberes Aussehen vom gemeinen Soldaten verlangte und wir wahrgenommen hatten, daß mehr Wert auf Ausdauer als auf schmutze Haltung gelegt wurde, vernachlässigten wir unsern Anzug und Körper immer mehr. Wir ließen Wochen vorübergehen, ohne einmal zu baden; unsere Haare wurden abgefäbelt, aber nicht geschnitten, damit wir uns den Kamm sparen könnten; ein Näpfschen Wasser genügte zum Waschen, das Sattuch oder die Rockärmel ersetzten das Handtuch; ein Kleck Schinkenfett war alles, was wir für unsere Stiefel benötigten, und unsere dreckstarrenden grauen Uniformen waren das Abbürsten nicht mehr wert. Das Soldatsein im Kriege verdarb alle guten Sitten; der aufreibende Kampf mit Hunger, Uebermüdung, Frost und Ueberanstrengung erschöpfte Energie und Mut jedes Soldaten.

Als im Februar 1862 wichtige Ereignisse vorfielen, hatten wir das Kriegshandwerk so ziemlich erlernt und kannten alle „Tricks“, denn kein Lehrer erteilt so gründlichen Unterricht als die bittere Notwendigkeit. Wir ließen uns nicht mehr unterkriegen, weder durch Mangel noch durch Strapazen, und das Klima mit seinem Unbestand und seiner Unbarmherzigkeit mißachteten wir völlig. Bis zur gänzlichen Zufriedenheit mit unserem Los konnten wir uns freilich nicht aufschwingen, solange jeder von uns noch einen Rest seiner geistigen Eigenheit gewahrt hatte und wir daran zurückdenken mußten, welch Leben wir vor Zeiten einmal geführt hatten. Wir wurden nach diesem Lehrgang pflichtgemäßen Eindrillens selbst durch die größten Beschwerlichkeiten nur noch vorübergehend in schlechte Laune versetzt. Dagegen versüßte unsere Empfänglichkeit für Scherz und Kurzweil uns das Leben, wie wir es früher nie geahnt hätten; es gab fast nichts in unserm täglichen Leben, das uns nicht zum Lachen und zu einem Ulk gereizt hätte.

Der Fall der Festungen Henry und Donelson im Februar 1862 machte unsere Ueberfiedelung nach Nashville nötig, falls wir

nicht durch den Vormarsch der Unionstruppen in unserm Rücken abgeschnitten werden wollten. Wir wurden daher in Eisenbahnwagen verladen und schleunigst nach Nashville befördert. Von dort hatten wir nach ein paar Tagen unsern Marsch 250 Meilen (fast 400 Km.) südwärts fortzusetzen. Dann bestiegen wir wieder die Eisenbahn, die uns nach Corinth brachte, wo wir am 25. März anlangten. Hier stellte sich heraus, daß die Unionstruppen, den Tennesseefluß herunterkommend, in etwa 30 Kilometer Entfernung von uns bei Shiloh gelandet waren und einen Ueberfall auf unsere Armee planten. Aber auch wir verstärkten uns nun täglich, so daß unser Heer zuletzt drei Armeekorps zählte.



VIII. Die Schlacht von Shiloh.

Am Morgen des 4. April marschierte unser 6. Arkanfisches Regiment von Corinth ab, um an einer der blutigsten Schlachten des Westens teilzunehmen. Wir ließen unsere Tornister und Zelte zurück. Nachdem wir zwei Tagesmärsche hinter uns, zwei Nächte im Freien bivakiiert und nichts als kalte Rationen genossen hatten, waren, beim Morgengrauen am Sonntag, den 6. April, unsere Kräfte nicht mehr so frisch, wie sie es für die schwere Aufgabe, die unser harzte, hätten sein müssen. Es wäre wohl klüger gewesen, uns nicht eine so übermäßige Leistung zuzumuten, kurz bevor man uns in eine gewaltige Schlacht stürzte. Indes die Kriegswissenschaft stand, mit allem schuldigen Respekt vor unseren Generalen sei es gesagt, zu jener Zeit nicht auf der gleichen Höhe wie heutigentags.

Die Generale Johnston und Beauregard hatten sich vorgesezt, ein Heer von beinahe 50 000 ausgeruhten und gutgenährten Truppen unter Grant in den Tennessee-River zu werfen, und zwar mit ihren 40 000 Soldaten, die zwei Tage lang nichts als aufgeweichten Zwieback und kaum angeräucherten Schinken genossen hatten, die zwei Nächte in strömendem Regen kampiiert und einen Marsch von 23 Meilen (35 km) gemacht hatten! Unsere Führer hatten sich auf das Eintreffen des Generals Van Dorn mit 20 000 Mann verlassen, der indessen nicht kam, während in geringer Entfernung von Grants Lager General Buell mit ebenfalls 20 000 Mann bereit stand, der gegen Ende des ersten Schlachttages richtig eintraf.

Um vier Uhr morgens erhoben wir uns von unserem feuchten Lager und traten nach einem hastigen Imbiß in Reih und Glied an. Es war ein herrlicher Frühlingmorgen. Eine halbe Stunde etwa blieben wir auf dem Fleck halten, während noch die nötigen Anordnungen und Befehle die 4½ km lange Front hinunter weitergegeben wurden. Unsere Brigade bildete das Zentrum, Gladdens Brigade befand sich auf unseren Flügeln.

Zu meiner rechten Seite stand ein Junge von siebzehn Jahren, Henry Parker. Ich entsinne mich dessen noch so gut, weil er mich auf einige Weilchen zu seinen Füßen aufmerksam machte und sagte:

„Ich glaube, ich täte ganz gut, wenn ich mir ein paar davon an die Mütze steckte. Vielleicht schießen die ‚Sänks‘ nicht auf mich, wenn sie mich solche Blumen tragen sehen; die sind doch ein Friedenszeichen!“ — „Donnerschlag,“ sagte ich, „das tue ich auch!“ Wir pflückten einen Büschel davon und befestigten sie unter unbändiger Heiterkeit unserer Kameraden an unseren Mützen.

Wir luden die Gewehre und machten die Patronentaschen gebrauchsfertig. Wir führten die veralteten französischen Stein- schloßflinten; die Munition war in Patronenpappe eingewickelt. Beim Laden hatten wir die Pappe mit den Zähnen aufzureißen, etwas Pulver auf die Pfanne zu schütten, sie zu schließen, das übrige Pulver ins Rohr zu schütten, Pappe und Kugel in die Mündung zu pfropfen und hinunterzurammen. Dann rief der Feldwebel die Namen auf, und wir hörten, daß die „Grauen Teufel“ bis auf den letzten Mann zur Stelle waren. Nicht lange darauf durchlief die Reihen eine Bewegung, und wir reckten uns stramm in die Höhe. Ein junger Adjutant sprengte die Front entlang und überbrachte dem General Hindman die Befehle des Höchstkommandierenden; Hindman teilte sie seinen Obersten mit, und voran ging's mit geschulterten Gewehren. Newton Story, groß, kräftig und aufrecht, trug unser Kompagnie-Banner von blinkender Seide, das von den Damen daheim reich bestickt war.

Als wir feierlich und lautlos so durch den gelichteten Wald über sein noch winterlich welkes Gras und Laub einherrückten, bemerkte ich, daß es noch weit vor Sonnenaufgang war, und dachte darüber nach, wie seltsam es sei, daß man einen Sonntag dazu ausersehen hatte, die heilige Stille dieser Wälder zu entweihen.

Ehe wir noch 500 Schritt marschiert waren, wurden unsere erhabenen Gefühle etwas beunruhigt durch ein vor uns plötzlich beginnendes zerstreutes Gewehrfeuer. Es war ein viertel nach fünf. „Es geht schon los“, flüsterten wir einander zu. „Rangehalten, meine Herren!“ — denn in diesen Tagen waren wir alle „Herren Freiwillige“, — rief uns unser Hauptmann Smith zu. Unser Tempo wurde unwillkürlich flotter, und jeder von uns spannte sich sichtlich an. Das Feuern dauerte mit Unterbrechungen fort, Schuß auf Schuß, wie auf dem Schießstand. Wir kamen dem Feuern immer näher, immer lebhafter drang das Knattern zu uns herüber. „Jetzt hat's der Feind gemerkt“, sagten wir. Nach einigen

Minuten war das Schießen in vollem Gange, die Geschosse fausten durch die Luft, surrten und piffen dichter über unseren Köpfen hin, fuhren durch die Baumkronen und warfen raschelnd Zweige und Blätter auf uns nieder. „Das sind Kugeln!“ flüsterte Henry mir ehrfurchtsvoll zu.

Zweihundert Schritte weiter brach aus einem Regiment neben uns ein fürchterliches Salvenfeuer los. Ein etwas entfernteres folgte ihm, und kaum war der Knall verklungen, so legte Regiment nach Regiment los, und ohne Aufhören rollten die Salven. „Jetzt kommen wir dran“, sagte Henry; doch hatten wir bisher noch überhaupt nichts zu Gesicht bekommen, obwohl uns von dem Krachen und Knattern die Schädel dröhnten.

„Achtung, meine Herren, zum Sturm!“ schrie Hauptmann Smith. Als Antwort darauf rannten wir los, daß im ersten Augenblick unsere Front in Unordnung kam. Erbarmungslos stampften wir über Blumen und junge Saaten dahin. Hier und da huschte ein Sonnenstrahl über unseren Weg. Jetzt erhob sich der Sonnenball über dem Horizont. Wir stürmten gerade über eine Weidekoppel dahin und erreichten unsere Plänkler, die zur Erkundung vorausgeschickt waren. Wir ließen sie hinter uns. Nichts befand sich jetzt mehr zwischen uns und dem Feind.

„Da sind sie!“ erscholl es kaum aus unseren Reihen, als wir auch schon mit erhobenen Musketen zwischen sie hinein feuerten. „Tief zielen, Leute!“ kommandierte Hauptmann Smith. Ich strengte mich, soviel ich konnte, an, etwas Lebendes zu entdecken, auf das ich schießen könne, da es mir widersinnig vorkam, auf Schatten losdrücken zu sollen. Schließlich, als wir unter fortwährendem Schießen immer weiter vordrangen, sah ich vor mir aus einer Reihe runder, perlgrauer Wölkchen lauter scharlachrote Blitze hervorzuden und hinter diesen allmählich eine lange Linie undeutlicher, bläulicher Gestalten; gleichzeitig dröhnte uns auch schon das nie gehörte Gekrache unausgesetzt aufeinanderfolgender Flintensalven in die Ohren. Wieder und wieder durchschütterten uns diese hellen, scharfknallenden Explosionen, deren Gewalt und Geschwindigkeit immer mehr answoll, bis sie den Gipfelpunkt unbeschreiblicher Wut erreichten. Die ganze Welt schien in einem feuerspeienden Getöbe zugrunde zu gehen!

Das war unser Eintritt in den Kampf — so wie ich ihn er-

lebte. Ich blickte um mich, um zu sehen, wie er auf die anderen wirkte, oder ob ich etwa mit meinen Empfindungen allein stände. Alle waren blaß, ernst und geistesabwesend und mochten ohne Ausnahme wohl lieber wo anders gewesen sein. Nur das unerbittliche Pflichtgesetz hielt uns in Reih und Glied fest. Doch haben wir, ohne es selber zu wissen, niemals besser die Kommandos befolgt als jetzt. Wir besaßen keine Selbständigkeit mehr, sondern unser ganzes Denken und Fühlen war willenlos der unsichtbaren Macht untertan, die unsere Bewegungen leitete.

Mochten unsere Sinne auch in wilder Erregung durcheinanderwirbeln und jeder mit seinen eigenen Eindrücken vollauf beschäftigt sein, so handhabten wir doch mechanisch unsere Gewehre weiter und luden und feuerten mit einer nervösen Eile, als hinge es von dem Eifer jedes einzelnen von uns ab, wie der feindliche Troß am schnellsten gebrochen werden könne. Meine Nerven fieberten, meine Pulse schlugen mit verdoppelter Hefigkeit, mein Herz klopfte laut, fast schmerzhaft; aber inmitten all des Höllenlärms nahm mein Geist doch jeden Laut, jede Bewegung und jede meiner Gedankenerregungen mit Blitzesschnelle wahr. Ich vernahm durch das Schlachtgedröhne um uns herum doch das Geprassel dort fern auf den beiden Flügeln, das Rasseln der Ladestöcke, das Knacken und Aufschlagen der Hähne wie das Sausen und Pfeifen der Kugeln. Ich ärgerte mich, daß ich im hinteren Gliede stand, weil ich den ganzen beizenden Pulverqualm in die Augen bekam, bis sie mir wie Feuer brannten, und hätte vor Wut um mich schlagen mögen, daß der Lärm mich so taubstumm machte! Ich sah voll Freude jedoch, wie Hauptmann Smiths und Leutnant Masons Augen glühten, wie stolz das Banner der „Grauen Teufel“ über Newton Storys Haupt im Winde rauschte und flatterte, und daß jedermann sich gebärdete, als wäre er des Sieges gewiß. Durch den Pulverdampf sah man die Gesichter der Feinde zwar nur rot herüberschimmern, aber aus ihren unruhig hin und her schwankenden, unzusammenhängenden Reihen konnten wir doch darauf schließen, daß ihnen nicht recht geheuer zumute war.

Wir drangen jetzt Schritt für Schritt vor, wobei wir im Gehen luden und schossen; bei jedem Schritt, den wir vorrückten, machten sie eine Rückwärtsbewegung, indem sie dabei gleichfalls luden und feuerten. Zwanzigtausend Gewehre waren so ununterbrochen in

Tätigkeit; und obwohl genaues Zielen in Folge unserer bis in den Hals hinausschlagenden Herzen und des tollen Geknatters ausgeschlossen war, fanden doch genug Kugeln ihren Weg zum Ziel.

Nachdem wir uns eine ganze Weile so herumgeschossen hatten, ertönte in markerschütterndem Ton das Kommando: „Pflanzt auf — Bajonette! Sturmschritt, marsch, marsch!“ Im Nu stürzten wir vorwärts, grimmig entschlossen, jeden, der sich uns in den Weg stellte, niederzutreten. Die Unionstruppen schienen uns anfangs erwarten zu wollen, aber in dem Moment stießen wir einen Schlachtruf aus, der sich gellend weithin fortpflanzte. Es erhob sich ein Kriegsgeschrei, wie ich niemals ein gellenderes zu hören bekam. Es beraubte uns des letzten Restes von Vernunft. Es riß uns zu einer so wilden Sturmbegeisterung hin, daß wir nur noch den einen Gedanken hatten: vorwärts! vorwärts! Ich hatte in das unsinnige Gellen mit der ganzen Kraft meiner Lungen eingestimmt. Dieses sich immer von neuem erhebende wilde Gebrüll von Kompagnie zu Kompagnie, das den stärksten Schlachtenlärm um uns herum überlötete, schaltete jede andere Empfindung aus und entfachte unseren Mut bis zur Tollkühnheit.

„Sie fliehen!“ lief es von Mund zu Mund. Das Entzücken darüber stählte jede Muskel in uns, so daß wir einherstürmten — jeder Soll ein Sieger! Nichts hätte uns widerstehen können!

Bei dem gellenden Kriegsgeschrei und dem Anblick der sich unaufhaltsam auf sie loswälzenden Tausende von Südstaatlern mußte den Blauröden doch etwas unbehaglich geworden sein; als wir auf dem Fleck ankamen, wo sie gestanden hatten, waren sie verschwunden. Statt ihrer erblickten wir die prächtigen Zelte, vor denen sie wohl schnell Stellung genommen hatten, als sie von uns aus ihrer Sonntagsmorgenruhe aufgeschreckt worden waren. Die halbbeleideten Toten und Verwundeten, überall umherliegende Waffen, Lederzeug, Tornister usw. bewiesen deutlich, wie überraschend ihnen unser Angriff gekommen war. Zitternd und keuchend ordneten wir uns im feindlichen Lager; es dauerte einige Zeit, bis wir unsere erste Neugier befriedigt hatten, wieder zu Atem kamen und einigermaßen in Reih und Glied antraten.

Hinter diesen ersten Zeltgruppen befand sich indessen noch eine ganze Anzahl weiterer Lager. Der Widerstand, den wir gefunden hatten, hatte den hinter dem ersten Lager befindlichen

Brigaden doch ermöglicht, sich vom ersten Schrecken des Ueberfalls zu erholen; doch ließen wir ihnen keine Zeit zu kampfbereiter Aufstellung. Weite Lücken klasten zwischen ihren Divisionen, in die sich sogleich Sturzwellen grimmiger Südstaatler ergossen, so daß sie sich schleunig zurückziehen mußten, falls sie nicht abgeschnitten werden wollten. Eine ganze Brigade wurde so trotz ihrer verzweifelten Durchbruchversuche umzingelt und gefangen genommen.

Ich hatte mich einen Augenblick lang der angenehmen Vorstellung hingegeben, daß mit der Einnahme des ersten Lagers die Schlacht nun wohl so gut wie beendet sei, sollte aber bald von meinem Irrtum geheilt werden: es war nur ein kleines Vorspiel zu langen und blutigen Kämpfen.

Bei unserem weiteren Vormarsch erblickten wir kaum die Spitzen einer neuen Unmenge von Zelten, als wir auch schon von einem wütenden Kugelhagel überschüttet wurden. Er rührte von einer weithin ausgedehnten Schützenkette von Blauröcken her, deren feste Haltung uns anzeigte, daß wir diesmal nicht so leichte Arbeit haben würden. Erde und Himmel schienen in Stücke zerbersten zu wollen! Kanonen und Musketen, Bomben und Kugeln wetteiferten, sich gegenseitig zu überdonnern. Wenn ich mich nicht krampfhaft angestrengt hätte, mit meinen betäubten Ohren und erblindeten Augen noch ein klein wenig auf meinen Hauptmann, auf meine Vorder- und Nebenleute achtzugeben und ihnen zu folgen, ich wäre durch die gegen uns entfesselten Uebergewaltigen regungslos am Fleck festgebannt worden. Der heulende Bass der Kanonen kam mir wie das Brüllen einer losgelassenen Herde Löwen vor; das Knacken und Krachen des Musketenfeuers wie das geifernde Geklaff toller Hunde, das Brausen und Schwirren der Bomben und das Zischen der Kugeln wie das saufende Flügel schlagen von Adlern und das zornige Gesurre von Wespen.

In voller Stärke standen hier die Grauen und dort die Blauen sich gegenüber und spieen sich all ihren Kriegsgrimm und -haß entgegen. Nachdem wir diesem fürchterlichen Unwetter einige Minuten ausgesetzt gewesen waren, erklang das Kommando: „Hinlegen! — Im Liegen — weiterfeuern!“ — Vor mir lag ein umgebrochener Baumstamm von etwa fünfzig Zoll Durchmesser, dessen Unterseite einen geringen Zwischenraum zwischen sich und dem Rasen ließ. Hinter diesen Schutzwall warf sich etwa ein Duzend

von uns nieder. Hier konnte man besser als auf freiem Feld schießen, überlegen und beobachten. Aber es war ein grauenhafter Aufenthalt. Wenn die Granaten mit scharfem Knall dicht bei uns barsten und ihre Splitter herumschleuderten, schrakten wir verstört zusammen und duckten uns tief, so sehr wir uns auch bemühten, kalt zu bleiben und unsere Fassung zu wahren. Auf der äußeren Seite des Baumstammes trommelten die feindlichen Kugeln drohende Wirbel von Hunderten von Schlägen in der Sekunde, — „päng“, klang es, und immer von neuem „päng“, „päng“, wenn sie schräg davon abprallten und in diesen oder jenen Gegenstand kurz hineinschlugen. Ab und zu fand eine ihren Weg durch unsere Schießscharte und grub sich in den Körper eines Kameraden ein. Ein Mann öffnete den Mund, wie um aus tiefer Brust zu gähnen, und stieß mich an. Ich wandte mich ihm zu und sah, daß eine Kugel sein ganzes Gesicht der Länge nach durchbohrt hatte und ihm in die Brust gedrungen war.

„Das wird hübsch warm, Kinder!“ rief ein Soldat und stieß einen wütenden Fluch aus; „eine nette Manier, Soldaten auf einem Fleck hocken zu lassen, bis der letzte Fehzen Mut beim Teufel ist!“ Er hob seinen Kopf ein wenig zu hoch, als gerade eine Kugel dicht über den Baum herüberblitzte und ihm ein kleines rundes Loch mitten in die Stirn machte; er verstummte und fiel schwer aufs Gesicht. Aber sein Gedanke drückte die allgemeine Meinung aus: wie ein Mann gaben die Offiziere das Kommando: „Auf, marsch, marsch“ —, das uns mit einem Satz auf die Füße brachte. Der Sturmgeist war wieder über uns gekommen, fieberhaft hämmerten unsere Pulse, und obgleich unsere Leiber jetzt in verzehnfacher Gefahr waren, so achteten wir des weniger, als da wir am Boden lagen.

Als wir uns gerade vornüber beugten, um vorwärts zu stürzen, rief eine Knabenstimme gellend aus: „Halt! Halt! Bitte, bitte, wartet doch; ich bin getroffen, ich kann nicht weiter!“ Ich drehte mich um und sah Henry Parker auf einem Beine stehen und schmerzlich auf seinen zerschmetterten Fuß niederblicken. In der nächsten Sekunde ging es mit großen Schritten auf die feindlichen Linien los.

Mit dem Vordringen ging es nicht so geschwind, wie wir gewünscht hätten, da die Blauen sich hartnäckig wehrten; bald

wurde unser Mut jedoch durch den Anblick einer zu unserer Unterstützung heranrasselnden Batterie wieder aufgefrischt: es war an der Zeit, daß die ehernen Kanonen ein Wörtchen mitsprachen! Nach zwei Lagen Bomben und Kartätschen ließ das Feuer des Gegners merklich nach; aber immer ging es nicht so recht vorwärts. Da marschierte Newton Story mit dem „Banner der Grauen“ auf einmal mit eiligen Schritten voraus, bis er sich wohl hundert Schritt vor den vordersten Reihen befand. Als er sich allein sah, hielt er an, wandte sich lächelnd zu uns zurück und rief: „Na, Kinder, warum kommt ihr denn nicht? — Ihr seht doch, es hat keine Gefahr!“ Sein Lächeln und seine Worte trafen uns wie ein Zauberschlag. Wieder erklang der gellende Ruf, und siegesdurstig stürzten wir ihm nach. „Vorwärts, vorwärts — laßt sie nicht zu Atem kommen!“ erschollen die Rufe. Bald kamen wir in klare Schweite der Blauröcke, die anfangs wie die Mauern standen; als sie aber diese Flutwelle ergrimmteter Gegner sich heranwälzen sahen, lösten sich ihre Reihen in eiligen Rückzug auf. Von neuem empfanden wir die „hehre Freude der Sieger“. Sie feuerte uns zu einer tollen Begeisterung an, die nichts mehr kennt als ihr Ziel.

Wir erreichten die zweite Lagerreihe und durchliefen und säuberten sie bis zum jenseitigen Rand. Es war gegen 10 Uhr. Meine Kräfte waren dem Zusammenbruch nahe. Um mein Mißgeschick voll zu machen, schlug etwas gegen mein Koppelschloß, so daß ich der Länge nach zu Boden stolperte.

Ich mochte einige Minuten so dagelegen haben, als ich mich von dem Schreck über den Schlag und Fall erholte und entdeckte, daß mein Schloß ganz verbogen und zersplittert war. Meine Kompagnie war außer Sichtweite. Ich konnte noch von Glück sagen, daß mir nichts geschehen war. Matt kroch ich zu einem Baume hin, hinter dem ich mit der Hand sogleich in meinen Futter sack fuhr und den Inhalt gierig verschlang. Nach einer halben Stunde fühlte ich mich etwas kräftiger und machte mich auf die Suche nach meinem Regiment. Den ganzen Weg über war der Boden ringsumher mit Gefallenen und Gewehren und allen möglichen Trümmern wie besät.

Die ganze Wucht und Schrecklichkeit der verfloffenen Schlachtkunden kam mir bei dem schaurigen Anblick wieder ins Gedächtnis. Während des stürmischen Vordringens war ich nur hin und wieder

imstande gewesen, auf Einzelheiten der Verwundungen und Verheerungen zu achten, jetzt aber, im Rücken der Verfolgenden und Verfolgten, drängten sie sich allen Sinnen unwiderstehlich auf. Es reizte mich, zu erfahren, was für „Graue“ gefallen seien. Schon sah ich nicht weit von mir einen lang hingestreckt daliegen. Ich eilte hin und gewahrte, daß es der riesige englische Sergeant von einer benachbarten Kompagnie war. Wegen seiner Ungeschlechtlichkeit, seiner Pausbadeu, seiner frischen Gesichtsfarbe und seines allezeit fröhlichen Humors war der Mann mit dem Nachnamen „John Bull“ belegt worden. Jetzt lag er leblos, mit weitgeöffneten Augen da, empfand weder mehr die sengende Glut der Sonne, noch hörte er den durch den Wald herüberhallenden Geschützdonner und das Prasseln des Gewehrfeuers.

Dicht neben ihm lag ein junger Leutnant, der, nach seiner nagelneuen Uniform zu urteilen, der Liebling seines Vaters gewesen sein mußte. Eine Kugel mitten durch die Stirn hatte auch seiner Laufbahn ein Ende gemacht. Etwas weiter weg lagen dichtgedrängt einige zwanzig Leichname in den verschiedensten Stellungen, alle in dicken, dunklen Blutlachen, von denen ein sonderbarer, mir bis dahin unbekannter Geruch aufstieg, der mir später allerdings auf jedem Schlachtfeld wieder begegnete. In nächster Nähe befand sich ein noch größerer Haufen von übereinander ruhenden Leichnamen, mit verrenkten Gliedern und Rumpfen, mit hinaufgezogenen Knien, über den Kopf geworfenen Armen, oder wie der Tod sie gerade ereilt hatte. Die Kompagnie ihnen gegenüber mußte trefflich geschossen haben.

Alle Einzelheiten jenes scheußlichen Leichenfeldes im Rücken der Schlacht werden mir stets beim Klang des Namens Shiloh ins Gedächtnis zurückkehren. Ich kann den Eindruck nie vergessen, den diese weitgeöffneten Totenaugen auf mich machten! Jedes schien aus seiner Höhle heraustreten zu wollen, mit einem Blick, wie dem eines erstaunten Kinderauges, gleichsam als habe der Sterbende im letzten Augenblick etwas überwältigend Wunderbares erblickt. „Sollten sie“, fragte ich mich, „mit diesem letzten Blick gesehen haben, wie ihre eigenen Seelen aus ihnen entflohen und den Körper zurückließen, als sei er Unrat?“ Damals kam es mir zum Bewußtsein, wie seltsam es doch war, daß dieser Leib, aus dem wir so viel machten, für den uns nichts gut genug war,

hier mir nichts, dir nichts verstümmelt, zerhackt und geschändet werden durfte.

Meine Gedanken eilten zu den Tagen zurück, da jeder dieser verwesenden Leichname der Gegenstand zärtlich vergötternder Mutterliebe, verständiger Zuneigung der Väter gewesen war, all jener elterlichen Fürsorge, die sich fast scheute, die zierlichen kleinen Geschöpfe nur einmal zu rauh anzufassen. Wie taten die Geseze alles, um für Eltern und Kinder das Glück des Familienlebens recht sicherzustellen, mit wieviel Stolz und Freude sah der Staat ihrer Vermehrung und nützlichen Tätigkeit zu, und wie begleitete der Segen des Allmächtigen alle diese freundlichen Absichten! —

Noch vor kurzer Zeit wären die meisten bei dem bloßen Klang des Wortes „Mord“ zusammengeschaudert. Und heute, infolge eines merkwürdigen Widerspruchs in der menschlichen Natur, gelüftete es sie, zu morden; heute wurden sie von ihren Predigern, Eltern, Müttern und Schwestern dazu aufgestachelt! O, auf einmal begann mir die Wahrheit über dieses Erdenleben aufzudämmern! O arglistiger, blutgieriger Mensch, der es so genau weiß, daß die Summe alles geistigen und körperlichen Strebens auf das eine Ziel hinausläuft, seinen Bruder zu töten und zu zersetzen, wie wir es heute getan — und der dann noch wagt, zu Gott zu beten!!

Das ganze Schlachtfeld zeigte denselben Charakter waldigen Hügellandes. Einige Erhebungen mußten sich für den Verteidiger vorzüglich zu Sammelpunkten eignen; diesen, nebst dem unzweifelhaft bewiesenen Mut der „Bundesstaatler“, hatten wir es wohl zu verdanken, daß sich die Schlacht so in die Länge zog. Obwohl unser Angriff fraglos eine Ueberrumpelung gewesen war, so hatten die Blauen doch aufs tapferste gefochten. Die Bodenbeschaffenheit erlaubte es ihnen, immer aufs neue gegen uns Front zu machen.

Ich holte mein Regiment gegen 1 Uhr ein und fand es abermals in eins dieser grimmigen Gefechte verwickelt. Der Feind hielt entschlossen stand, doch bereiteten auch wir schon wieder einen Angriff vor. Das Feuern war bald lebhafter, bald nachlässiger. Wir legten uns hinter Bäume, Klöße oder in Erdlöcher, um ihre aufrecht stehenden Reihen erfolgreicher zu belästigen; Batterie auf batterie raste vor und kämpfte mit den feindlichen; und langsam, aber stetig krochen wir näher auf sie zu. Mit einem Male sprangen

wir hoch, rannten auf ihre Stellung los und nahmen sie ein durch unser Ungestüm, wie schon am Vormittag. Gegen 3 Uhr erreichte die Schlacht ihren Höhepunkt.

Der Feind versuchte sich fester zusammenzuschließen, um seine Stellungen zu behaupten. Auf beiden Seiten wurde immer sicherer geschossen, je mehr die Truppen sich an den Schlachtenlärm gewöhnt hatten; wir zogen jedoch jetzt unsere Reserven vor, mit denen wir die Blauen Zoll für Zoll gegen den Tennessee-Strom hin zurückdrängten. Dem Feind wiederum leisteten jetzt seine Kanonenboote Beistand, die ihre riesigen Geschosse weit hinter unsere Linien warfen; sie riefen zwar anfangs einigen Schrecken hervor, richteten auch unter den Bäumen eine ziemliche Verwüstung an, doch taten sie den im Nahgefecht stehenden Truppen verhältnismäßig wenig Schaden.

Das Heulen der großen, über unsere Köpfe dahinfegenden Bomben bewirkte einen Augenblick lang ein Stocken in unserm Gewehrfeuer, da sie unsere Aufmerksamkeit stark ablenkten; bald gewöhnten wir uns jedoch an den seltsam winselnden Laut in den Lüften und nahmen die Feinde wieder eifriger aufs Korn.

Unsere Offiziere hatten sich lange Zeit frisch und wacker gehalten, als es jedoch gegen 4 Uhr ging, klangen ihre ermunternden und anfeuernden Zurufe nur noch recht schwach. Auch die größten Draufgänger unter der Mannschaft zeigten nicht mehr dieselbe Spannkraft und Unternehmungslust. Ein ganzer Trupp Leute unserer Kompagnie schleppte sich mühselig hinter uns her, und denen in der Front sah man deutlich genug an, was für Stunden sie hinter sich hatten. Einige Ruhepausen setzten sie jedoch instand, frische Kräfte zu sammeln. Was mich betrifft, so hatte ich nur den einen Wunsch — nach Ruhe. Die unaufhörliche Ueberanstrengung, jenes abwechselnde Anstraffen und Erschlaffen meiner Nerven verzehrte meine Kräfte. Beim Abreißen der Patronen hatten sich die Lippen allmählich mit einer dicken, klebrigen Schmutzkruste bedeckt. Von dem Einatmen der schwefligen Pulverdämpfe war die Kehle wie ausgedörrt und brannte vor Durst wie der Magen vor Heißhunger. Die seelischen und körperlichen Qualen griffen mich so an, daß ich mehr einem wandelnden Automaten als einem jungen Krieger glich. Ich wünschte nur noch, daß es bald Abend werde, damit all das Elend ein Ende habe.

Gegen 5 Uhr stürmten wir ein großes Lager und warfen die Feinde hinaus. Aber an Verfolgung war nicht zu denken. Unser Regiment war zu einer so dünnen Plänklerkette zusammengeschmolzen, daß wir in den Zelten haltmachten. Gierig suchten wir nach Nahrung und Getränk. Ich war so glücklich, ein Paket Zwiebad sowie eine mit köstlicher Limonade gefüllte Feldflasche zu entdecken, die mich und meine Messtameraden herrlich erquidten. Die Beute war recht ansehnlich: Betten, Kleidungsstücke, Ausrüstungsgegenstände ohne Zahl und von der feinsten Sorte lagen überall in Mengen herum, doch waren wir so erschöpft, daß wir nicht daran dachten, etwas davon zu benutzen, sondern nur gedankenlos darin herumkramten. Als die Nacht hereinbrach, wurde es endlich still. Die Kanonenboote fuhren zwar fort, ihre feurigen Bomben herüberzuschleudern, konnten aber höchstens die hinter uns befindlichen Truppen belästigen, da wir zu nah am Feind waren. Ehe es 8 Uhr war, durchlebte ich träumend noch einmal die hitzigen Kampfszenen und hörte weder den Geschützdonner, noch kümmerte ich mich um den Wolkenbruch, der denen, die da draußen verwundet und hilflos auf dem Feld lagen, schreckliche Leiden bereiten mußte.

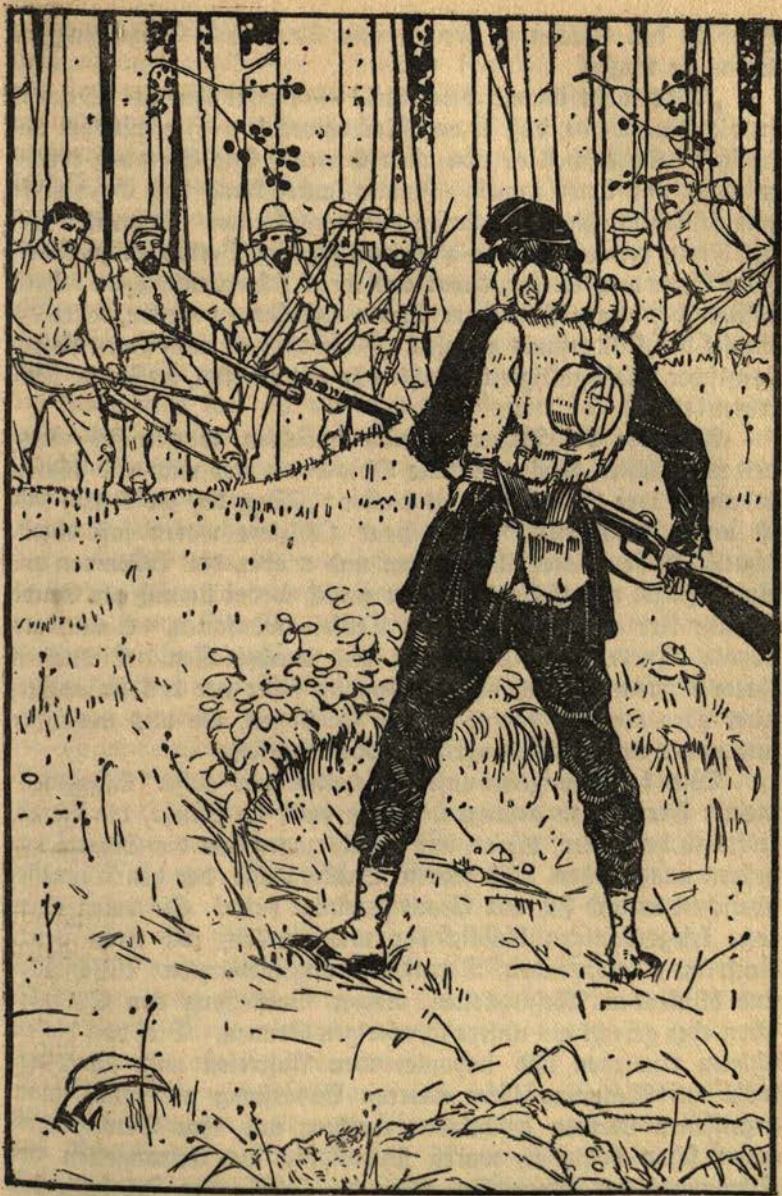
Kurz vorm Morgengrauen erwachte ich aus wohligen Schlummer. Nach einem herzhaften Imbiß von Zwiebad und Limonade fühlte ich mich neugestärkt, ja fast frischer als am Morgen der Schlacht. Gespannt lauschte ich den Erörterungen einiger anderer Frühaufsteher über die Ereignisse des Vorabends. Sie waren der festen Ueberzeugung, daß wir, wenn uns auch der Plan, den Feind in den Tennessee-Strom zu drängen, nicht ganz geglückt war, dennoch einen gewaltigen Sieg erfochten hätten. Van Dorn mit seiner Hilfsarmee scheinne sich allerdings nicht vor einigen Tagen mit uns vereinigen zu können, so daß wir, falls General Buell mit seinen 20 000 Mann in der Nacht zum Feinde gestoßen wäre, noch ein schlimmes Stück Arbeit vor uns hätten. Unsere Proviant- und Munitionsvorräte gingen auf die Neige, General Sidney Johnston, unser Oberbefehlshaber, sei erschossen; doch sei Beauregard frisch und unverletzt, und wenn Buell nicht käme, würden wir auch diesen Tag gewinnen.

Als es hell wurde, sammelte sich unsere Kompagnie, doch waren von den „Teufeln“ nur noch fünfzig Mann zur Stelle.

Raum standen wir, als sich die ersten Anzeichen der beginnenden Schlacht meldeten. Die Regimenter bildeten schnell Linie, doch konnten selbst meine unerfahrenen Augen wahrnehmen, daß die Truppen durchaus nicht in der Verfassung waren, Anstrengungen wie die des Vortages zu wiederholen. Als unsere Feldwachen auf uns zurückgeworfen worden waren, wurde sogleich der Befehl zum Ausschwärmen gegeben. Ich sprang, mein Gewehr brav mit mir schleppend und bedienend, mit den übrigen eifrig voran. Es dauerte nicht lange, so trafen wir auf den Gegner, der sich in gleicher Aufstellung und recht entschieden auf uns zu bewegte. Wir deckten uns, so gut es ging, hinter allen erreichbaren Bäumen, feuerten, luden und schnellten vorwärts zur nächsten Deckung. Auf einmal befand ich mich auf einer rasenbedeckten Lichtung, auf der ich indes keine Deckung fand. Da sah ich zwanzig Schritte voraus eine kleine Mulde, sprang hinein und legte mich in Anschlag. Ich war so beschäftigt mit einigen blauen Gestalten nicht weit vor mir, daß ich nicht genügend auf meine grauen Kameraden achtgab. Als die Blauen aber, ungeachtet unseres Feuernes, in immer ungemüßlichere Nähe kamen, erhob ich mich zögernd aus meiner Grube und entdeckte zu meinem sprachlosen Erstaunen, daß ich mich als einziger Grauer inmitten einer Schützenkette von lauter Blauen befand! Meine Kameraden waren zurückgegangen! Das nächste, was ich hörte, war: „Runter mit dem Schießgewehr, Sezist, oder ich drille dir ein Loch durch den Bauch! Wirf's hin! Na?“

Ein halbes Duzend Feinde fielen zugleich über mich her. Unverzüglich ließ ich meine Flinte fallen. Zwei Leute sprangen mir an den Kragen, und fort ging's ohne Gnade in die Reihen der Dankees hinein. Ich war ein Gefangener!

Ehe ich meine Fassung wiedererlangte, fühlte ich mich unsanft von hinterwärts auf eine weit ausgedehnte Front von Soldaten zugetrieben, die in tadelloser, strammer Gefechtsordnung und Haltung auf die Ansrigen in so dicht geschlossenen Reihen losmarschierten, daß es einem Kaninchen schwer gefallen wäre, durchzuschlüpfen. Dieser Anblick gab mir meine Entschlossenheit wieder. Ich dachte daran, daß ich ein Konföderierter sei und meiner Uniform durch gute Haltung Ehre machen müsse. Schmähsreden aus heiseren Kehlen schallten mir entgegen, was mich veranlaßte, den



Kopf in den Nacken zu werfen und Troß und Verachtung zur Schau zu tragen.

„Was wollt ihr mit dem Kerl? — Kennt ihm das Bajonett in die Eingeweide, daß er am Fleck verreckt! — Hin mit ihm und fertig!“ So erscholl es von allen Seiten. Die Erregung wuchs, je näher wir ihnen kamen. Immer lauter klang das Geschimpfe, und schließlich sprangen einige mit vorgestreckten Bajonetten aus der Front heraus, um das allgemein gehegte Verlangen zu stillen. Jede Spur von Vernunft war aus ihren Zügen entwichen. Diese bestialische, blinde Horde um Gnade anflehen zu wollen, wäre der Gipfel des Widersinns gewesen. Ich wappnete mich gegen sie mit gänzlicher Gleichgültigkeit: mochten sie mit mir tun, wessen sie fähig waren!

Aber ehe die Bajonette mich erreichten, warfen sich meine beiden Wächter, zwei gebräunte Ohio-Leute, vor mich und schrien, indem sie ihre Gewehre bereit hielten: „Weg, da, ihr Kerle! Er ist unser Gefangener!“ Ein paar Offiziere waren fast ebenso schnell als sie, zückten ihre Degen und trieben die Wütenden mit einem Hagel von Schimpfwörtern zurück, wobei sie auf echt amerikanische Art auch mich zu allen Teufeln wünschten. Eine Compagnie öffnete ihre Reihen, um uns durchzulassen. Einmal in ihrem Rücken, war ich verhältnismäßig sicher vor den Unionisten, nicht aber vor den Konföderierten Geschossen, die uns umsausten und rechts und links Leute zu Boden warfen.

Wir beschleunigten unsere Schritte, um außer Schußweite meiner Freunde zu gelangen. Bald hatte ich Muße, die Streitkräfte zu betrachten, die an uns vorüberzogen, um die Scharte von gestern auszuweken. Es waren Buells Leute, der den Tennessee überschritten und sich mit Grant vereinigt hatte. Sie boten einen recht kriegstüchtigen Anblick dar und wurden, mit ihren neuen Uniformen, glänzenden Tornistern, ungeschwärzten Wischstöcken und blinkenden Messingteilen, meiner Vorstellung von Soldaten schon eher gerecht als unsere schmierigen Grauen. Viel von diesem schönen Aussehen und imponierenden Auftreten muß allerdings wohl auf Rechnung ihrer neueren Ausrüstung und noch unangegriffenen Nerven geschrieben werden; und ihre Bewegungen, wenn schon bestimmt, waren schwerfällig und ermangelten des Schwunges, des kühnen Ungestüms der Südstaatler. Ich hatte das

Gefühl, daß die Konföderierten, wenn man ihnen 24 Stunden Rastzeit mit abgekochten Rationen bewilligt hätte, mit diesen schönen Unionisten in kurzer Zeit fertig geworden wären.

Obwohl es für meine Augen genug Neues zu sehen gab, flogen meine Gedanken doch immer wieder zu der niederträchtigen Mulde zurück, der ich mein Mißgeschick verdankte. Ich konnte gar nicht begreifen, wie meine Schützenkameraden nur so schnell hatten verschwinden können. Jetzt war es freilich nutzlos, mich mit derlei Gedanken zu beunruhigen. Ich war ein Gefangener! Welche Schande! Was würde aus meinem Tornister, meinen kleinen Schätzen werden, — den Briefen, den Andenken meines Vaters! Sie waren für immer verloren!

Unterwegs kam ich mit meinen Wachen ins Gespräch über unsere beiderseitige gute Sache, und wenn ich ihnen auch nicht beipflichten konnte, so hatten doch ihre Ausführungen viel für sich, und vollends bewundern mußte ich, wie geschickt sie es darzustellen wußten. Bisher hatte ich unter dem Eindruck gestanden, daß sie freche Räuber seien, die den Süden zu verwüsten und die Sklaven zu stehlen gekommen wären; ihnen zufolge stellte es jedoch sich so dar, als wenn Lincolns und seiner Partei Absichten den Südstaatlern durchaus nicht zu nahe getreten wären, wenn diese nicht so vorschnell zu den Waffen gegriffen hätten; denn der Kongreß sei bereit gewesen, die Sklavenbesitzer zu entschädigen, indem er die Sklaven aufkaufte und darauf in Freiheit setzte. Als aber die Südstaatler, die sonst nichts dagegen gehabt hätten, ihre Sklaven auf offenem Markt zu verkaufen, sich weigerten, über den Punkt überhaupt zu verhandeln, sich an Staatseigentum vergriffen, indem sie Festungen, Zeughäuser, Kriegsschiffe wegnahmen und im Begriff standen, das Land in zwei Hälften zu spalten, da habe der Norden sich entschieden, daß das nicht stattfinden dürfe, und dies sei die wahre Ursache des Kriegs. Die „Nigger“ wären den Nordleuten recht gleichgültig, die Sklavereifrage hätte in anderer und ruhigerer Weise erledigt werden können, — aber für ihr Vaterland ließen sie alle ihr Leben!

Am Flußhang herrschte ungemein lebhaftige Tätigkeit. Sieben oder acht Dampfer hatten am Ufer angelegt und luden Truppen und Vorräte aus. Proviant und Munition lagen zu berghohen Haufen aufgestapelt. An einer Stelle der Böschung war der Raum

für die Gefangenen abgesteckt, etwa 450 Mann, die am Tage vorher in die Gewalt des Feindes gekommen waren. Ich wurde dem die Bewachung leitenden Offizier übergeben und befand mich nach wenigen Minuten, meinen Betrachtungen überlassen, inmitten der übrigen Unglücklichen.

Als ich mich später, im März 1891, in Atlanta, Staat Georgia, aufhielt, erhielt ich folgenden Brief von meinem alten Messkameraden „Old Slate“:

Blue Ridge, Georgia, 28. März 1891.

Geehrter Herr! Es drängt mich, zu erfahren, ob Ihr bei der 5. Kompagnie der „Grauen Teufel“, 6. Arkanfischen Regiments, standet, unterm Kommando Oberst Lyons, Oberstleutnant Hawthorns; Hauptmann Smiths, Chefs der Kompagnie. Oberst Lyon wurde tödlich verletzt am Tennessee-Strom, als er von Bluff abritt und sein Pferd beim Sturz auf ihn fiel.

Am 6. April griffen die Konföderierten die Yankees bei Shiloh an. Ich wurde früh am Morgen verwundet und sah unsern jungen Stanley nicht wieder, erfuhr jedoch, daß er gefangen genommen und nach dem Norden geschickt wäre. Ich habe alles in den Zeitungen gelesen, alle eure „Geschichten“, da ich glaube, daß Ihr der „berühmte Knabe“ seid! Wir hatten Euch alle lieb und bedauerten die Ereignisse jenes verhängnisvollen Tages. Dies wird genügen, um mich in der Antwort wissen zu lassen, ob Ihr und der tapfere Junge ein und derselbe seid. Ihr habt einst manchen Brief für mich geschrieben. Bitte, mir mit wendender Post zu antworten.

Ihr aufrichtig ergebener

James M. Slate.



IX. Kriegsgefangen.

Am 8. April wurden wir auf einem Dampfer eingeschifft und nach St. Louis geschickt. Wir waren eine gar arm-selige Schar. Ich glaube, die meisten fühlten sich gleich mir als vom Schicksal heimtückisch verfolgten Auswurf der Menschheit. Wir versuchten gar nicht, Bekanntschaften anzuknüpfen; unsere Bettlerexistenzen hatten keinen Wert mehr für uns. Denn unsere ganze Habe bestand aus einer dünnen, schmutziggrauen Uniform, und jeder von uns war schon zu viel mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um sich noch mit den Sorgen der anderen abzugeben.

Es war wohl am dritten Tage, als wir St. Louis erreichten. Man führte uns in Abteilungen zu vieren durch die Straßen, zu einer Mädchenschule, oder was es sonst für ein Gebäude war. Es vermochte uns nur wenig zu trösten, daß uns seitens der Bevölkerung, besonders der Damen, viel Teilnahme bezeigt wurde. Sie standen dichtgedrängt auf den Trottoirs und lächelten freundlich, ließen uns ab und zu hochleben und winkten mit ihren Taschentüchern. Wie schön und sauber sie gegen uns Zerlumpte aussahen! Nachher warfen sie Obst und Kuchen zum Fenster hinein und bemühten sich auf mancherlei Weise, unsere Gemüther aufzuheitern.

Vier Tage später wurden wir in Eisenbahnwagen verladen und quer durch Illinois nach Camp Douglas gebracht, einem Lager vor den Toren Chicagos. Unser Gefängnishof war ein großer, rechteckiger, einem öden Viehhof gleichender Raum, an dessen hoher Brettereinzäunung alle sechzig Schritt eine Schildwache stand. In etwa 20 Meter Entfernung lief ein Kalkgraben ums Lager. Das war die „Todeslinie“; jeder Gefangene, der sie überschritten hätte, wäre erschossen worden.

Am einen Ende der Umzäunung befanden sich die Wohnungen der Vorgesetzten. Oberst James A. Milligan hatte den Oberbefehl. Herr Shipman, ein Bürger Chicagos, war der Verwalter. Am andern Ende, in 300 Schritt Entfernung, standen in zwei Reihen und mit 30 Schritt Abstand die Gefangenenbaracken, unförmliche, stallähnliche Bretterschuppen, in denen bei unserer Ankunft genug

Gefangene waren, um eine starke Brigade von 2000 bis 3000 Mann bilden zu können.

Das Aussehen der Gefangenen war gar traurig. Die Süduniform war auch neu nicht besonders schmutz gewesen, in diesem verrissenen Zustand, von Ungeziefen wimmelnd, mußte sie vollends abstoßend wirken. Wenn es nach einem Blick auf den Staub und Schmutz des Bodens dessen noch bedurft hätte, so verschlimmerten diese grünbraunen und -grauen Fäden, die aschgrauen Gesichter und die kränklichen und jammervoll ausgemergelten Gestalten unserer unglücklichen Kameraden unsere Niedergeschlagenheit noch mehr.

Wir wurden in einen der großen Holzschuppen geführt; an zwei Seiten waren, einen Meter über dem Boden, etwa zwei Meter breite Galerien angebracht, die 60 Leuten einen Unterschlupf, jeden von einem halben Meter Breite, boten. Auf dem Boden wurden zwei weitere Reihen Leute untergebracht. Wir erhielten einige große Heubündel und jeder eine Decke, womit wir uns notdürftige Lagerstätten bereiteten.

Herr Shipman besuchte uns bald nachher, sah sich alles an und gab uns die Weisung, uns in Kompagnien zu ordnen und Offiziere auszuwählen, die die Rationen in Empfang nähmen und die Aufsicht führten. Ich wurde zum Hauptmann der rechten Galerie und der Abteilung darunter erwählt. Jedem Hauptmann wurde ein Dienstbuch übergeben. Ich trug in das meine die Namen meiner Kompagnie ein; es waren über einhundert. Ich hatte mein Buch im Proviantamt vorzuzeigen und einen genauen Bericht abzustatten, worauf mir dann die Menge Feinbrot, frisches Fleisch, Kaffee, Tee, Kartoffeln und Salz ausgefolgt wurde, die ich nachher wiederum unter die Messeältesten verteilte.

Am nächsten Tag, den 16. April, lehrte ich, nach Beendigung des Morgendienstes, — Verteilung der Rationen und Beaufsichtigung des Reinemachens, — zu meinem Platz zurück und lagerte mich neben meinem Freund Wilkes in einer Stellung, daß ich eine Hälfte des Raumes übersehen konnte. Ich tauschte einige Bemerkungen mit ihm über die kartenspielenden Gruppen uns gegenüber aus, als ich plötzlich einen leichten Schlag im Nacken verspürte und sogleich das Bewußtsein verlor. Im nächsten Augenblick gewahrte ich deutlich das Dorf Tremereichion mit seinen grünen Hügelhängen vor mir, während mir zumute war, als schwebte ich

über die krähenbevölkerten Wälder von Brynsford immer näher darauf zu. Da glitt ich als Knabe auch schon in das Schlafzimmer meiner Tante Mary. Meine Tante lag im Bett und war offenbar auf den Tod krank. Ich stellte mich neben das Bett, beugte den Kopf hinunter und lauschte ihren ersterbenden Worten, die voller Bedauern klangen, voller Reue und Gewissensbisse, daß sie nicht so freundlich zu mir gewesen wäre, wie sie hätte sein sollen, oder wie sie es so gern gewesen wäre! Darauf hörte ich mich sagen: „Ich glaube es dir, Tante. Es ist weder deine noch meine Schuld. Du warst gütig und freundlich zu mir; ich wußte wohl, daß du gern noch freundlicher gewesen wärest; aber es war so bestimmt. Auch ich habe mich inbrünstig gesehnt, dich recht lieb zu haben, aber ich scheute mich, davon zu sprechen, aus Furcht, du könntest mich zurückstoßen oder etwas Kränkendes entgegenen. Ich fühle, daß wir in dem Sinne voneinander Abschied nahmen. Darum brauchen wir nichts zu bedauern. Du hast deine Pflicht gegen mich getan und hattest selber Kinder, die deine ganze Sorge in Anspruch nahmen. Was mir seitdem zugestoßen ist, war mir vom Schicksal bestimmt. — Lebwohl!“ —

Ich streckte meine Hand aus und fühlte den Druck der langen, hageren Hände der sterbenden Frau, hörte sie „Lebwohl“ murmeln und erwachte unmittelbar darauf.

Mir war, als habe ich das alles erlebt und nur dabei die Augen zugehabt. Ich kauerte noch in derselben zurückgelehnten Haltung, die Gruppen gegenüber waren noch in ihr Spiel vertieft, und auch Wilkes saß wie vorher neben mir. Nichts war verändert.

Ich fragte: „Was war das?“

„Was soll denn sein?“ antwortete er. „Was willst du denn? Du hast ja gerade eben noch mit mir gesprochen!“

„Oh, ich dachte, ich hätte eine ganze Weile geschlafen!“ —

Am nächsten Tag, den 17. April 1862, starb meine Tante Mary in Pymon Beuno!

Ich glaube, daß jedes menschliche Wesen seinen zu ihm gehörenden unsichtbaren Begleiter hat, — ein blihschnelles, seltsames Wesen, das sich dem Gemüt nur auf geheimnisvolle Art, durch Eingebung im Schlafen oder Wachen mitteilt. So oft uns solch unerklärliches Zusammentreffen aber auch überrascht, selten oder nie gelingt es uns, das tiefe Geheimnis zu ergründen. Der flinke Seelen-

bote erregt ein Bild, läßt den Schläfer eine Vision erblicken; das ist aber auch alles. Es bleibt uns meist nichts anderes übrig, als hoffnungslos darüber nachzugrübeln, was eigentlich vor sich ging und was es bedeutete, — denn rein nichts bietet sich, woran menschlicher Verstand sich mit Gewißheit halten könnte.

So gibt es mancherlei in meinem Leben, was mir unerklärlich ist; und das ist wohl auch gut so. Jene Totenbeterscheinung, die sich, auf 8000 Km. herüber, auf dem Grunde meiner Seele widerspiegelte, ist solch ein wunderbares Geheimnis.

Wilkes und ich trösteten uns in unserm Mißgeschick, so gut wir konnten, und hofften lange auf den Tag, an dem ein Gefangenen austausch stattfände und uns erlöse. Als die Zeit aber verging, erschien es uns manchmal gar schwer, das abwechslungslose Einerlei all des Elends um uns herum ruhig mitanzusehen. Oft fühlte ich mich versucht, die Kugel eines Wachtpostens durch Ueberschreiten der „Todeslinie“ gegen mich herauszufordern.

Hinter unserer Behandlung steckte, nach meiner Meinung, eine Absicht; denn unsere Vorgesetzten ließen uns weder Arznei, noch religiöse, musikalische oder literarische Tröstung zugute kommen, wodurch unser Elend hätte gemildert werden mögen. Es war ja damals eine barbarische Zeit; aber ich bin überzeugt, daß es genug Christenfamilien in Chicago gab, bei denen es nur einer Andeutung bedurft hätte, um sie zur Bildung von Vereinen zur Unterstützung der Gefangenen zu veranlassen. Und deren hätte es mehr als dringend bedurft!

Uns selbst überlassen, mit nichts, gar nichts beschäftigt, als über unsere Lage nachzugrübeln, unser Loos zu verfluchen, einander die Keime ansteckender Krankheiten zu übermitteln und stumpfsinnig in unserm Käfig zu hocken, gerieten wir bald in einen Zustand des Verfaulens bei lebendigem Leibe. Der Rückschlag auf die kriegerische Erregung des Schlachtfeldes mit seinem belebenden Bewußtsein der Nähe von Tausenden gleichgesinnter Kämpfer setzte in dem öden Lager von Chicago mit unheimlicher Gewalt ein. Alles, was wir sahen und hörten, war dazu angetan, uns zur Verzweiflung zu treiben, — die vergrämten Gesichter derer, denen die Einkerkelung an der Seele nagte, die vielen Kranken, denen man auf Schritt und Tritt begegnete, in ihrer vorzeitigen Greisenhaftigkeit und Abgezehrtheit, die Verkommenheit und Un-

sittlichkeit der übrigen, der zunehmende körperliche Verfall eines jeden infolge des sich stündlich vermehrenden Ungeziefers und all das Stöhnen und Wimmern rings um uns her.

Im Laufe einer Woche stieg das Elend bis zur Unerträglichkeit. Unsere Baracken wimmelten von Insekten und Würmern, so daß die Rehrichthäuser oft lebendig zu sein schienen. Bald wütheten denn auch Ruhr und Typhus. Tag für Tag schmolz meine Kompagnie mehr zusammen; jeden Morgen mußte ich wieder einige neue Opfer in ihren Wolldecken ins Hospital schleppen sehen, von wo keiner je zurückkehrte. Solange sie noch nicht im vollen Delirium lagen, behielten wir die Erschöpften, die sich ohne Hilfe nicht mehr bewegen konnten, noch bei uns und versuchten ihnen zu helfen; aber die rote Ruhr griff mit schauerlicher Schnelligkeit um sich und ließ nicht mehr los, was sie einmal gepackt hielt. Unaufhörlich wankten ihre Opfer, zitternd vor Schwäche und ächzend vor Schmerz, an uns vorbei und verpesteten die Luft so, daß die Stärksten kaum ihren Ekel verbergen konnten.

Die Aborte lagen alle an der Rückwand der Baracken, und jedesmal, wenn die Natur uns zwang, sie aufzusuchen, verlor man mehr von der Achtung, die man seinem Mitmenschen schuldig ist. Auf dem Weg dorthin sah man haufenweise Leute liegen, die vor Schwäche niedergesunken waren und sich völliger Verzweiflung hingaben; während sie sich in ihrem Kot wälzten, fluchten und lästerten sie bei jedem ersterbenden Atemzug. An den Wänden, dicht bei den klaffenden Gräben, die zum Erbrechen reizten, hockten ebenso viele Kranke, die, unfähig sich wieder emporzurichten, stundenlang dort verharrten und durch Einatmung der schlechten Luft ihren Zustand hoffnungslos verschlimmerten. Die, mit denen es noch nicht so weit gekommen war, beteten den Tod herbei, indem sie stöhnten: „Lieber Gott, laß mich sterben! Mach' ein Ende! O Gott! O Gott!“

Ein verständiger und menschlicher Vorgesetzter hätte zu jener Zeit Wunder an uns tun können, indem er diesem Schrecken ohne Ende Einhalt tat. Keiner unter uns hatte irgendwelche Erfahrung, die über seinen Stand hinausging; und von gesundheitlichen Maßnahmen gar verstanden wir überhaupt nichts. In unserer gänzlichen Unwissenheit taten wir wohl ein halb duzendmal am Tage etwas, was gerade so gefährlich war, wie Gift zu trinken. Da aber die Behörden gerade so unwissend waren, wie wir

selber, — ich kann mir nicht denken, daß sie uns absichtlich bis zu dem Grad vernachlässigten, — so waren wir verraten und verkauft!

Morgen für Morgen kamen die Karren vors Hospital und Leichenhaus, um die Toten abzuholen; ich sah, wie die Leichname in ihre Decken eingerollt, zu den Wagen gebracht und aufeinander gepackt wurden, wie man die gefrorenen Rümpfe der Neuseelandhämmer in den Docks verlädt.

Lebte Oberst Milligan noch, so würde er zugeben müssen, daß eine bessere Senkgrubenanlage, eine Ration Seife und eine Art wandernder Waschvorrichtung, ein vom Staat bestellter Aufseher für jede Baracke, eine kleine, billige Leihbibliothek, alte Monatshefte und die ersten besten Zeitungen gewiß zwei Drittel der im Camp Douglas verendeten Leute am Leben erhalten hätten. Er hätte dann die ausgewechselten Gefangenen mit verfähnterem Gemüt in die Heimat entlassen können.

Der einzige Beamte in Douglas Camp, an den ich mich gern erinnere, ist Herr Shipman, der Proviantmeister. Sein weißes Haar, seine vornehme Gestalt, in Verbindung mit seiner sich stets gleichbleibenden Güte und Höflichkeit waren etwas so Seltenes für uns, daß ich ihn als angenehmes Wunder in jener pestilenzialischen Zeit zu betrachten pflegte. Nach einer Bekanntschaft von ein paar Tagen befragte er mich einmal beim Empfang der Rationen bezüglich meiner Pläne. Er setzte mir auseinander, daß ich, falls ich es müde wäre, Gefangener zu sein, mich sehr schnell befreien könnte, indem ich mich als Unionist anwerben ließe, also Soldat der Union würde. Bei den Worten maß ich ihn mit großen Augen, schüttelte den Kopf und sagte: „O nein, das könnte ich nicht.“ Nichts hätte mir in der That ferner liegen können; nicht im Traum einmal wäre mir der Gedanke an die Möglichkeit solchen Schrittes gekommen.

Es war nutzlos, mich mit politischen Erwägungen versuchen oder beeinflussen zu wollen. In erster Linie war ich zu unwissend in politischen Dingen und zu langsam von Begriffen, um seiner Beweisführung folgen zu können; zweitens aber und hauptsächlich war jeder meiner Freunde in Amerika ein Südstaatler, mein Pflegevater war einer, und meine Dankbarkeit machte mich taub und blind; und drittens und lehtens hegte ich im Innern damals eine große Verachtung für Leute, die, hüben und drüben, sich um afrikanischer Sklaven willen töten konnten. Wie ich den Neger im Süden

kennen gelernt hatte, war er ein halber Wilder, der von seinen eigenen Landsleuten ausgeliefert und auf offenem Markt verkauft worden war, nach allgemein anerkanntem Zeitgebrauch. Hätten die Südener Afrika überfallen und die Schwarzen gefangen weggeführt, so hätte es mir vielleicht schon eher eingeleuchtet, daß gesittete und gottesfürchtige Leute solche Barbarei nicht duldeten.

Nach Verlauf von sechs Wochen waren allerdings stärkere Beweggründe als Herrn Shipmans Erwägungen am Werk, um meinen löblichen Entschluß zu erschüttern. Das waren die Zunahme der Seuchen, alle Schrecken des Gefängnisses, die ölig-dumpfe Atmosphäre, die scheußliche Verladung der Toten, das sinn- und zwecklose Hinbringen der Zeit, die schreckliche Angst, womöglich jahrelang eingeschlossen zu bleiben, die mich so herunterbrachten, daß ich fühlte: noch einige Tage länger diese Bilder, diesen Höllenaufenthalt, und ich wurde wahnsinnig. Da ließ ich mich schließlich, mit einigen andern zusammen, dazu überreden, die Freiheitsbedingungen anzunehmen, trat in den Dienst der Artillerie der Vereinigten Staaten und atmete am 4. Juni wieder die frische Luft.

Nach zwei- oder dreitägigem Dienst jedoch brachen die Keime der Kerkerseuchen, die Duzende von blühenden, jungen Burschen vorzeitig ins Grab gestreckt hatten, mit Heftigkeit auch in meinem Körper aus. Ich verbarg mein Leiden, solange es anging, in der Erinnerung an das Gefängnislazarett; am Tag vor unserer Ankunft in Harpers-Fähre warfen mich jedoch die rote Ruhr und das Nervenfieber zu Boden. Ich wurde ins Lazarett geschafft, blieb dort bis zum 22. Juni und wurde dann, ein völliges Wrack, aus dem Dienst entlassen.

Mein Zustand zu der Zeit war so erbärmlich, wie er es nur für einen Menschen sein konnte. Ich hatte keinen Pfennig in der Tasche; ein Paar blaue Soldatenhosen schlotterten mir um die Beine, ein schwarzes Sergejäckchen um die Schultern, und auf dem Kopf prangte die Affenmütze. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte; die Fiebersaat war noch nicht fort aus meinem Blut, und keine 300 Schritte konnte ich machen, ohne nach Atem zu ringen. Wenn ich nachts wie ein Klotz in Fieberhize und inneren Blutungen unterm freien Himmel lag, glaubte ich sterben zu müssen. In dem Maß, wie meine Kräfte schwanden, kam der Tod mir näher, und ich hatte weder die Fähigkeit noch den Wunsch mehr,

ihm Widerstand zu leisten. Und doch, mit jeder Morgendämmerung erwachte wieder ein klein wenig Hoffnung in mir, die mich trieb, alle Todesgedanken zu vergessen und nur noch an die Stillung meines Hungers und das Auffuchen eines Obdachs zu denken. Hagerstown ist nur 36 km von Harpers-Fähre entfernt; ich brauchte eine volle Woche, um eine Farm zu erreichen, die noch nicht auf dem halben Wege lag. Ich bat hier um Erlaubnis, in einen Bretterstadel unterzuschlupfen, was der Gutsherr gestattete. Meine Lippen waren vom Fieber abgeschorft, mein Gesicht brannte unter der Schmutzschicht von einer Woche, meine Augen waren vereitert, — so mag ich, nach der Bemühung des guten Mannes zu urteilen, seinen Abscheu zu verbergen, wohl einen entsetzlichen Anblick dargeboten haben. Was lag daran? Er schüttete mir etwas Heu auf dem Boden zurecht, und ich fiel darauf nieder, ohne die geringste Lust, mich je wieder davon zu erheben. Es dauerte einige Tage, ehe ich mein Bewußtsein wieder erlangte und entdeckte, daß ich auf einer Matratze lag und verschiedene Kleidungsstücke anhatte. Auf dem Leib fühlte ich ein frisches Leinenhemd, und Gesicht und Hände waren reingewaschen. Ein Mann namens Humphreys pflegte meiner, als Vertreter des Farmers, solange der abwesend war. Dank unablässiger Sorge und der ausschließlichen Kost von frischer Milch kam ich langsam wieder etwas zu Kräften, konnte nach einiger Zeit im Obstgarten sitzen und genas von da an durch die frische Luft und reichlichere Kost verhältnismäßig schnell. Anfang Juli war ich imstande, bei den letzten Erntearbeiten mitzuhelfen und am Erntefest teilzunehmen.

Das Farmhaus, wo mein guter Samariter lebte, liegt dicht an der Hagerstowner Landstraße, einige Meilen unterhalb Sharpsburg. Der Name meines Retters ist einer der wenigen, die meinem Gedächtnis entfallen sind. Ich blieb bei ihm bis gegen Mitte August. Ich wurde die ganze Zeit über aufs beste beköstigt und gepflegt, und als ich ihn verließ, bestand er darauf, mich bis Hagerstown zu fahren und meine Eisenbahnfahrt bis Baltimore aus seiner Tasche zu bezahlen.*)

*) Stanley erinnerte sich später, daß die Farm einem Herrn Baker gehörte und daß er im Juni 1862 von Harpers-Fähre aus dorthin gewandert sei.

X. Stanley als Journalist.

Bis hierher hat Stanley seine eigene Lebensgeschichte erzählt. Die jetzt folgenden Kapitel stellen meist Auszüge aus seinen nachgelassenen Papieren und Aufzeichnungen dar.

Der Inhalt setzt sich erstens aus einem stenographierten Tagebuch, das er vom Jahre 1862 an führte, und dann aus Einträgen in ein größeres Tagebuch, die er in unregelmäßigen Zwischenräumen viele Jahre hindurch machte, sowie aus gelegentlichen Bemerkungen und Rückblicken in seinen Taschenbüchern während seines Lebensabends zusammen.

Am 22. Juni 1862 wurde er, wie oben erwähnt, von Harpers-Fähre entlassen. Dann finden wir ihn „bei der Ernte in Maryland“ beschäftigt, und später half er sich auf einem Austerschiff wieder auf die Beine. Auf diese Art entran er dem wilden Kriegsleben, in das er sozusagen von selbst hineingeraten war. Voll Sehnsucht wandte sich jetzt sein Herz den eigenen Verwandten in England zu, die er bestimmt zu finden hoffte. Er erzählt:

„November 1862. Ich kam auf dem Segelschiff E. Sherman in Liverpool an. Ich war sehr arm, überdies krank und recht schäbig gekleidet. Sofort eilte ich nach Denbigh und suchte das Haus meiner Mutter auf. Stolz klopfte ich an die Türe, voll Hoffnung, im ganzen Glanze meiner erworbenen Männlichkeit zu erscheinen und darauf hinweisen zu können, was noch alles aus mir werden würde. Offen gestanden hatte ich so meine Zweifel hinsichtlich meiner gegenwärtigen Stellung, aber wie sich eine Braut für den Geliebten schmückt, so hatte ich mir schon im Geiste meine Erzählung vorbereitet, um der zu gefallen, von der ich hoffte, daß sie mich endlich als liebevolle Mutter aufnehmen werde. Doch was ich fand, war nicht einmal Zuneigung, und nie wieder verlangte mich nach der Liebe meiner Mutter.

Man bedeutete mir, ich sei eine Schande für die Familie in den Augen der Nachbarn, und es wäre am besten, ich reiste so schnell wie möglich wieder ab.“

Trotz der ihm widerfahrenen Lieblosigkeit erinnerte sich

Stanley, als er berühmt und reich geworden war, doch seiner Verwandtschaft und leistete Hilfe, wo er konnte. Aber die wiederholten Zurückweisungen seiner Zärtlichkeit, von der sein Herz so voll war, hatten zur Folge, daß er sich von da an stets die größte Zurückhaltung auferlegte.

Nach Amerika zurückgekehrt, warf er sich in einer Art Haß gegen die Welt auf ein Leben angestrengtester Tätigkeit, und zwar hauptsächlich an Bord. Denn erstens war das für ihn das bequemste Mittel, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, und andererseits hatte er einen ausgesprochenen Hang zu Abenteuern, die er denn auch in Hülle und Fülle erlebte. Während des Jahres 1863 und der ersten Monate 1864 befand er sich im Kaufmannsdienst auf mehreren Schiffen, die Westindien, Spanien und Italien anliefen.

Einen Schiffbruch erwähnt er zum Beispiel nur mit zwei Zeilen: „Schiffbruch auf der Höhe von Barcelona. Die Mannschaft in der Nacht ertrunken. Nacht an Land geschwommen. Karabinieri. Kaserne. Man verlangt meine Papiere.“

Gegen Ende des Jahres 1863 finden wir ihn in Brooklyn, New-York; sein Bericht darüber lautet:

„Wohne bei Richter X. Sinnlos betrunken, versucht er seine Frau mit dem Beil zu erschlagen; versucht es dreimal. Ich halte ihn die ganze Nacht in Schach. Bin am nächsten Morgen sehr erschöpft. Sünde mir im Salon eine Zigarre an. Seine Frau kommt herunter, beschimpft mich und ist außer sich, daß ich mir erlaube, in ihrem Hause zu rauchen!“

Im August 1864 trat Stanley in die amerikanische Kriegsflotte ein, wahrscheinlich, weil er dort mehr Abenteuer zu erleben hoffte als auf einem friedlichen Handelsfahrzeug. Auf alle Fälle war dieser Schritt der Anlaß und der Anfang seiner ihm beschiedenen Beschäftigung und Laufbahn — zuvörderst als Berichterstatter und später als Entdecker und selbständig Wirkender in der Weltgeschichte.

Aus seinen Tagebüchern und Aufzeichnungen geht nicht hervor, wie und warum er Zeitungskorrespondent wurde. Aber wir wissen das „Wo“; und kein noch so ehrgeiziger Reporter hätte sich eine bessere Gelegenheit zum Berichterstellen wünschen können, als Stanley sie hatte, da er Zeuge war vom ersten und zweiten

Angriff der Verbündeten des Nordens auf das Fort „Fisher“ in Nord-Carolina. Er sah mit eigenen Augen, wie im Dezember 1864 General Butler den Hafen vom Meere aus angriff, wie ein mit Pulver beladenes Schiff unter seinen Mauern explodierte, — war Zeuge der vielen Heldentaten Butlers und sah ein Jahr später die zweitägige Beschießung durch die Flotte mit an und wie zweitausend Matrosen und Seesoldaten den Versuch machten, das Fort zu — erklettern; sah, wie sie durch ein mörderisches Feuer zurückgeworfen wurden, während eine zweite Abtheilung auf einer andern Seite angriff und die Verteidiger im Handgemenge zurücktrieb, bis das Fort schließlich erobert war. Bei beiden Gelegenheiten fiel Stanley die Aufgabe zu, den Kampf zu beobachten; den Bericht davon erstattete er in dem ihm eigenen klaren und kräftigen Stil.

Drei Monate später, im April 1865, war der Krieg zu Ende, und Stanley kehrte dem Seeleben den Rücken. Dann finden wir jahrelang in seinem Tagebuch nur Ortsangaben mit Datum, wie zum Beispiel: „St. Joseph — Missouri — über die Ebenen — Indianer — Salt Lake City — Denver — Black Hawk — Omaha.“ Anscheinend war er die ganze Zeit über erfüllt von schäumender, jugendlicher Tatkraft und angeborenem Hang zur Abwechslung und zu Abenteuer. Wie er in späteren Jahren erzählte, sprudelte er damals derart von Lebenskraft, daß, wenn ein Pferd quer über seinem Weg stand, er in sich den Drang verspürte, nicht um es herumzugehen, sondern darüber hinwegzuspringen.

Während dieser ganzen Zeit scheint er sich mehr oder weniger mit Zeitungsberichterstattung beschäftigt und die Absicht gehabt zu haben, den Beruf eines Journalisten auszuüben. Spuren dieser Tätigkeit finden wir in folgender, von ihm selbst erzählten Episode:

„Mit der Presse in Verbindung suchte ich eine Theatergesellschaft in Omaha auf, und jung und dumm wie ich war, befriedigte mich das außerordentlich. Nach einer Benefizvorstellung, bei der ich selbst mitwirkte, speiste ich mit den Schauspielern und trank zum erstenmal so viel Wein, daß ich einen richtigen Begriff von den Freuden und Leiden der Trunkenheit bekam. Ich werde den Eindruck wohl nie mehr vergessen. Eine nicht zu unterdrückende Heiterkeit und liebevollste Zuneigung zu meinen fröhlichen Festgenossen erfüllte mich. Die Damen der Truppe erschienen mir

schöner als die Huris des Paradieses; besonders eine, für die ich eine geradezu unaussprechliche Zärtlichkeit empfand. Als wir mit dem Schmaus fertig waren, dem Weine fleißig zugesprochen und unsere besten Geschichten erzählt hatten, beschlossen wir ungefähr um zwei Uhr früh, auseinanderzugehen. Die Damen verfügten sich in ihre Behausungen; wir Herren dagegen fühlten uns aufgelegt, noch irgendeinen lustigen Spaß im Freien auszuführen. Die Wirkung des Weines hatte ihren Höhepunkt erreicht. Wir sprangen herum und sangen: „Wir gehn noch lange nicht“ usw. Der Bürgersteig kam mir vor wie das Deck eines Schiffes im Sturm, die Laternen hingen gefährlich über, und die sonst so feste Erde schien eine seltsame Federkraft zu besitzen. Strophen aus Seeliedern von dem „salzigen Meer“ — dem „tapferen Matrosenjungen“ usw. usw. kamen mir infolge des schwankenden Bodens ins Gedächtnis und fügten sich in meinem Hirn zu einer Art von Potpourri; und eine lärmendere Gesellschaft, als wir es schließlich wurden, läßt sich schwerlich denken.

Heute noch wundere ich mich, daß man nicht mit Revolvern auf uns geschossen hat, zumal die Bewohner von Omaha als nicht besonders friedlich galten, wenn man sie ärgerte. Schließlich sagte irgend jemand, man sei uns auf den Fersen, und das genügte völlig, uns zu größter Eile anzuspornen, und so langten wir jeder in seiner Wohnung gegen vier Uhr früh an. Ich, ohne den geringsten Unfall zu erleben oder irgend einem Polizisten zu begegnen. Als ich mich aufs Bett warf, verfiel ich in einen tiefen Schlaf. Als ich wieder erwachte, hatte ich fürchterliches Kopfweh und die tiefe Ueberzeugung, mich schändlich benommen zu haben.

Immerhin war ich um eine Erfahrung reicher, und ich gelobte mir damals, mich nie wieder in ähnlicher Weise gehen zu lassen.“

Sein heißer Wunsch nach großen Thaten führte ihm schließlich einen Gefährten von ähnlicher Sinnesart in den Weg. Mit W. S. Cook machte er sich im Mai 1866 nach Denver auf. Er erzählt:

„Wir kauften uns einige Bretter und Werkzeuge und bauten in wenigen Stunden ein Boot mit flachem Boden. Nachdem wir uns mit Lebensmitteln und Waffen gegen die Indianer ausgerüstet hatten, fuhren wir gegen Abend den Platte-Fluß hinab. Nach zweimaligem Umkippen, vielen Abenteuern und nachdem wir

einige Male nur mit knapper Not mit dem Leben davongekommen, erreichten wir den Missouri. Von Omaha reisten wir nach Boston und bestiegen dort im Juli 1866 ein Segelschiff nach Smyrna.“

Ihre Absicht war, ins Innere Kleinasiens einzudringen; was sie eigentlich planten, wird nicht genau erzählt. Wahrscheinlich hatte Stanley durch seine Reportertätigkeit sich die notwendigen Geldmittel für die Unternehmungen zusammengespart. Begeistert schildert er das Zusammenwirken von klassischen und biblischen Eindrücken und all das Wunderbare und Bezaubernde einer orientalischen Landschaft, sowie das Aussehen von Land und Leuten. Von Smyrna aus drangen sie mit größter Eile in das Innere vor. Es war das der erste Trunk aus der Wunderwelt des Orients, und er sog ihn ein mit voller Begierde.

Aber bald traf sie ein Unheil nach dem andern. Zuerst zündete der amerikanische Diener, den sie mitgebracht hatten, aus reinem Uebermut ein Feuer an, das sich dann weiter verbreitete und großes Unheil anzurichten drohte. Dadurch zogen sie sich den Haß und die Wut einer Menge von Dorfbewohnern zu, und nur mit größter Mühe gelang es ihnen, sie zu beruhigen. Als sie dann in wildere Gegenden kamen, heßte ihnen ein treuloser Führer eine Horde Türken auf den Hals. Erst prügelte man sie halb tot, dann nahm man ihre ganze Habe weg — ungefähr zwölfhundert Dollars — ihren Kreditbrief und ihre sämtliche Ausrüstung, schleppte sie hierauf in ein Dorf und stellte sie als Uebelthäter vor Gericht. Fünf Tage lang von Ort zu Ort geschleppt, entgingen sie dem drohenden Tode nur durch die Dazwischenkunft eines wohlwollenden, alten Mannes.

Das halb barbarische Gefängnis, dem man sie schließlich überlieferte, wurde für sie ein Hafen des Glücks; denn es erschien auf der Bildfläche ein gewisser Herr Peloso, Agent der Kaiserlich Ottomanischen Bank in Konstantinopel, der sich in liebenswürdigster Weise für sie einsetzte. Er übermittelte dem türkischen Gouverneur den wirklichen Tatbestand, das Blatt wendete sich infolgedessen: die vorher Ankläger gewesen, wanderten jetzt selbst ins Gefängnis, während Stanley und sein Reisegefährte sich ungehindert nach Konstantinopel begeben konnten. Mr. Morris, ein amerikanischer Geistlicher, und der amerikanische Generalkonsul, erwiesen ihnen die größten Aufmerksamkeiten und nahmen sie gastfreundlich

auf. Ihre ehemaligen Ankläger wurden vor Gericht gestellt, schuldig befunden und bestraft, und schließlich kam sogar die türkische Regierung noch für das gestohlene Gut auf.

Das war das Ende der Stanley-Cookschen Expedition nach Asien. Die erste Forschungsreise Stanleys hatte also mit einer großen Schlappe geendet. Jedoch Nichterfolg ist nicht der Beweis für die Unfähigkeit eines Menschen; denn der Unterschied zwischen einem erstklassigen und einem fünftklassigen Menschen besteht in der Fähigkeit, mit der ersterer seine Mißerfolge überwindet und wieder von neuem beginnt.

XI. West und Ost.

Indianerkriege im Westen. - Der abessinische Feldzug.

Neber seine Anfänge als Journalist schreibt Stanley: „Mein eigentlicher Eintritt in das journalistische Leben als festangestellter Sonderberichterstatter erfolgte in St. Louis nach meiner Rückkehr aus Kleinasien. Bis dahin hatte ich nur gelegentlich Berichte eingesandt, die allerdings gut bezahlt wurden, wenn sie Ereignisse von großem allgemeinem Interesse behandelten. Von jetzt an war ich Berichterstatter für Nordwest-Missouri, Kansas und Nebraska. Im Jahr 1867 wurde ich beauftragt, mich der Unternehmung General Hancocks gegen die Kiowas und Comanchen anzuschließen, und hatte bald darauf nach Schluß dieses unblutigen Feldzuges die Friedensabordnung in die Indianergebiete zu begleiten.“

Ueber diese zwei Expeditionen berichtet Stanley in einer Reihe von Briefen an den „Missouri Democrat“, aus denen er im Jahr 1895 den ersten der zwei Bände „Meine ersten Reisen und Abenteuer“ zusammenstellte. Es ist dies ein ausführliches Kapitel über eine der einschneidendsten und folgenschwersten Berührungen zwischen Wilden und Zivilisierten. Zwei Jahre nach Beendigung des Bürgerkriegs rückte der Strom der Ansiedler schnell und unaufhaltsam über die großen Prärien des Westens vor. Täglich wurde die Linie der Pacificbahn um vier Meilen vorgeschoben. Sie führte mitten durch die besten Jagdgründe der Siour-Indianer, die auf Schritt und Tritt Widerstand leisteten. Ueberall garte es unter den Indianern, und Ueberfälle auf die weißen Ansiedler waren an der Tagesordnung. Im März wurde unter General Hancock eine Streitmacht ausgesandt, der sich Stanley anschloß. Allgemein erwartete man schwere Kämpfe. Aber General Hancock weihte Stanley in seine Pläne ein, auf friedliche Weise mit den Indianern Fühlung zu nehmen und Ruhe zu schaffen. In einem Marsche von 750 km brachte er diesen Plan zur Durchführung.

Aber der Erfolg war nicht von Dauer: kaum war Hancock zurückgekehrt, so hallte die Prärie wieder vom Kriegsruf, ein allgemeiner Indianerkrieg schien unausbleiblich. Daher sandte der Kongreß eiligst eine neue Friedensabordnung. An ihrer Spitze

stand der berühmte General Sherman. Nach einigen eindrucksvollen Ansprachen an die Indianerstämme überließ Sherman die weitere Arbeit den übrigen Friedensbevollmächtigten, die zu diesem Zweck weit und breit — einige tausend Meilen — die Ebenen bereisten. Sie pflogen mit den Hauptstämmen Beratung und schlossen eine Reihe von Verträgen, die, noch wirksamer gemacht durch Geschenke und offenes freundschaftliches Benehmen gegenüber den Indianern, eine allgemeine Beruhigung zur Folge hatten.

In Stanleys farbenreicher Schilderung sind vielleicht die fesselndsten Punkte die Reden der indianischen Häuptlinge. So sagte z. B. der alte Santanta: „Ich liebe das Land und den Büffel und kann nicht leben ohne sie. Ich brauche keines dieser Medizinhäuser im Land. Ich will, daß unsere Kleinen so aufwachsen, wie ich aufgewachsen bin. Du versprichst mir ein Land nahe bei den Bergen. Ich will mich dort nicht ansiedeln. Ich liebe es, über die weite Prärie zu streifen, und wenn ich es tue, dann fühle ich mich frei und glücklich; aber wenn wir uns ansiedeln, dann werden wir bleich werden und sterben.“

„Nur wenige“, schreibt Stanley, „werden wohl die Reden der Indianerhäuptlinge lesen können, ohne ein tiefes Mitgefühl für sie. Sie ergreifen uns durch ihr echtes Pathos und ihre kummervolle Würde. Aber sie verlangten Unmögliches. Die Hälfte eines Kontinentes konnte man doch nicht für Büffelweiden und Jagdgründe aufsparen.“ Und damit hat er freilich, so hart es klingen mag, den Nagel auf den Kopf getroffen. Aus diesen Unterhandlungen zog Stanley, wahrscheinlich unbewußt, Lehren aller Art, wie man mit wilden Völkern umzugehen habe. Shermans kluge Art und Weise, die Indianer bald als Kinder, bald als Krieger anzureden und zu behandeln, wandte er später auf seinen Reisen in Afrika mit bestem Erfolge den Negern gegenüber an.

Nach diesen Indianerfahrten wandte Stanley seine Schritte wieder nach der Alten Welt. Er berichtet:

„1. Januar 1868. Das letzte Jahr verbrachte ich hauptsächlich in den westlichen Territorien als Berichterstatter des „Missouri Democrat“, wobei ich gelegentlich auch Berichte an verschiedene andere Zeitungen, wie den „New York Herald“, sandte. Vom „Democrat“ bezog ich 15 Dollars wöchentlich, sowie die Reisekosten, aber durch Beiträge für die andern Zeitungen verdiente

ich durchschnittlich 90 Dollars die Woche, da meine Berichte von allgemeinem Interesse waren. Wenn auch hin und wieder leichtsinnig, ersparte ich mir doch allmählich 3000 Dollars.

Als ich von der britischen Expedition nach Abessinien hörte, löste ich, zumal die Indianerunruhen beigelegt waren, meinen Vertrag mit dem „Democrat“ und zog meine Guthaben ein, die mir auch pünktlich ausbezahlt wurden. John Ruffel Young, der Herausgeber der „New York Tribune“ belobte mich außerordentlich und bedauerte lebhaft, einem, wie er es nannte, so unermüdlischen Berichtersteller nicht mehr von Nutzen sein zu können. Ich verbeugte mich dankerfüllt und begab mich auf die Redaktion des „Herald“. In einem Anfall von Mut fragte ich nach Mr. Bennett, dem weltbekannten amerikanischen Zeitungsmann. Zum Glück erregte meine Karte seine Aufmerksamkeit, und ich wurde vorgelassen. Bald stand ich vor einem hochgewachsenen, imponierend aussehenden jungen Mann, der mich mit den Worten empfing: „Ah, Sie sind der Korrespondent, der Sherman begleitet hat. Ich muß sagen, Ihre Berichte haben uns trefflich auf dem Laufenden erhalten. Ich wollte, ich könnte Ihnen eine dauernde Stelle anbieten, denn so umsichtige Leute wie Sie können wir gut gebrauchen.“

„Ihre Liebenswürdigkeit ermutigt mich zu der Frage, ob ich mich Ihnen nicht für die abessinische Expedition zur Verfügung stellen darf.“

„Ich fürchte, die abessinische Expedition wird nicht genügend Interesse für amerikanische Leser bieten; aber unter welchen Bedingungen würden Sie reisen?“

„Entweder als Sonderberichtersteller gegen ein mäßiges Gehalt oder gegen Honorierung jedes meiner Briefe. Im letzteren Falle müßte ich mir natürlich vorbehalten, gelegentlich auch Berichte an andere Zeitungen senden zu dürfen.“

„Wir teilen uns im allgemeinen nicht gern mit andern Zeitungen in Nachrichten, aber wir wären nicht abgeneigt, ausschließlich für uns bestimmte Berichte gut zu bezahlen. Sind Sie jemals früher im Ausland gewesen?“

„Gewiß. Ich habe den Orient bereist und bin auch verschiedene Male in Europa gewesen.“

„Nun, und wie würden Sie sich zu einer probeweisen Anstellung verhalten? Bestreiten Sie selbst Ihre Reisekosten bis

Abessinien, und wenn Ihre Berichte jugkräftig sind, schnell eintreffen und lediglich für uns bestimmt sind, kann ich Ihnen ein gutes Honorar für jeden Brief zusichern und Ihnen den gleichen Satz wie unsern Sonderberichterstatlern in Europa zukommen lassen. Sie würden dann sozusagen dauernd angestellt sein."

"Sehr gut, Sir. Ich stehe also zu ihrer Verfügung."

"Wann gedenken Sie abzureisen?"

"Am 22. Dezember mit dem Dampfer „Hekla“."

"Das wäre also übermorgen. Gut. Betrachten Sie die Sache als abgemacht. Warten Sie noch einen Augenblick, ich werde ein paar Zeilen an unsern Vertreter in London schreiben."

In wenigen Minuten hatte ich einen Brief an Oberst Anderson, Vertreter des „New York Herald“ in London, in der Tasche und war, was längst das Ziel meines Ehrgeizes gewesen, regelmäßiger Berichterstatler des „New York Herald“. Am Morgen des 22. besorgte ich mir Empfehlungsbriefe von den Generälen Grant und Sherman, in der Voraussetzung, daß sie mir bei den Offizieren der britischen Expedition von Nutzen sein könnten. Wenige Stunden später fuhr ich mit dem Postdampfer ab."

Die Briefe an den „New York Herald“, die den abessinischen Feldzug behandelten, finden sich in der letzten Hälfte von Stanleys Werk: „Coomassie und Magdala“. König Theodor von Abessinien hielt den englischen Konsul und sechzig Offiziere und Missionare seit Jahren in harter Gefangenschaft. Die fruchtlosen Verhandlungen zum Zwecke ihrer Befreiung — die Entsendung einer kleinen Armee von englischen und indischen Truppen unter Sir Robert Napier — das monatelange langsame Vorrücken durch immer wilder werdende Gebirgsgegenden bis zu 3000 Meter Höhe — Napiers abwartende Taktik gegenüber König Theodor, dessen Untertanen bereits anfangen, sich gegen seine Gewaltherrschaft aufzulehnen — die Ankunft vor der Hauptstadt — den plötzlichen Ueberfall seitens der abessinischen Streitkräfte — die Ohnmacht der mit Speeren und Luntens Flinten bewaffneten Neger gegenüber den mit modernen Waffen ausgerüsteten britischen Truppen — die Auslieferung der Gefangenen und ihren Empfang im britischen Lager — den Anblick der Leichen von 300 erst vor kurzem niedergemetzelten Gefangenen — den Angriff am nächsten Tag — die Einnahme der Stadt — König Theodors Selbstmord — die Rückkehr zur Küste



— alles dies hat Stanley selbst erlebt. Sein Bericht enthält außer den oben erwähnten Ereignissen und der Schilderung von Theodors hohem innern Wert und schließlicher Entartung viele Erzählungen über die großartigen neuen Landschaften, die barbarischen Sitten, über Vorfälle bei dem seltsamen Austausch von Höflichkeiten usw. Er plaudert darin voll guter Laune und überschäumender Lebenskraft. Anfänglich als Amerikaner von den übrigen Berichterstattern über die Achsel angesehen, stand er jedoch bald mit ihnen auf bestem Fuß. Napier war höflich gegen ihn und räumte ihm dieselben Vorrechte wie den englischen Berufsgenossen ein. Auch mit den Offizieren stand er gut.

Als Berichterstatter konnte Stanley bald einen hervorragenden Erfolg verzeichnen, den er sowohl einem günstigen Zufall wie auch seiner eigenen Unermüdlichkeit verdankte. Ehe er nämlich auf dem Wege nach Abessinien Suez verließ, hatte er ein Abkommen mit dem Vorstand des Telegraphenamtes hinsichtlich der Weiterbeförderung seiner Telegramme getroffen. „Meine Telegramme“, schreibt er in seinem Tagebuch, „wurden an ihn selbst gerichtet, und er übernahm es, sie unverzüglich nach London weiterzugeben, wofür ich eine hübsche Summe zu blechen hatte.“ Auf dem Rückmarsch aber bekam er keine Erlaubnis, Eilboten mit Depeschen vorauszuschicken. Alles mußte nämlich in demselben Postsack gehen, in dem sich die amtlichen und andern Preßberichte befanden. Als er nun endlich wieder in Suez war, harrten seiner fünf Tage Quarantäne. Doch es glückte ihm, ein langes Telegramm an seinen Freund, den Telegraphenbeamten, an Land zu schmuggeln. Es wurde eilends abgeschickt. Gleich darauf brach das Kabel zwischen Alexandrien und Malta, und für Wochen war jede Verbindung mit England unmöglich. Stanleys Telegramm war daher das einzige, das nach London die Nachricht von Theodors Unterwerfung brachte. Ueberraschung, allgemeines Kopfschütteln, der „Herald“ wird einer „Ente“ beschuldigt — schließlich Bestätigung der Nachricht und große Anerkennung. Stanley hatte sich damit seinen Platz unter den ersten Berichterstattern der Welt erobert. Er bemerkt in seinem Tagebuch:
„Alexandria am 28. Juli 1868. Ich bin jetzt ständiger Angestellter des „Herald“ und muß die Augen offen halten, daß mir mein zweiter Wurf so gut gelingt wie der erste. Ich bin gespannt, wohin ich demnächst geschickt werde.“

XII. Kreuz- und Quersfahrten.

Der nächste Auftrag lautete, er habe über den Suezkanal zu berichten, der in einem Jahr fertig sein solle. Dann solle er sich nach Kreta begeben, um den dortigen Zustand zu schildern. Dort fand er wohl nichts verblüffend Neues, aber er erweiterte seine Kenntniss von Land und Leuten. Auf der Rückreise verliebte er sich bis über die Ohren in eine schöne Griechin auf der Insel Syra. Mit viel Humor erzählt er später von den erstaunlich naiven Bemühungen ihrer Verwandten, ihn schleunigst mit ihr zu verheiraten. Doch sein Latendrang und frischer Lebensmut retteten ihn, frei und mit ungebrochenem Herzen eilte er von Schauplatz zu Schauplatz, den plötzlichen und immer wechselnden Aufträgen des „Herald“ gehorsam. Nach Athen, um Zeuge einer königlichen Taufe zu sein und die Tempel und Ruinen zu beschreiben, deren Anblick ihn in höchste Begeisterung versetzte. Nach Smyrna, Rhodos, Beirut und Alexandrien, dann nach Spanien, wo große Ereignisse sich vorzubereiten schienen. Raum hatte er den spanischen General Prim interviewt, als er einen neuen über- raschenden Auftrag erhielt.

Dunkle Gerüchte waren aufgetaucht, daß Dr. Livingstone, der berühmte Entdecker und Missionar, sich auf der Heimreise aus Afrika befinde. Auf gut Glück und um die ersten Nachrichten von ihm zu erhalten, sollte Stanley nach Aden gehen und nötigenfalls auch nach Sansibar. Sofort fuhr er nach Aden, wo er am 21. November 1868 anlangte. Keine Spur von Livingstone! Er erkundigte sich schriftlich beim Konsul Webb in Sansibar und wartete und wartete in einer jämmerlichen, sonnendurchglühnten kleinen Stadt. Aber er war dabei nicht müßig. Er schrieb ein Buch über den Feldzug in Abessinien, das fünf Jahre später erschien. Dann machte er sich über einen Stoß „guter Bücher“ her, die er sich für seine Reise im Orient gekauft: Josephus, Herodot, Plutarch, Derbys Iliade, Drydens Virgil und andere auserlesene Klassiker, Bücher über Aegypten, Handbücher über Griechenland, die Levante und Indien, Kieper's Atlas von Kleinasien usw. Jede Stunde nutzte er, um seinen Bildungshunger zu befriedigen, der ebenso außerordentlich

war wie die Vielseitigkeit seines regen Geistes. Die Hitze und der Staub wurden immer schlimmer — und immer noch kein Wort von Livingstone!

„1869, am Neujahrstag. Eine Menge Leute kommen gratulieren und wünschen mir ein glückliches neues Jahr. Und ich möge noch vieler solcher Tage erleben. Die Wünsche sind ohne Zweifel aufrichtig, aber was können sie ausrichten, und was ist überhaupt Glück! Seltsame Gewohnheit, gerade diesen Tag aus all den andern herauszugreifen, um Glück zu wünschen, wo innerlich jeder eher an das Schwinden der Zeit denken müßte und an die Rückstände, die noch übrig bleiben, die Summe seines wirklichen Glücks voll zu machen!

Was mich betrifft, weiß ich wirklich nicht, was mir eigentlich fehlt, mich glücklich zu machen. Ich bin gesund, jung und ungebunden. Aber was der Morgen bringen wird, vermag ich nicht zu sagen. Deswegen erhalte dir nach Möglichkeit die Gesundheit! Der Gedanke des Alterwerdens mit jeder Sekunde sagt mir, daß das Glück in dieser Welt vergänglich ist. Aber wenn Glückseligkeit so viel heißt wie frei sein von Sorge, Angst, Furcht und Zweifel, dann bin ich glücklich gewesen, und wenn ich mitten im Ozean, fern von allen Menschen, nur mit dem Nötigsten versehen, um das Leben zu fristen, eine einsame Insel fände, dann könnte ich auch jetzt noch glücklich sein und vielleicht alles vergessen, was mich an Unglück erinnert. Und wenn der Tod käme, würde ich in ihn eingehen wie in einen langen Schlaf und in tiefe Ruhe. Daher wende ich mich lieber dem zu, was so mancher am heutigen Tage anstellt, nämlich der Betrachtung. Mit Bedauern denke ich all der un verrichteten Dinge, die getan hätten werden können — der Worte, die niemals hätten fallen dürfen, der niedrigen Gedanken, die den Geist beflecken — und nehme mir vor, mit Gottes Hilfe besser, reiner und edler zu werden.“

Nach zehn Wochen fruchtlosen Harrens in Aßen ward Stanley endlich erlöst und kehrte Livingstone, der immer noch tief im Innersten Afrikas weilte, den Rücken. Auf der Reise berührte er wieder Alexandria. Ein kleines Vorkommnis hier beweist, daß Stanley, bei aller Voreingenommenheit für englisches Wesen, doch nicht blind war für dessen Fehler, und stellt seiner Wahrheitsliebe

und damit auch der Glaubwürdigkeit seiner Aufzeichnungen ein gutes Zeugnis aus. Er schreibt:

„9. Februar 1869. Alexandria. Speiste mit G. D. und seiner Frau. Unter den Gästen befindet sich ein junger Mann namens J. — Er scheint häufiger Gast hier zu sein, und die bösen Zungen von Alexandrien wissen sich merkwürdige Dinge über ihn zu erzählen. Echt englisch das! Bei aller zur Schau getragenen Christlichkeit, Moral und guten Sitte und was sonst noch drum und dran hängt, sind sie immer bössartig, klatschüchtig und niedrig. Ach, wenn ich nur eine Insel entdeckte, wo es keine gäbe!

Das erinnert mich an eine Reise nach Suez im vergangenen November. Zwei hübsche junge Leute fuhren mit mir im selben Abteil. Sie waren sichtlich reiseunerfahren und schüchtern. Ich war weder das eine, noch das andere. Ich hatte mich mit einem Korb voll Orangen und belegten Brotschnitten, sowie einem Wasserkühler versehen. Sie nicht. Und als wir durch den uns von allen Seiten umwirbelnden Staub und die heiße, brütende Landschaft fuhren und uns der feine, glühende Sand ins Gesicht flog, mußten sie ihre Köpfe verhüllen, und das schien ihnen außerordentlich unbequem zu sein. Ich sprach sie an und bot ihnen meine Erfrischungen an.

Ihre Schüchternheit verschwand, und wir aßen, lachten und vergnügten uns. Dann kamen Pfeifen und Zigarren zum Vorschein, und ich tat mein Bestes, sie zu unterhalten, und erzählte von dem Lande Gosen, Ramses, dem Brunnen des Moses und ähnlichem mehr. Endlich kamen wir in Suez an, und da man mich im Hotel kannte, bekam ich ohne weiteres ein Zimmer. Während ich mich wusch, hörte ich Stimmen nebenan; mein Zimmer war von dem anstoßenden durch eine acht Fuß hohe Bretterwand getrennt. Nebenan sprachen meine jungen Reisegefährten über mich. Es ist ein altes Sprichwort: „Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand“, aber wäre ich ein Leprakranker oder ein Paria gewesen, man hätte nicht abfälligere Worte über mich gebrauchen können.

Das war das dritte Mal in vierzehn Monaten, daß ich mit Engländern zusammentraf, die mir ins Gesicht höflich waren und hinterm Rücken über mich schimpften. Es kränkte mich zwar, aber ich war wieder um eine Erfahrung reicher.“

Wieder ist Stanley im Hauptquartier in London und bekommt neue Aufträge für Spanien. Dort verbringt er sechs Monate — vom März bis September 1869 — und beschreibt verschiedene Szenen aus der Revolution. Diese Briefe gehören zu seinen besten. Die spanische Landschaft mit ihrem bunten Volk, die tumultuarischen Ereignisse, Barrikaden- und Straßenkämpfe, Anführer und typische Charaktere und die Fragen des Tages sind sein großes und mannigfaches Thema.

Als Stanley in Spanien ankam, lernte er binnen kurzem die Sprache des Landes mit solchem Erfolg, daß er bereits im Juni Reden halten und Artikel für eine spanische Zeitung verfassen konnte.

Der Aufstand im September 1868, der die Königin Isabella vom Thron vertrieb, führte zu einer provisorischen Verwaltung, der bekannte General Prim war Kriegsminister.

Am 15. Juni 1869 war Stanley auf der Plaza de los Cortes zugegen, als vor 20 000 Menschen, die ihre „Vivas“ brüllten, die Verfassung verlesen wurde.

Wenn irgendwo ein Karlist, und war es hundert Meilen entfernt, sein Haupt erhob, da war Stanley augenblicklich zur Stelle. Einst eilte er von Madrid weg und suchte einen rebellischen Karlisten auf, der sich in Santa Cruz de Campezu erhoben haben sollte. „In Vittoria angekommen, belegte ich sofort einen Platz im Postwagen nach Santa Cruz. Der Weg führte uns westlich dem Atlantischen Ozean zu durch das Tal von Zadora. Wer Napiers Kämpfe auf der Iberischen Halbinsel gelesen hat, der kann sich vorstellen, wie mich jeder Fleck, jedes Stück Boden, interessieren mußte. Das Tal war ein Schlachtfeld, auf dem die Scharen Portugals, Spaniens und Englands sich mit Bonapartes Heeren maßen.“

In Santa Cruz erfuhr Stanley, die Aufständischen seien in die Berge geflohen und hätten 40 Gefangene zurückgelassen. Er kehrte daher nach Madrid zurück, um sich General Siales und seinem Gefolge zu einem Besuch des Palastes von La Granja, der den Namen „Der Wolkenpalast des Königs von Spanien“ führt, anzuschließen.

Eines Abends erfuhr er in Madrid, mehrere Bataillone und Regimenter seien in Eilmärschen nach Saragossa entsandt worden. „Natürlich mußte ich wissen, was dort vorging. Was konnte die

Entsendung aller dieser Truppen nach Saragossa bedeuten? Eine Stunde später um 8 Uhr 30 Minuten abends saß ich im Zug und kam in Saragossa am nächsten Morgen um 6 Uhr an."

Und dort war Stanley Zeuge von dem Aufstand eines stolzen und leidenschaftlichen Volkes. „Sie verweigerten, die Waffen niederzulegen. Mit den Bajonetten rissen sie die Pflastersteine auf und errichteten mit einer an Hezerei grenzenden Geschwindigkeit feste, breite, brusthohe Barrikaden. Eine, zwei, drei, vier, fünf, nein zehn Schanzen waren so schnell aufgeworfen, wie man es ausspricht, und hunderttausend merkwürdige Dinge gehen vor sich. Karren flogen auf die Brustwehren, Droschken werden hinaufgeworfen, Sofas, Schreibtische und die merkwürdigsten Arten von Hindernissen türmen sich auf."

Stanley selbst befand sich auf einem Balkon, nicht innerhalb der Befestigungen, sondern einen halben Häuserblock außerhalb. Eine Batterie reitender Artillerie hatte sich 500 Meter von der Stelle, wo er stand, aufgepflanzt. In seiner unmittelbarsten Nähe plakten die Bomben, und das Feuer der Schützen auf den Barrikaden bestrich den Platz vor ihm.

„Als die Geschosse gegen den Balkon zu klatschen anfangen, auf dem ich stand, zog ich mich hinter ein braves Gesims zurück und sah dem wütenden Kampf zu."

Trotz einstündigen Kanonenfeuers waren die Barrikaden doch verhältnismäßig wenig zerstört. Die Soldaten, die bis in Schußweite herangekommen waren, wurden einfach niedergeschossen; wieder donnerte die Artillerie, und als der Rauch sich verzog, sah Stanley, daß die Fußtruppen wieder vorgeedrungen waren. So oft ein Soldat fiel, nahm ein anderer seinen Platz ein. Wilde Verzweiflung kämpfte gegen kalten Mut. „Ich war persönlich Zeuge von Beispielen von Wildheit und Kühnheit, daß mir der Atem stockte. Auf mich, der ich wahrscheinlich der einzige unbetheilte Zeuge dieser schrecklichen Schlacht war, wirkte alles wie eine furchtbare Tragödie ein. Ich war so gebannt von diesem seltsamen und furchtbaren Schauspiel, daß ich kein Auge abwenden konnte."

Die Nacht brach ein, und die Trompeten bliesen zum Rückzug. Die Truppen hatten nach dreistündigem, hartnäckigem Kampf nichts gewonnen und nur den Mut verloren. In Haufen lagen

die Toten vor den Barrikaden. Stanley blieb auf dem Dach, bis er gänzlich erschöpft war. 39 Stunden hatte er nicht geschlafen. „Ich zog mich für einige Stunden zur Ruhe zurück, vollkommen übermüdet, aber mit dem festen Vorsatz, vor Tagesanbruch auf zu sein, und so stand ich denn auch um 5 Uhr früh wieder auf meinem Posten.“

Höchst anschaulich beschreibt er die Szenen hinter den Barrikaden, ehe der Kampf wieder seinen Anfang nahm. „Frische Truppen waren aufgeboten; denn die gestrige Scharke mußte unbedingt ausgewetzt werden. Wieder stürmten sie vor und wurden mit dem Bajonett zurückgeworfen, niedergeschlagen mit den Gewehrkolben und zu Hunderten zu Boden gestreckt von den tödlichen Geschossen. Aber mit beispielloser Verwegenheit kletterten die regulären Truppen über ihre eigenen Toten und Verwundeten hinweg und stürzten sich über die Barrikaden mitten hinein ins Schlachtgetümmel, um für ihre Unerblichkeit den Tod zu finden.“

Zum viertenmal wurden die Regierungstruppen geworfen. In größter Unordnung zogen sie sich auf den Corso zurück, während die „Vivas“ der Republikaner die Luft zerrissen. „Wieder eröffnete die Artillerie das Feuer mit Granaten, und wieder erzitterte die alte Stadt Saragossa bis in ihre Grundfesten. Wieder stieß eine Batterie zu den übrigen, fast 600 Mann standen jetzt vor den Barrikaden.“ Wie von einem Sturmwind gejagt rasten sie auf die Brustwehren zu. Die erste Barrikade ward erstürmt, die Aufständischen warfen die Waffen weg, fielen auf die Knie und baten um Gnade. So wurde Saragossa genommen. „Der Heldenmut der Aufständischen wird, wie ich vermute, nur von mir allein geschildert worden sein. Daß die Regierung den Sieg davontrug, wie sie verpflichtet war, ist eine Tatsache für sich.“

Stanley eilte jetzt nach Valencia, da von dort Nachrichten über heftige Bombardements eintrafen. „Es liegt nicht in meiner Natur, untätig dazusitzen und mir ein solches Ereignis entgehen zu lassen.“ Man bedeutete ihm, die Züge gingen jetzt nicht, er könne daher nicht reisen. Die Eisenbahn sei meilenweit zerstört. — „Kann ich telegraphieren?“ — „Nein.“ — „Warum nicht?“ — „Auf Befehl des Kriegsministers werden Telegramme nicht durchgelassen.“ — So! Also dann nach Alicante — und von dort zur

See nach Valencia. Spanien umschiffen! Aber nach Valencia komme ich! Reden wie: „Es geht nicht“, gibt's nicht in meinem Wörterbuch.“

Große Schwierigkeiten und manches Abenteuer hatte Stanley zu bestehen, ehe er auf dem Seeweg Valencia erreichte. Dann finden wir ihn wieder mitten im Donner der Kanonen und dem Pfeifen der Kugeln. Er wanderte von Straße zu Straße, und immer sah er sich Soldaten mit gefälltem Bajonett gegenüber, bis er endlich eine günstige Gelegenheit erspähte, in ein Hotel einzubiegen. Zu diesem Zwecke mußte er eine ungefähr 20 Fuß lange, von mörderischem Feuer bestrichene Strecke durchlaufen. Die Offiziere warnten vor einem solchen Unsinn. „Aber es sind ja nur 20 Fuß! Eins, zwei, drei und los! Ich jage los und werfe dabei, sozusagen mitten im Sprung, einen Blick auf die Barrikade, dann bin ich wohlbehalten im Säulengang des Hotels, von einem Chor von Bravos empfangen!“ Dies wird genugsam zeigen, wie Stanleys ganzes Wesen geradezu von Willenskraft und Tollkühnheit überschäumte.

Manchmal ritt er die ganze Nacht hindurch, um beizeiten irgendeinen weitentfernten Schauplatz zu erreichen, auf dem sich möglicherweise Kämpfe abspielen könnten. Tag für Tag beobachtete er die aufregendsten Szenen und ging nicht eher schlafen, bevor er sie niedergeschrieben hatte. Ein Brief aus jener Zeit an einen Freund, der ihm zu einem Erholungsurlaub riet, enthüllt uns trefflich seinen Charakter und seine Zukunftspläne.

Madrid, 27. Juni 1869.

„Sie kennen meine eigenartige Stellung und wissen, was und wo ich bin. Sie wissen, daß ich nicht Herr über meine eigenen Handlungen bin und dem Wink eines Vorgesetzten zu gehorchen habe, dessen Wille mir oberstes Gesetz ist. Die geringste Unaufmerksamkeit in meinem Beruf, die geringste Pflichtvergessenheit, das kleinste Versäumnis könnte zur Folge haben, daß man mir schriebe: Gehen Sie lieber wieder in Ihren frühern Beruf zurück. — Ich habe aber keine Lust, mich wegschicken zu lassen. Ich will durch Aufmerksamkeit, Selbstverleugnung, unermüdliche Tatkraft und gerade durch meinen jetzigen Beruf Herr über mich selbst und andere werden. Bis jetzt habe ich meine Pflicht so gut erfüllen

können, daß ich alle meine Berufsgenossen überflügelt habe und man das größte Vertrauen in mich setzt. Ich genieße offenen Kredit bei allen Banken und kann in Spanien reisen, wann und wohin es mir gefällt, und mich in meiner Abwesenheit beliebig vertreten lassen. Und das alles habe ich in der kurzen Spanne von 18 Monaten erreicht, während so mancher andere in diesem Beruf sich 15 Jahre herumquälen mußte und keine höhere Stufe erklimmte als die, von der er ursprünglich ausgegangen. Und wodurch habe ich das zustande gebracht? Durch eifrigste Pflichterfüllung und Selbstverleugnung. Das heißt: ich habe mir so ziemlich jedes Vergnügen versagt, nur um meine Pflicht um so gründlicher tun zu können. Das war mein Ehrgeiz. Vergnügen kann mich nicht abhalten, mich nicht aus der Bahn werfen, die ich mir einmal vorgezeichnet habe. Ich bin nur insofern mein eigener Herr, als ich Herr über meine Wünsche und Leidenschaften bin. Mein ganzes Leben wäre eine Niete, wenn ich jetzt meine Stellung aufgeben wollte. Ich meine damit nicht, daß ich sie vielleicht nur des Geldes wegen angenommen hätte. Ich kann mir überall viel Geld verdienen. Das wäre das Geringste. Aber mein künftiger Ruhm hängt davon ab. Jetzt schon könnte ich ein Konsulat bekommen, wenn ich mich darum bewerben wollte. Aber ich pfeife auf ein Konsulat — mein Flug geht höher als um ein Konsulat.

Eiserne Pflicht befiehlt mir, zu bleiben. Ich kann nur mit Eisenbahngeschwindigkeit leben. Feire ich, so leide ich unter Gewissensbissen, daß ich Zeit vergeude, meine Pflicht und Gott vergesse. Ich kann nichts für dieses Gefühl. Ich habe dabei die Empfindung, als ob die ganze Welt mir unter den Füßen wegglitte. Selbst wenn man mir einen Monat Urlaub anböte, könnte ich ihn nicht annehmen; ich wäre ruhelos, unbefriedigt und mißmutig. Hol' der Teufel den Urlaub. Ich will keinen.

Meine einzige Stütze sind Tatkraft und Hoffensmut, aber für meine ganze Lebensdauer fühl' ich mich so sehr Herr über meine Zukunft, daß ich Cäsars Worte an die Mannschaft seines Schiffes recht gut begreife: „Fürchtet euch doch nicht, ihr führt Cäsar und seinen Stern mit euch!“ Ich könnte gerade so gut sagen: „Mein Leib führt Stanley und seinen Stern mit sich. Mit Gottes Hilfe wird mir alles gelingen.“

Ein Telegramm rief ihn nach Paris, wo er mit Mr. Bennett zusammentraf; und dort am 16. Oktober 1869 erhielt er einen Auftrag von geradezu unerhörtem Ausmaß. Er sollte Livingstone suchen — allen Ernstes suchen; nicht eines Interviews wegen, sondern um ihn aufzufinden und ihn, wenn nötig, zu befreien, wo immer er sich im Herzen Afrikas befände. Das sollte sozusagen der End- und Glanzpunkt einer ganzen Reihe von Expeditionen sein. Er sollte auf diesen über die Eröffnung des Suezkanals berichten, Nachrichten über Oberägypten und Bakers Forschungsreise, die Ausgrabungen in Jerusalem, die Politik in Syrien und Stambul, die archäologischen Forschungen in der Krim, die Zustände im Kaukasus und die Pläne Rußlands in dieser Gegend, den Stand der Dinge in Transkaspien und die persische Politik einsenden, dann einen Blick nach Indien werfen — und schließlich Livingstone in Aequatorialafrika auffuchen.

In diesen wilden Strudel von Aufgaben stürzte sich nun Stanley kopfüber. Bis zum letzten Punkt führte er sie innerhalb der nächsten zwölf Monate mit soviel Gründlichkeit durch, wie es die Umstände in jedem einzelnen Fall nur irgend erlaubten. Seine Berichte, die 25 Jahre später als zweiter Band seines Werkes: „Meine ersten Reisen und Abenteuer“ gesammelt erschienen, machen ein Buch von 400 Seiten aus. Es ist rein unmöglich, auch nur kurz einen Auszug über diese gedrängten und doch so anregenden Erzählungen hier zu geben.

Er war Augenzeuge der glänzenden Flottenparade, die sich vom Mittelländischen Meer durch den Suezkanal in das Rote Meer hinein erstreckte. Er war zugegen bei der feierlichen Eröffnung des Suezkanals. Am folgenden Tag, am 17. November 1869, sah er „den neuen Handelsweg erschlossen“. Die Kaiserin Eugenie, der Kaiser von Oesterreich, der Kronprinz von Preußen und viele andere Größen waren angekommen. Ein herrlicher Morgen begrüßte das größte Schauspiel, das sich wohl jemals in Aegypten abgespielt hat. „Es ist von allen großartigen Ereignissen, die Aegypten jemals miterlebte, wohl das bedeutendste und letzte.“ Um 8 Uhr morgens eröffnete die Yacht der Kaiserin die Fahrt durch den Kanal, und Stanley folgte in dem Dampfer „Europa“. Sodann ging er den Nil hinauf nach Oberägypten als einer von 70 geladenen Gästen des Khediven; „23 Tage aus-

gesuchter Vergnügungen, die nicht ein einziger unangenehmer Zwischenfall störte."

Der nächste Teil seines Programms war, Jerusalem zu besuchen, wo er den Ausgrabungen uralter Kultur 60 Fuß unter der Erde zusah.

Sodann wendete er sich nach Konstantinopel und schrieb von dort einen langen Bericht für den „New York Herald“ über die Krim. Dann bereiste er den Kaukasus und stieß dort auf höhere Zivilisation, als er erwartet hatte. Er konnte in seinen Briefen die Vorteile gar nicht hoch genug anerkennen, die Rußlands vielbekrittelte Eroberung des Kaukasus mit sich gebracht hatte: kriegerische Stämme waren zum Frieden gezwungen worden, Fehden und gegenseitiger Niedermehelung war Einhalt getan, die Religionsgebräuche des Landes wurden geachtet und der Barbarei und der Adelsheerrschaft, die einst der Schrecken des Landes gewesen, war ein Ende gesetzt.

Ein lebendiges Bildchen entwirft er von der russischen Fastnacht zu Odessa:

„6. März 1870. Der Karneval in Odessa ist ein vollständig neues Bild für mich. Er ist der erste, den ich jemals gesehen, und ich danke meinem Stern, daß mich das Schicksal mit dem Anblick weiterer verschont hat. Die verrückte Ausgelassenheit, die Zügellosigkeit, mit der beiderlei Geschlechter an nichts anderes zu denken schienen als ihre Jugend und die sich bietende Gelegenheit auszunützen, stieß mich zurück. Es ist nicht leicht, diesem Wirbel zu widerstehen und sich den Reizen der schönen, leichtgeschürzten Nymphen zu entziehen, die es auf nichts anderes abgesehen haben, als einen ins Wanken zu bringen.

In der Kathedrale hörte ich den herrlichsten Kirchengesang, der mir jemals beschieden war. Besonders eine Stimme — die eines Priesters, — war so reich an Schmelz, daß sie wohl jedes Herz ergriff. Als dann der Chor einfiel und das ganze Kirchenschiff widerhallte wie im Uebermaß der Harmonien und die Orgel ihre Melodienströme ergoß, wurde ich schwach wie ein Kind vor reinem Entzücken. Jene kurze halbe Stunde in der Kathedrale wird mir unvergeßlich bleiben. Mag es die Luft von Odessa gewesen sein, die Gesundheit, deren ich mich erfreute, die Gastfreundschaft, die man mir entgegenbrachte, oder was sonst, ich habe wenigstens ein-

mal eine kurze Spanne reiner Freude durchlebt, die auch nicht durch eine einzige traurige Stunde getrübt war."

Stanley reiste weiter die russischen, persischen und turkestanischen Küsten und Grenzen entlang und beobachtete die Völker, ihre Sitten, ihr Wesen und ihre Gebräuche. Ende Mai 1870 erreichte er Teheran. Seine Beschreibungen der Paläste und Basare, des Schahs und seines Volkes sind wundervoll. Von Teheran wendete er sich nach Ispahan.

"Meine Freunde in der englischen Kolonie zu Teheran gaben mir unter anderm den guten Rat, wegen der Hitze niemals untertags zu reisen, sondern immer erst bei Sonnenuntergang aufzubrechen, was mir ermögliehe, immer zwei Stationen nacheinander zurückzulegen. Ich sollte auch die Augen gehörig offen halten, um den zahlreichen Räubern auf den Landstraßen aus dem Weg zu gehen. Für die ersten Rastorte befolgte ich diesen Rat; da aber die Felsen tagsüber die Hitze auffingen, erschien es mir vorteilhafter, das Reisen bei Nacht aufzugeben und lieber den Tag dazu zu benutzen. Ueberdies überwältigte mich immer die Müdigkeit, und ich war in beständiger Gefahr, vom Pferde zu fallen. Die Landschaft war eintönig; die Berge stellten sich als formlose Massen dar, und die Ebenen waren einförmig und bedrückend still. Ich erreichte die Salzwüste von Persien nach einem Ritt durch eine Gegend, die immer wasserärmer und unfruchtbarer wurde.

Die Hitze auf diesem Marsch war ungeheuer. Mein Thermometer zeigte 53° Celsius. Trotzdem war dieser schreckliche Weg mit seiner sengenden Glut, seinen ausgedehnten gelben, beinahe weißglühenden Sandmassen am Tage noch erträglicher als bei Nacht. Wenn ich auch kaum etwas anderes sehen konnte als den flimmernden Dunst, so waren doch die seltsamen Luftspiegelungen für mich natürlich abwechslungsreicher als die trostlose Dunkelheit der Nacht.

In Kumishah quartierte ich mich uneingeladen — es war nämlich niemand zu Hause, — in der Telegraphenstation ein. Als der Abend kam, machte ich mir mein Bett auf dem Dach des Hauses zurecht, von wo aus ich einen herrlichen Ausblick auf die Stadt und auf die Tausende von Lehmtürmen, auf die Friedhöfe voll Grabsteine und Löwen sphinge hatte.

Von Dezdikhaft aus machte ich mich auf den Weg nach den

altperſiſchen Ruinen von Paſargadä. Unterwegs kam ich an einer Gruppe niedriger grauer Hügel vorbei, an deren ſüdlichſtem ich eine weiße Steinmauer durchſchimmern ſah. Ich ritt darauf zu und entdeckte, daß es eine Marmorplattform, oder beſſer geſagt, eine Marmorwand war, die den Hügel einſchloß.

Die Eingeborenen nennen dies den Thron des Königs Salomon, und auf ihm ſtand einſt das Schloß von Paſargadä. Zur Erinnerung an die Unterwerfung des babylonischen Reiches hatte Cyrus im Jahr 557 v. Chr. dort ein Schloß errichten laſſen, das die heilige Stätte umgab, zu der er beten ging, und wo ſpäter ſeine Nachfolger ſich bei der Thronbeſteigung krönen ließen.“

Von Paſargadä reitet Stanley nach Perſepolis und träumt unter den Ruinen von der Vergangenheit eines mächtigen Weltreiches. „Ich ſchlieſ die ganze Nacht unter dem erſten Portal von Perſepolis. Die einzige Nahrung, die ich bekommen konnte, war Zwieback und Milch.“

Beim erſten Morgengrauen des nächſten Tages, am 1. Juli, ritt Stanley, nachdem er ſeinen Namen in die Mauern des Tempels eingegraben hatte, weiter. Weiter, immer weiter, bis nach Schiras, wo er die Gräber der berühmten Dichter Saadi und Hafis und eine der vielen Grabſtätten, die man der Bathſeba zuſchreibt, beſuchte. Schließlich erreicht er Buſhire am Golf von Perſien. Er ſchiffte ſich ein und fuhr über Maſkat nach Bombay in Vorderindien. Am 1. Auguſt 1870 traf er hier ein. Bis dahin hatte er ſein Programm vollſtändig durchgeführt, und es blieb ihm nur noch ſein letztes großes Ziel übrig, Livingſtone aufzuſuchen. Zuerſt ſtattete er ſeinen Bericht ab — ſiebzehn lange Briefe für den „Herald“ über den Kaukaſus und ſeine Eindrücke in Perſien — dann macht er ſich über einen Haufen von Büchern über die Geographie von Afrika, „denn was Afrika betrifft, weiß ich — ich muß es geſtehen — faſt gar nichts“.

Und hier ſehen wir ihn vor dem großen Sprung, ſehen ihn, wie er ſich jede Station ausrechnet und jeden Schritt dieſer Reiſe abſchätzt. In ſeinem Rückblick ſagt er: „Meine Vorbereitungen ſchätze ich nicht auf zwölf Monate, nein, es ſind die ſechs Jahre meiner biſherigen Tätigkeit.“

„Wie man ſich wohl denken kann, bildeten dieſe ſechs Jahre einen ſehr wichtigen Abſchnitt meines Lebens. Ich hatte gegen

fünfzehn große Schlachten und drei Bombardements zur See mitgemacht. Zweimal litt ich Schiffbruch und war Augenzeuge wichtiger Ereignisse. Ich hatte so manchen Monarchen, Prinzen, Minister und General gesehen, so manche große Stadt durchforscht und mich gerieben an Tausenden von Menschen großer Völker; und da ich gezwungen war, meine Eindrücke immer niederzuschreiben, sie also immer geistig verarbeiten mußte, so hatte ich mir eine große Beobachtungs- und Urteilskraft angeeignet."

Stanley fühlte also die Kraft in sich, die große Aufgabe zu bezwingen. Sansibar sollte der Ausgangspunkt sein. Von Bombay aus führte keine direkte Schiffahrtslinie dahin. Mit dem Segelschiff „Polly“ reist er am 12. Oktober 1870 ab und gelangt von Segelschiff zu Segelschiff nach achtzig tägiger Reise nach Sansibar. Diese Fahrt brachte den rastlosen Mann fast zur Verzweiflung:

„Immer noch auf See. Leichte Brise jeden Tag. O, wie ich leide unter der Langweile! Martern für eine ungeduldige Seele! Ein Segelschiff in den Tropen! Der Rücken tut mir weh, mein Geist wird alt bei dieser zermürbenden Windstille.

31. Dezember 1870. Achtzig Tage, seit ich in Bombay gewesen. Endlich Sansibar.“

XIII. Stanley findet Livingstone.

In seinem Buch „Wie ich Livingstone fand“, hat Stanley alles auf diese Reise Bezügliche ausführlich erzählt. Was hier folgt, ist bisher unveröffentlichtem Material entnommen und soll nur eine Art Leitfaden durch die Reihe der Ereignisse bilden und die unglaublichen Schwierigkeiten schildern, unter denen er das große Werk ausführte.

„Fünfzehn Monate sind vergangen, seit ich den Auftrag, Livingstone zu suchen, erhielt. Bis jetzt hat kein Sterblicher in Sansibar Neues von Livingstone gehört. Einer hielt ihn für tot, ein anderer für verloren, einige stellten die kühne Behauptung auf, er habe eine afrikanische Prinzessin geheiratet und sich irgendwo angesiedelt. Kein Brief von Mr. Bennett. Niemand in ganz Sansibar ist angewiesen, einem dort Unbekannten die nötigen großen Summen vorzustrecken. Nach fünfzehn Monaten Reise habe ich gerade noch 80 Dollars in der Tasche.

Gar viele haben seitdem bezweifelt, daß ich überhaupt Livingstone fand. Hätten sie meine Lage bei meiner Ankunft in Sansibar gekannt, sie wären noch mehr berechtigt gewesen, an meiner Wahrscheinlichkeit zu zweifeln. Eine Zeitlang hielt ich es selbst für unmöglich, auch nur das Festland zu erreichen, trotzdem es nur 25 Meilen (40 km) entfernt lag. Aber durch Vermittlung des amerikanischen Konsuls erhielt ich eine Summe, die für meinen Zweck völlig ausreichte, vorgestreckt.

Als ich den „nervus rerum“ beisammen hatte, ging ich an die Zusammenstellung meiner Truppe. Am 21. März 1871 gebot ich über eine kleine Streitmacht, bestehend aus drei Weißen, 31 bewaffneten Freiwilligen aus Sansibar nebst einem Troß von 153 Trägern, 27 Lasttieren und zwei Reitpferden. So langte ich in der Küstenstadt Bagamojo an. Ich hatte alles Notwendige für eine sehr lange Reise mitgenommen, wie mir erfahrene Araber geraten hatten. Gab es doch damals noch keine Eisenbahnen, kaum eines vereinzelt Europäers Fuß hatte die Ränder jener ungeheuren Ländergebiete betreten, durch die mein Marsch führen sollte. Aus der Zusammenstellung meiner Ausrüstung konnte man



schon unsere friedlichen Absichten ersehen. Es war eine Karawane, die nichts anderes anstrebte, als mit afrikanischen Stämmen Tauschhandel zu treiben. Stoffballen, Glasperlen und Draht, Arzneien und Lebensmittel bildeten die Lasten der Träger. Lediglich zur Abwehr von Räuberbanden hatten wir uns mit einigen Gewehren versehen.

Es war eine harte Lehrzeit für mich, wie wir so die Meeresküste entlang zogen, mitten durch Urwald, faulende Sümpfe, durch Steppen und Fliegenschwärme und anscheinend ohne Hoffnung auf Erfolg. Meine Reit- und Lasttiere gingen zugrunde, die Träger rissen aus, Krankheiten aller Art lichteteten unsere Reihen. Trotzdem kämpfte ich mich durch.

Ich hatte meine Bibel mitgenommen, und der amerikanische Konsul hatte mir zum Einpacken der Medizinflaschen einen Stoß von Nummern des „New York Herald“ und anderer amerikanischer Zeitungen gegeben. Eine merkwürdige Zusammenstellung! Aber am merkwürdigsten von alledem war der Umschwung, der sich in mir vollzog, als ich mich in dem melancholischen wilden Afrika dieser Bibel- und Zeitungslektüre hingab. Ich war sehr oft krank, und während meiner ersten Fieberanfälle nahm ich die Bibel vor, um mir die langweiligen Stunden im Bett zu vertreiben. Die Einsamkeit war mein Lehrer in vielen Dingen und zeigte mir das Pressewesen in einem vollständig neuen Licht. Es erschien mir alles so kleinlich gegenüber der großen Natur. Man sollte Zeitungen nur lesen, um wirkliche Neuigkeiten daraus zu erfahren. Alles andere ist Vergeudung von Zeit, innerer Kraft und Persönlichkeit. Die Bibel hingegen in ihrer einfachen edlen Sprache las ich mit immer größerem Verständnis. Umgeben von der schweigenden Wildnis fühlte ich, wie eine seltsame Glut mich immer mehr durchdrang, wenn ich mich tiefer in ihre Worte versenkte. Legte ich das Buch weg, so verarbeitete mein Geist das Gelesene. Dann erstanden vor mir die Schatten verflorenen Jammers, enttäuschter Hoffnung und unerfüllter Wünsche. Wie kam ich armer Zeitungsberichterstatter, freundlos und einsam, dazu, innerlich klar zu fühlen, daß ich mein Ziel erreichen werde! Wie konnte es denn sein? Und dann klangen mir die Worte der Schrift, als seien sie für mich bestimmt, manchmal wie eine Verheißung, manchmal wie eine feierliche Warnung durch die Seele. Allein in meinem Zelt, fand ich an nichts

so viel Trost und Beruhigung wie an diesem Gedanken und in der Erinnerung an die lang vernachlässigten Gebete meiner einsamen Kindheit und meiner Jugendjahre. Unaufhörlich arbeitete meine Seele an sich selbst. Wie oft warf ich mich auf die Knie und ergoß meine ganze Inbrunst in ein stilles Gebet zu Ihm, dem ich so lange entfremdet gewesen und der mich so geheimnisvoll nach Afrika geführt, um sich und seinen Willen mir dort zu offenbaren. Dann begeisterte es mich wieder zu dem glühenden Wunsch, Ihm bis zum äußersten zu dienen, — demselben Wunsch, der mich früher in Neu-Orleans jeden Morgen erfüllte und mich fröhlich an mein Werk gehen ließ. Immer mehr drängte sich mir in meiner Einsamkeit der ungeheure Unterschied zwischen der Lektüre der Bibel und der der Zeitungen auf. Die eine zeigte mir, daß mein Leben getrennt von Gott nichts als eine Seifenblase sei, und erinnerte mich, stets meines Schöpfers eingedenk zu sein; und die Zeitung predigte nichts als Ueberhebung und Weltlichkeit. Wenn ich das grenzenlose Himmelszelt, die unabsehbaren Waldgürtel oder ausgedörrten Ebenen mit meiner eigenen kleinen Persönlichkeit verglich, fühlte ich mich oft so niedergedrückt, daß meine Schwarzen, wären sie überhaupt einer Beobachtung fähig gewesen, leicht hätten bemerken können, wie sehr mich Afrika verändert hatte. In all dem Zeitungszeug, das ich vornahm, sah ich nicht mehr viel anderes als jämmerliches journalistisches Nachwerk. Seit jenen Tagen habe ich nie mehr geduldet, daß andere mein Urtheil über Nebenmenschen beeinflussten oder an meinen Ansichten über Gut und Böse rüttelten. Wenn man etwas anderes sein will als eine bloße Ziffer, so muß man eben selbst denken lernen.

Meine Aufgabe war eigentlich sehr einfach. Ich hatte Livingstone zu finden. Weiter nichts. So sammelte ich mein ganzes Sinnen und Trachten in einen Brennpunkt und zwang mich, an nichts mehr zu denken, was sonst noch vor oder hinter mir lag. Jeder Tag brachte mir neue Erfahrungen. Ich sah, daß aufregende Abenteuer durchaus nicht so sehr an der Tagesordnung waren, als ich angenommen, und daß das Fieber in Afrika weniger häufig auftrat als in so manchen Gegenden des Mississippitales — daß das Wildbret auch nicht mit der Hand zu greifen war und der im Hinterhalt liegende Wilde keine tägliche Erscheinung bildete. Andererseits zeigten sich natürlich auch wieder neue Schattenseiten,

aber Mißgeschick lehrt Geduld, und Geduld verleiht Selbstbeherrschung und macht erfahren. Nach einigen Wochen sah ich mich in den Leuten aus Sansibar und Unjamwezi sehr enttäuscht. Gewisse Laster und Dummheiten wurden für mich die Quelle großen Verdrußes, wenn auch die meisten von ihnen wieder so gute Eigenschaften besaßen, daß es mich für vieles entschädigte. Die hervorragendste und unveränderlichste Eigenschaft meiner schwarzen Begleiter war ihre unverwüßliche gute Laune, und da ich im allgemeinen mehr Gelegenheit hatte, sie zu loben als zu tadeln, so war auch ich öfter gut als schlecht aufgelegt. Ueberdies empfand ich großes Mitgefühl für sie. Wie oft mußte ich an die Stelle aus den Psalmen denken: „Wie ein Vater sich seiner Kinder erbarmt, erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten.“

Am 8. Mai 1871 begannen wir das Usagara-Plateau zu besteigen und erreichten nach acht Tagemärschen die trockene, bewaldete Hochebene, die sich fast ohne Abwechslung beinahe 600 Meilen (1000 km) westwärts erstreckt. Bald darauf betraten wir Ugogo, das von einem rohen, breitschultrigen Volk bewohnt wird, welches von allen Karawanen hohen Tribut fordert. Neun Märsche brachten uns durch ihr Gebiet, und als wir den Staub seiner roten Erde abschüttelten, waren wir zwar reich an Erfahrung, aber auch entsprechend ärmer an Vorräten.

Hinter Ugogo erstreckte sich das wellenförmige Mondland oder Unjamwezi, bewohnt von einem kampflustigen Volk, das ebenso schnell bereit ist, für gutes Geld zu arbeiten, wie feindselige Angriffe zu erwidern. Im Herzen dieses Landes stießen wir auf eine Kolonie arabischer Ansiedler und Händler. Einige von ihnen hatten sich prächtige, geräumige Häuser aus Ziegeln errichtet mit weiten gepflegten Gärten davor. Die meisten waren sehr erfahrene Reisende und hatten wohl jedes Stückchen Erde in der Umgebung ihrer Kolonie gewissenhaft nach Elfenbein durchforscht. Wenn Livingstone irgendwo im Umkreis zu finden war, einer von diesen Leuten mußte bestimmt von ihm gehört haben. Aber obwohl ich jeden einzelnen aufs eifrigste ausfragte, keiner wußte mir etwas Bestimmtes über den Verschollenen zu sagen.

Schon schickte ich mich an, die arabische Kolonie in Unjam-jembe (heute Tabora) zu verlassen, als ein blutiger Krieg zwischen den Ansiedlern und einem eingeborenen Häuptling namens Mi-

rambo ausbrach. In der Hoffnung, daß sich mir eine Straße nach Westen öffnen würde, wenn ich den Arabern beistünde, war ich töricht genug, mich ihnen anzuschließen. Aber mein Plan schlug fehl. Die Unruhen nahmen zu. Räuberbanden verlegten jeden Weg aus der Kolonie, täglich kamen Berichte über fürchterliche Mezeleien, Zerstörung von Dörfern, Aufständen der räuberischen Watutas usw., bis mir schließlich klar war, daß ich weder vorwärts noch zurück konnte. Dazu verlief der Krieg mit Mirambo unglücklich, meine Expedition war der Auflösung nahe. Schließlich, am 20. September 1871, verließ ich die arabische Ansiedlung in Kwihara, um meine so lange unterbrochene Reise wieder aufzunehmen. Drei Monate lang war ich in Unjamjembe durch ein nicht vorherzusehendes Ereignis festgehalten worden. Viele meiner arabischen Freunde waren hingemehelt und eine Menge meiner eigenen Leute entweder im Kampfe erschlagen worden oder an Krankheiten gestorben. Ueber vierzig waren entwichen. Einer meiner weißen Begleiter war tot, die andern fielen mir nur zur Last. Alle Transporttiere bis auf zwei waren eingegangen; Fiebertage hatten mit gesunden gewechselt. Trotzdem gelang es mir, meine Begleiter auf fast sechzig Bewaffnete zu bringen, mit allem Notwendigen versehen, um in dem wilden Westen den verschollenen Reisenden lebendig oder tot aufzufinden. Bald sollte sich zeigen, daß dieser unfreiwillige Aufenthalt ein großes Glück für mich bedeutete.

Da Mirambo und seine Horden den gewöhnlichen Weg nach dem Tanganjikasee verlegten, mußte ich mich entschließen, sein Gebiet in einem gewaltigen Marsch von 300—400 km zu umgehen, um Udschidschi, den Hauptort am Tanganjikasee, zu erreichen. Mit Ausnahme einer kleinen Meuterei unter meinen eigenen Leuten, die ich schnell und entschieden unterdrückte, waren mir während meiner Eilmärsche zum See weiter keine bedeutenden Abenteuer begegnet. Nur litten wir beträchtlich unter Mangel an Nahrungsmitteln. Aber eine Kunde von entscheidender Bedeutung erhielt ich: beim Uebergang über den Malagarazifluß erzählte mir eine vorüberziehende Eingeborenen-Karawane, ein Weißer sei von Manjuema her, einem Land, das ein paar hundert Kilometer westwärts vom See läge, in Udschidschi eingetroffen. Die Karawane hielt sich nicht lange auf. Ihre Aussage war leider nur kurz und wurde in einer meinen Leuten schwer verständlichen Sprache ge-

macht, ergab aber soviel, daß der fragliche Weiße ein älterer, graubärtiger Mann und ähnlich wie ich gekleidet sei. Er sei schon früher einmal in Udschidschi gewesen, habe aber Jahre im Westen verbracht und entweder am selben Tage Udschidschi erreicht, wo die Karawane diesen Platz verlassen, oder schon tags zuvor.

Das konnte niemand anders sein als Livingstone. Allerdings hielt sich auch der Afrikaforscher Samuel Baker damals in der Nähe der Nilseen auf, aber er war nicht graubärtig. Schließlich konnte ja auch irgendein fremder Reisender von der Westküste her gekommen sein, — vielleicht ein Portugiese, ein Deutscher oder ein Franzose. Aber von solchen hatte man noch nie etwas in der Gegend von Udschidschi gehört. Angefeuert durch die Hoffnung, die das Gerücht in mir erweckte, überschritten wir den Malagarazi-Fluß und betraten das Gebiet der kriegerischen und aufrührerischen Bahha.

Eine Reihe von Unannehmlichkeiten begann gleich im ersten Dorf, das wir berührten. Man befahl mir, haltzumachen, und legte mir einen solchen Tribut auf, daß ich bettelarm geworden wäre, wenn ich nachgegeben hätte. Immerhin war es eine schwere Aufgabe und eine große Geduldprobe, ihn herunterzuhandeln. Man hatte mich vorher nicht gewarnt, daß solche ungeheuerliche Zumutungen gestellt werden würden, und das verschlimmerte die Sache. Das Unvermeidliche kann man schließlich ertragen, wenn man darauf gefaßt ist, aber unvorhergesehenes Mißgeschick reizt die Kampfeslust im Menschen. Schließlich sah ich ein, daß mir nichts anderes übrig blieb, als entweder nachzugeben oder einen Kampf auf Leben und Tod zu wagen. Nach stundenlangem Feilschen über die Höhe des Tributs zahlte ich endlich die Gebühr, und man ließ mich ziehen.

Am nächsten Tage wurde ich wieder angehalten und abermals zum Zahlen aufgefordert. Man forderte zwei Tuchballen von mir. Das brachte mich schon beinahe zu dem Entschluß, lieber den äußersten Widerstand zu leisten als ängstlich zu erwägen, was das Ende dieser Räubereien wohl sein würde. Das Auftreten der Bahhas war dreist und gebieterisch. Nach stundenlangen Verhandlungen einigten wir uns auf $1\frac{1}{4}$ Ballen. Wieder versicherte man mir, es würde das der letzte Tribut sein.

Am nächsten Tag stand ich vor Sonnenaufgang auf, um den

Marsch aufzunehmen, aber bereits vier Stunden später wurden wir wieder aufgehalten und zahlten nach abermaligem langen Feilschen noch einen halben Ballen. Zum drittenmal versicherte man mir, von jetzt an würde ich mit weiteren Forderungen verschont bleiben. Als ich jedoch bald darauf erfuhr, daß sich Uhha noch zwei Tagemärsche weiter westlich erstreckte, faßte ich den Entschluß, aus Uhha zu entfliehen. Ich verschaffte mir für vier Tage Proviant und weckte um Mitternacht die Karawane. Nachdem die Lebensmittel geräuschlos verpackt waren, stahlen sich meine Leute in kleinen Gruppen aus dem schlafenden Dorfe, und ich befahl den Führern, nach einer kurzen Strecke die Straße zu verlassen und südwärts über die grasige Ebene abzubiegen. Nach 18stündigem Marsch durch unbewohntes Land gelangten wir unangefochten an einen Fluß, der die Grenze zwischen dem räuberischen Uhha und dem friedlichen Ukaranga bildete.

235 Tage waren jetzt vergangen, seit ich den Indischen Ozean verlassen hatte. Nur noch sechs Wegstunden trennten uns, wie man mir sagte, von der arabischen Ansiedlung in Udschidschi. Wieder hieß es, ein alter, graubärtiger weißer Mann aus dem fernen Westen sei dort angekommen. Beim Hahnenschrei jenes denkwürdigen Tages (Freitag, den 10. November 1871), der alle Zweifel enden sollte, stärkten wir uns durch ein reichliches Mahl, und als sich die Sonne im Osten erhob, kehrten wir ihr den Rücken und waren bald in vollem Marsch. Es ging durch hügeliges Land, dicht bewaldet, — über uns mächtige Baumwipfel. Hohes, schattiges Gebüsch umgab uns, und in schmalen Schlangenlinien wand sich der Weg hindurch, an Schluchten vorbei, in denen fließendes Wasser murmelte. Frische kühle Luft und Wohlgeruch seltsamer Blumen und Früchte ringsum. Mein Herz bebte voll freudiger Vorahnung, und tiefe Zufriedenheit mit dem, was ich bisher geleistet, erfüllte mich, wie wir so durch die kühle Waldesdämmerung hinschritten.

Um 8 Uhr erklimmen wir einen steilen, baumbestandenen Hügel und sahen uns plötzlich auf seinem Ramm, von dessen äußerstem Rand wir in ein Meer von Licht hineinblickten. Unter uns spiegelnde Fläche, umrahmt von weit in der Ferne verschwimmenden zartblauen Bergen, ein Bild in einem Spiegel, — der weite See! Auf der andern Seite schien das Gebirge zu einer

bedeutenden Höhe anzusteigen; auf der unsrigen begrenzten nur leichte Hügel die Küste, getrennt durch Täler, die am Fuß des hohen Gebirgszuges, auf dem ich stand, zusammenliefen. Mit frohem Blick und vor Freude pochendem Herzen nahm ich das Landschaftsbild in mich auf.

Auch auf meine Leute, die sich staunend vordrängten, um einen Blick auf die Landschaft zu werfen, übertrug sich die fröhliche Stimmung. Sie lachten und scherzten; das Ende des mühseligen Marsches, des Lastenschleppens, der Entbehrungen winkte ja auch ihnen.

Womöglich noch vergnügter begannen wir unsern Abstieg. Der See kam uns immer näher und lächelte uns ein herzliches Willkommen zu, bis wir ihn schließlich im Tale unten aus den Augen verloren. Stundenlang eilten wir fieberhaft erregt durch Rohrbrüche in den Tälern vorwärts, bahnten uns einen Weg auf Hügeln und Rämmen durch den Busch — den erstaunten Dörflern, die der dahineilenden Kolonne in stummem Staunen nachsahen, lustig zujubelnd — bis endlich das letzte Thal durchwandert, der letzte Hügel erstiegen war und — hurra! der Tanganjikasee nur noch eine halbe englische Meile vor uns lag.

Bei dieser Szene muß ich noch einmal verweilen. In mir, dem Bewunderer des Meeres, seiner majestätisch rollenden Wogen, seines Donnerns und Brandens, erweckte der See eine alte Sehnsucht. Hingerissen blickte ich auf die endlose Wasserfläche und die schaumgekrönten Wogen, ich sah die Sonne und den klaren, weißen Himmel sich widerspiegeln millionen- und millionenmal in seinen tanzenden Wellen. Ich hörte die Brandung an der Küste, sah ihren gekräuselten Rand über die Riesel kriechen und wieder zurück-eilen in die Tiefe. Weit, weit draußen sah ich Kanus träumerisch schwanken auf dem See, und auch meine Leute redeten leise davon, wie sie vor langer Zeit Netz und Ruder gehandhabt.

Dicht am Wasser, von Palmen beschattet, brütete schläfrig das Dorf Udschidschi im heißen Mittag. Kein lebendes Wesen störte die tiefe Stille. Die grünen Hügel, auf denen ich hielt, fielen sanft gegen die Stadt zu ab, und man konnte den gelbbraunen Weg sehen, der sich in Windungen hin zur Stadt zog.

Ich ließ eine Weile, atemlos von der heftigen Anstrengung, rasten, zumal wir viele Nachzügler hatten, was keinen besonders

glänzenden Eindruck bei unserm Einzug gemacht hätte. Meine Leute benützten die Gelegenheit, sich ein wenig zu verschönern, zogen sich frische Kleider an und wanden sich schneeweiße Tücher um ihre Köpfe. Dann sammelten wir uns und luden die Gewehre, um die schlafende Stadt zu wecken. Ist es doch seit undenklichen Zeiten Sitte, daß Karawanen sich nicht in eine freundlich gesinnte Stadt schleichen wie Diebe in der Nacht. Unsere Braven kannten den Brauch gar wohl, und donnernd tönten ihre Salutschüsse, als sie langsam und würdevoll der Stadt zuschritten.

Plötzlich sahen wir einen Tumult am äußern Rande der Stadt entstehen. Gruppen von Männern, weiß gekleidet, Waffen in der Hand, lösten sich aus dem Schatten, schienen einen Augenblick zu zögern wie im Zweifel, — dann eilten sie uns entgegen, uns zu begrüßen, gefolgt von Hunderten von Stadtbewohnern, die uns schon aus der Ferne ihr lautes Willkommen entgegenjauchzten.

Die ersten, die ankamen, riefen: „Wir dachten schon, es sei Mirambo und seine Räuber, als wir eure Schüsse hörten. Es ist fast ein Menschenalter vergangen, daß eine Karawane nach Udschidschi gekommen ist. Welchen Weg habt ihr genommen? Ah, ihr habt einen Weißen bei euch. Ist das seine Karawane?“

Als die voranschreitenden Führer erzählten, es sei wirklich die Karawane eines Weißen, umdrängte mich die ungestüme Menge, begrüßte mich mit Salaams und verbeugte sich. Hunderte traten sich gegenseitig auf die Füße, nur um einen Blick auf den Herrn der Karawane werfen zu können. Und gerade wollte ich den mir zunächst Stehenden fragen, ob es wirklich wahr sei, daß ein weißer Mann aus dem Westen in Udschidschi angekommen sei, als ein hochgewachsener Schwarzer in langem, weißem Kittel sich ungestüm einen Weg durch die Menge bahnte und, sich tief verneigend, in deutlichem, klarem Englisch sagte:

„Good morning, Sir!“

„Hallo!“ sprach ich. „Ja, wer bist du denn?“

„Ich bin Sufi, Herr, — Dr. Livingstones Diener.“

„Was, Dr. Livingstone ist hier in der Stadt?“

„Ja, Herr.“

„Aber bist du auch sicher, — ganz sicher, daß es Dr. Livingstone ist?“

„Aber ich hab' ihn doch eben erst verlassen, Herr.“

Ehe ich noch meinem Erstaunen Worte geben konnte, brach sich ein ähnlich gekleideter Schwarzer mit den Ellbogen Bahn zu mir und rief ebenfalls:

„Good morning, Sir!“

„Bist du auch ein Diener von Dr. Livingstone?“

„Ja, Herr.“

„Und wie heißt du?“

„Chuma.“

„O, der Freund von Bekotani aus der Nassid-Schule?“

„Ja, Herr.“

„Nun gut. Da wir uns getroffen haben, ist es wohl am besten, einer von euch läuft voraus und meldet dem Doktor mein Kommen.“

Dieser Vorschlag schien Susi einzuleuchten, und Hals über Kopf stürzte er davon, die weißen Enden seines Kleides im Winde flatternd wie Wimpel.

Dann marschierte unsere Kolonne weiter, von einer begeisterten Volksmenge umringt, in deren Freudengebrüll sich das Getöse der Trommeln und Hörner lieblich mischte. Die laute Freude der braunen Dörfler hatte ihren Hauptgrund gewiß in der Entdeckung, daß wir nicht zu Mirambos Raubscharen gehörten, aber auch in dem Entzücken, daß jetzt das lange Schweigen zwischen den beiden Handelskolonien von Unjamjembe und Udschidschi gebrochen war. Brachten wir doch Neuigkeiten, die jeden freien Mann des Seehafens betrafen.

Nach einigen Minuten machten wir Halt. Die Führer des Vortrabs hatten den Marktplatz, den Haupt- und Brennpunkt jeder afrikanischen Ortschaft, erreicht. Dort erwarteten uns die vornehmsten Araber, Hauptleute und Bürger von Udschidschi. Dorthin hatten sie auch den ehrwürdigen europäischen Reisenden gebracht, der bei ihnen weilte. Die Karawane verteilte sich in zwei Reihen auf die beiden Seiten des Weges und enthüllte mir dadurch den Anblick eines ältern, weißen Mannes, gekleidet in eine rote Flanelljackette, graue Hosen und eine blaue, goldbebanderte Tuchkappe.

Bis zu diesem Augenblick hatte ich nicht recht an seine Existenz glauben können, und jetzt beschlich mich der nagende Argwohn, daß dieser Weiße am Ende gar nicht der Gesuchte sei, und wenn



doch, daß er durch irgend einen Zauberspuß meinen Augen ent-
schwinden werde. Trotzdem doch die ganze Expedition nur dieses
einen großen Augenblickes wegen unternommen worden, traf mich
der überwältigende Augenblick, wo der Gesuchte leibhaftig vor mir
stand, gänzlich unvorbereitet. — Um mich herum drängte sich die
Menge Kopf an Kopf, atemlos erwartend, wie sich die Szene
weiter entwickeln werde.

Ich nahm mich daher nach Möglichkeit zusammen, schritt auf
den Weißen zu, grüßte, verbeugte mich und sagte: „Dr. Living-
stone, wie ich vermute?“

Freundlich lächelnd lüftete er seine Kappe und sagte schlicht:
„Ja.“

Dies beseitigte jeden Zweifel, und mein Gesicht mochte wohl
tieffte Befriedigung verraten, als ich die Hand ausstreckte und
hinzufügte: „Ich danke Gott, daß er mir vergönnt hat, Sie zu sehen,
Doktor.“

An dem warmen Druck seiner Hand und dem herzlichen Ton
seiner Stimme fühlte ich, daß er es ebenso ernst meinte wie ich,
als er antwortete: „Und ich bin Ihm dankbar, daß ich Sie hier
bewillkommen darf.“

Die Araber traten jetzt näher, und Livingstone stellte mich
Sayed bin Majid, einem Verwandten des Prinzen von Sansibar,
— Mohammed bin Sali, dem Gouverneur von Udschidschi, — Abed
bin Suliman, einem reichen Kaufmann, — und vielen andern
hervorragenden Persönlichkeiten des Ortes, Nachbarn und
Freunden vor.

Da die Sonne unbarmherzig herniederbrannte, führte mich
Livingstone auf die Veranda seines Hauses, dessen Vorderseite auf
den Marktplatz ging. Die dichtgedrängte Menge folgte uns auf
dem Fuß. Nachdem die arabischen Führer und Hauptleute die
letzten Nachrichten über den Krieg zwischen ihren Freunden und
Mirambo erfahren hatten, zogen sie sich unter vielen Salaams,
Händeschütteln und Trostesworten für ihren alten lieben Freund
David Livingstone zurück, und die Menge räumte allmählich den
Platz.

Dabei fielen Livingstones Blicke auf meine Leute, die immer
noch in der Sonnenglut bei ihren Lasten standen, und er sagte, mir
herzlich die Hand entgegenstreckend: „Ich fürchte, ich bin wenig gast-

freundlich. Bitte, teilen Sie jetzt mein Haus mit mir. Es ist nicht gerade schön, aber wenigstens regensicher und kühl, und wir haben Platz genug für Sie und Ihre Vorräte. Ein einziges Zimmer ist schon viel zu groß für meinen Gebrauch."

Ich dankte ihm für sein freundliches Anerbieten mit geziemenden Worten und wies die Führer der Karawane entsprechend an, die Vorräte unterzubringen und sich täglich selbst zu beköstigen. Livingstone beauftragte seine drei Diener, Sufi, Chuma und Hamoyda, ihnen zu helfen. Auf diese Art der weitem Sorgen um meine Leute enthoben, berührte ich die Frühstückfrage und bat ihn um Erlaubnis, meinem Koch einige Anweisungen geben zu dürfen.

Livingstone ging mit großer Lebhaftigkeit auf diesen Punkt ein. Ob es ein guter Koch sei? Ob er wirklich ein zufriedenstellendes Frühstück zustande bringen könne? Wenn nicht, so habe er eine Perle von einer Köchin — er lachte und schilderte sie als „die verrückteste Person, die er je gesehen habe“. — „Sie ist ein Dickhädel, aber hinsichtlich der Kochkunst muß ich ihr das höchste Lob zollen. Sie ist treu wie Gold, reinlich und in allen Arten der Kochkunst, die für einen alten, zahnlosen Mann wie mich in Betracht kommen, erfahren. — Was meinen Sie, wenn beide zusammenwirken, würde da ein Ergebnis herauskommen, das Sie befriedigt?“

Halima, eine untersekte stramme Person von dreißig Jahren, wurde sofort hereingeholt, grinste freundlich, wobei sie zwei Reihen tadelloser weißer Zähne zeigte, war aber sichtlich erregt und betreten.

„Halima,“ begann Livingstone in gütigem und ernstem Ton, „mein junger Bruder ist weit gereist und hungrig. Glaubst du, daß du und sein Koch Feradschi etwas Gutes zusammenkochen könnt? Was hast du in der Küche?“

„Ich kann einige Dampers (Röstkuchen), geröstetes Ziegenfleisch, Tee oder Kaffee sofort bringen, wenn du es wünschst, Herr; wenn wir auf den Markt schicken, können wir auch etwas Besseres bereiten.“

„Gut, Halima, wir überlassen es dir und Feradschi. Nur tut euer Bestes, denn heute ist ein großer Tag für uns alle in Adschidschi!“

„Ja, Herr, ich alles tun werden.“

Ich erinnerte mich jetzt der Briefe für Livingstone, rief Raif Halek, der sie in Gewahrsam hatte, und überreichte dem Doktor einen seit langem liegen gebliebenen Briefbeutel, den ich in Unjam-jembe gefunden hatte und der das Datum „1. November 1870“ trug.

Ein Strahl der Freude überslog sein Gesicht, aber er sagte kein Wort und nahm schweigend auf der Veranda seinen Platz wieder ein. — Den Briefbeutel auf den Knien, schien er eine Weile tief in Gedanken verloren, dann blickte er auf und sagte: „Sehen Sie sich hier neben mich und erzählen Sie mir, was alles Neues in der Alten Welt vorgefallen ist!“

„Aber was ist denn mit Ihren Briefen, Doktor? Ich glaube, daß Sie alles wissenswerte Neue darin finden werden. Sie müssen sicher nach so langer Einsamkeit vor Ungeduld brennen, sie zu lesen.“

„Ach,“ antwortete er mit einem Seufzer, „ich habe jahrelang auf Briefe gewartet und dabei wahrhaftig Geduld gelernt. Ich kann es schon noch ein paar Stunden aushalten. Ich würde am liebsten allgemeine Nachrichten hören; bitte, erzählen Sie mir, was die Welt außerhalb Afrikas treibt!“

Ich setzte mich nieder und entrollte ihm einen Ueberblick über die hauptsächlichsten Ereignisse, die sich seit seinem Verschwinden, d. h. seit März 1866, zugetragen hatten. Als ich die Geschichte der Siege und Niederlagen, die sich von 1866 bis 1871 ereigneten, beendigt hatte, kamen meine Zeltjungen herein, deckten ein scharlachrotes Tischtuch auf und setzten die dampfenden Schüsseln auf mit heißen „Dampers“, weißem Reis, Maisbrei, Ziegen-Rostbraten, Hühner-Frikassée und eingedickter Ziegenmilch, ferner Honig von Ukawendi, Waldpflaumen, eingemachtes wildes Obst, süße Milch und Buttermolke, dann einen silbernen Samowar voll feinstem Tee; wundervolle Porzellantassen schmückten den Tisch.

Ehe wir mit diesem fast königlichen Frühstück begannen, brachten die Diener von Sayed bin Majid, Mohammed bin Sali und Muini Kheri, drei große Platten, beladen mit Kuchen, Currie-Haschees und Ragouts, und außerdem drei kleine Sonderberge Reis herein. Erstaunt lächelnd über dieses Udschidschi-Bankett sahen wir uns an. Dann machten wir uns darüber her, nachdem der Doktor das Tischgebet gesprochen hatte.

Ich brauche mich mit einer Beschreibung Livingstones nicht

aufzuhalten. Das steht bereits alles in Büchern, die meinen mitingerechnet. Aber einiges, was noch nicht darin steht, möchte ich hier erwähnen. Zu den verschiedensten Zeiten habe ich immer wieder dieselben Fragen hören müssen: „Warum kehrte Livingstone nicht aus eigenem Antrieb zurück, als seine Kräfte nachließen, das Alter ihn beugte und seine Tatkraft zu lähmen drohte? Da überdies seine Mittel fast aufgezehrt waren und er auch als junger kräftiger Mann in einer solchen Lage nichts Großes hätte ausrichten können?“

Nur seine auf die Spitze getriebene Gewissenhaftigkeit war es, die ihn davon abhielt, in die Heimat und zu seiner Familie zurückzukehren, ehe er das seinem Freunde Sir R. Murchison gegebene Versprechen eingelöst hatte, die Frage der Wasserfälle nördlich vom Tanganjika endgültig zu entscheiden. — — Aber so sehr er auch alle seine Kräfte aufbot, das Mißgeschick vereitelte jeden seiner Versuche. Unersehroden drang er über die Hochländer zwischen dem Nyanza und Tanganjika vor, aber überall verfolgte ihn das Unglück in der verschiedensten Gestalt. Das erste Mal gingen ihm seine Lasttiere ein, seine Leute verzagten, weigerten sich weiterzugehen und mußten entlassen werden. Beim zweiten Versuch widerfuhr ihm das gleiche. Dann machten sich die Eingeborenen seine Hilflosigkeit zunutze und beuteten ihn aus, wo sie nur konnten. Ein Kanu kenterte auf dem Bangweolo-See, und seine Arzneien gingen dabei über Bord; durch diesen Verlust war er den dort wütenden Krankheiten schutzlos preisgegeben. Die Malaria befiel ihn und zehrte an seiner Kraft. Bösertige Muskelgeschwüre zeigten sich an Armen und Beinen, und die Ruhr zehrte an seinem Lebensmark. Trotzdem erhob er sich nach einiger Zeit vom Krankenlager und drang unerschütterlich vorwärts.

Der erste Wasserfall bereits stellte ihm ein schwierigeres Problem, als er sich hatte träumen lassen. Auf dem nördlichen Abhang ergoß sich eine zahllose Menge von Flüssen in nördlicher Richtung in ein fast unabsehbar weites Tal. In der Talsohle traf er noch auf andere, die sich mit ihnen vereinigten und alle von Norden her nach Osten flossen. Vereinigt bildeten sie einen Strom von so unglaublicher Breite, daß Livingstone förmlich sprachlos war. So weit entfernt von allen bisher bekannten Strömen, — Nil, Niger, Kongo — und trotzdem so ungeheuer breit!

Er folgte dem Bett des Stromes bis zu seinem Austritt aus einem seichten See, der den Namen Bangweolo führt und sich nach allen Seiten ins Unabsehbare ausdehnt wie ein Meer. Er versuchte ihn zu befahren, aber das Fahrzeug kenterte; seine letzten Arzneien gingen zugrunde, die Instrumente waren verdorben. So entschloß er sich, den Landweg einzuschlagen, erreichte Kazembe und hörte die Eingeborenen von zahllosen andern Seen und Flüssen erzählen, die alle nach Norden fließen. Er wendete seine Schritte nordwärts, um den Schlüssel zu dem Flußlabyrinth zu finden, bis ihn das vollständige Versiegen seiner Mittel an weiterem Vordringen hinderte. Er traf einen Araber, den er um ein Darlehen bat, nur um bestehen zu können, und mußte diesem daher folgen und dessen Weg einschlagen.

Er hörte, daß eine Karawane zur Küste gehe, schrieb im Jahr 1867 einen Brief nach Sansibar und bestellte Waren nach Udschidschi; er nahm seine ganze Geduld zusammen, wanderte mit dem arabischen Kaufmann ein ganzes Jahr kreuz und quer herum und erreichte im Jahr 1869 Udschidschi. Es war nichts für ihn da! Erst ein Wechsel auf Sansibar verschaffte ihm zu unerhörtem Preis ein paar Säcke Glasperlen und einige Ballen Tuch, mit denen er westwärts wandern wollte, um wieder auf den zwei Jahre vorher so weit südlich entdeckten Fluß zu stoßen.

Wenn der Freund, dem er sein Versprechen gegeben, gewußt hätte, in welcher verzweifelte Lage er den alten Mann getrieben, er würde ihm längst sein Wort zurückgegeben haben. Livingstone stand jetzt im 57. Lebensjahr, hatte keinen Zahn mehr im Mund, war schlecht gekleidet, beständig krank, abgemagert und halb verhungert, aber sein Wort einzulösen, das war sein oberster Grundsatz. Gewissenhaftigkeit und ein unerfättlicher Forscherdrang hielten den gebrechlichen Körper trotz aller Leiden aufrecht.

Er drang nun westwärts vor, um den Strom, der immerzu nach Norden fließen sollte, zu finden. Er näherte sich ihm bis auf 175 km, da befielen ihn afrikanische Geschwüre ganz besonders tödtlicher Art und fesselten ihn monatelang ans Bett. Während dieser unfreiwilligen Raft gerieten seine paar Begleiter gänzlich außer Rand und Band. Sie weigerten sich, noch länger einem Manne Gefolgschaft zu leisten, der nach ihrer Meinung mit offenen Augen ins Verderben rannte. Im neunten Monat endlich genas

er. Zugleich traf eine Handvoll Leute bei ihm ein als Antwort auf den Brief, den er im Jahre 1867 abgeschickt hatte.

Sie teilten ihm mit, sie seien lediglich gekommen, ihn zurück zur Küste zu geleiten. Er wies ihr Ansinnen mit Entrüstung zurück, stimmte sie durch Freigebigkeit um und setzte seine unterbrochene Reise westwärts fort. In einigen Tagen erreichte er die Ufer des Qualaba, der hier 1800 m breit und entsprechend tief ist und 2300 km von seiner Quelle immer noch nordwärts fließt. Sowohl die Eingeborenen wie die arabischen Händler versicherten, daß er auch weiter stromab immerwährend nördlich fließe. Das Problem wurde immer verwickelter und schien unlösbar. Livingstones Instrumente zeigten nur 2000 Fuß über Meereshöhe, und der Nil, 1000 km nördlich, lag nicht tiefer. Daher konnte das hier unmöglich der Nil sein! Und doch ging der Lauf des Flusses nordwärts und nilwärts, — war nordwärts und nilwärts gewesen die ganze 1200 km lange Strecke seit seinem Ausfluß aus dem Bangweolosee. Einstimmig lauteten alle Berichte dahin, daß der Strom unveränderlich nach Norden fließe.

Um diese unbegreiflichen Rätsel zu lösen, versuchte Livingstone mit Kanus zu reisen, aber seine Leute weigerten sich und wollten nichts davon hören. Alle Bemühungen waren umsonst. Immer noch schwankend, was er eigentlich tun solle, erhält er einen Brief mit der Nachricht, es sei wieder eine Karawane für ihn in Udschidschi angekommen. Er entschloß sich, zum Tanganjikasee zurückzukehren, daselbst seine widerspenstigen Begleiter zu entlassen, sich neue, sorgfältig ausgesuchte und erprobte Leute zu dingen und zu seinem Arbeitsfeld, den Ursprung dieses ungeheuren Stromes zu ergründen, zurückzukehren.

Er erreichte Udschidschi am 1. November 1871, und was fand er? Seine Karawane hatte sich zerstreut, der Anführer die Waren verkauft; seine Lage gestaltete sich trostloser als je.

Er war jetzt 59 Jahre alt, weit, weit weg vom Schauplatz seiner früheren Tätigkeit; am Meer hätte er sich ja von den ununterbrochenen Schicksalsschlägen erholen können. Es war allerdings „nur“ 1600 km entfernt, für ihn aber so unerreichbar wie der Mond, denn Mirambo und seine Horden sperrten die Wege. Die arabische Kolonie konnte ihm nicht viel helfen, denn sie war ebenso abgeschnitten von allem wie er selbst. Man schickte Kund-

schafter über Rundschafter nach Osten, aber alle brachten dieselbe Botschaft zurück: der Weg zum Meer sei von blutdürstigen Räuberhorden verlegt. Die Araber besleißigten sich deshalb der größten Sparsamkeit, da niemand wissen konnte, wie lange dieser Zustand noch dauern werde, und liehen weder Tuch noch Perlen her, wie hohe Zinsen er ihnen auch versprach. Erst als sie sahen, daß die Lage des alten Mannes wirklich ganz verzweifelt wurde, und er und seine paar Begleiter dem Hungertode entgegengingen, streckten ihm Sayed bin Majid und Mohammed bin Gharib ein paar Duzend Tuchstücke vor, für die er sich bei äußerster Sparsamkeit Nahrung für einen Monat verschaffen konnte.

Und was dann? Unergründliche Zukunft! Aber: „Dein Wille geschehe.“ Ein Rabe brachte Elias Nahrung und eine Taube Noah Hoffnung. Als Christus hungerte, dienten ihm die Engel. Bei Gott dem Allmächtigen ist kein Ding unmöglich!

Um nicht ganz zu verzweifeln, arbeitete Livingstone an seinem Tagebuch und ordnete die kurzen Aufzeichnungen über seine ausgedehnten Reisen, damit seine spätern Richter und Kritiker nicht im Dunklen blieben über seine Geschichte in den Wildnissen Afrikas. Wenn er von seiner unbequemen Stellung auf dem Lehmboden der Veranda mit dem schweren Buch auf den Knien vom Schreiben ausruhen mußte, saß er, die Hand am Kinn, oft stundenlang brütend da und sann und sann und wiederholte im Geiste das Gebet: „Wie lang, o Herr, suchest du deinen Diener heim!“

Um zehnten Tag nach seiner Heimkehr nach Udschidschi aus dem Westen — mittags —, als er wieder brütend auf der Veranda saß, vor sich die bergige Hochebene, von deren Höhe wir auf den Tanganjikasee herabblickten, ward er plötzlich von mehreren Gewehrsalven aufgeschreckt. Die bestürzten Einwohner eilten aus ihren Häusern hervor, Mirambo und seine Räuber vermutend. Alles griff daher eiligst zu den Waffen und machte sich zum Kampf bereit. Die Kühnsten wagten sich vorsichtig aus der Stadt und sahen eine Karawane langsam auf Udschidschi zukommen. Sansibarische und amerikanische Flaggen wehten im Winde. Sie eilten zurück und verkündeten, es seien Freunde aus Sansibar.

In wenigen Minuten lauteten die Nachrichten bereits bestimmter. Die Menge rief sich zu, es sei die Karawane eines Weißen. Livingstone hatte von seiner Veranda aus als erster

die Erregung des Volkes beim Ertönen der Salven beobachtet. War es Mirambo, was rührte es ihn? Todesfurcht kannte er längst nicht mehr. Erschlagen werden bedeutete für ihn höchstens eine Erlösung von den Leiden des Lebens. Aber bald rief ihm die Menge zu: „Freue dich, ehrwürdiger Vater, es ist die Karawane eines Weißen; vielleicht gehört sie einem Freunde von dir.“ — — Doch das zu glauben, lehnte Livingstone ab. Dann erschien Sufi und lief auf mich zu mit seinem ungestümen „Good morning, Sir!“ Niemand konnte besser als Sufi wissen, was für seinen alten Herrn und Gebieter die Ankunft eines englisch sprechenden Weißen bedeuten müsse. Noch ungestümmer, als er gekommen, flog er zu Livingstone zurück und rief: „Es ist wahr, Herr, es ist ein Weißer und spricht Englisch. Er hat eine amerikanische Flagge bei sich.“ Fast sprachlos bei dieser Nachricht fragte Livingstone: „Aber weißt du das auch ganz sicher? Hast du ihn selbst gesehen?“

In diesem Augenblick sammelten sich die arabischen Anführer in Gruppen um ihn und riefen: „Komm, erhebe dich, Freund David! Geh mit uns den weißen Fremdling begrüßen! Vielleicht ist er ein Verwandter von dir. Sicherlich ist er ein Freund. Gott sei gepriesen für seine Güte!“

Raum haben sie den Marktplatz erreicht, da erscheint der Vortrab der Karawane, und ein paar Sekunden später schüttelten sich die beiden Weißen — Livingstone und ich — die Hände.

Unser Zusammentreffen fand am 10. November 1871 statt. Körperlich war Livingstone, wie er selbst sagte, „nur noch ein Knochenbündel“. Seine letzten Mittel waren fast vollständig aufgezehrt durch die zahllosen Versuche, das Rätsel des Lualaba-Stromes*) zu lösen.

Die Wirkung unseres Zusammentreffens war erstaunlich: fast augenblicklich gesundete er. Mangel hatte er jetzt nicht mehr zu befürchten, denn Waren waren in Ueberfluß vorhanden, um ihn auf Jahre hinaus in Udschidschi zu versorgen oder eine neue Expedition auszurüsten. Nur eines fehlte noch, um das Glück des alten Mannes vollständig zu machen, — das war eine wirklich zuverlässige und gehorsame Begleitorschar. Aber meine Leute waren

*) Lualaba heißt der Teil des oberen Kongolaufes westlich vom Tanganjikasee.

nur für zwei Jahre gedungen, und kein noch so hoher Lohn hätte sie vermocht, noch länger zu bleiben. Da nun Livingstone seine Aufgabe nicht unerfüllt lassen wollte, geeignete Leute aber in Udschidschi nicht aufzutreiben waren, entschloß er sich, mit mir nach Unjamjembe (Tabora) zurückzugehen und dort zu warten, bis ich ihn mit den nötigen Streitkräften versorgt hätte. Nachdem wir zusammen das Nordende des Tanganjikasees erforscht und festgestellt hatten, der See stehe mit dem Albert-Nyanza in Verbindung, verließen wir Udschidschi am 27. Dezember 1871 und langten in Unjamjembe am 18. Februar 1872 an.

3. Januar 1872.

Wir machten einen kleinen Jagdausflug auf Zebras und versorgten uns reichlich mit Fleisch. Livingstone schwelgte an diesem Nachmittag in seinem Lieblingsthema, der Sambesi-Mission und dem portugiesisch-arabischen Sklavenhandel, und erzählte mir seine Erlebnisse und Erfahrungen hinsichtlich des Wesens und der Eigenschaften der afrikanischen Stämme. Ich schließe aus der Wichtigkeit, die er diesem Gebiete beimißt, daß er sich mehr für Völkerkunde als für Länderforschung interessiert. In der Schilderung der Neger, ihrer Stammeseigentümlichkeiten und Lebensverhältnisse, war er unerschöpflich und unermülich. Er sprach von den Manjuemafrauen mit ihren großen Augen, ihrem geweckten Gesichtsausdruck und ihrem liebenswürdigen Wesen. Dann wieder kam er auf die Sitten und Gewohnheiten am Hofe von Cazembe zurück und die Freundlichkeit, die ihm dort zuteil geworden.

Eine Weile später erzählte er mir von den Grausamkeiten Tagamoyos, des Halbblutarabers, wie er einen Manjuema-Marktplatz umzingelt und unbarmherzig die harmlos plaudernden Eingeborenen niedergeknallt habe. Aus seiner bewegten Stimme und dem drohenden Blitzen seiner Augen erkannte ich leicht seine tiefe Entrüstung über diese Schandtath. Er geriet fast außer sich, wenn er die Leiden der armen, gefesselten Sklaven schilderte, die, mit dem Hals in Baumgabeln gezwängt, sich ihres Weges schleppen, stetig überwacht von ihren grausamen Peinigern.

So rasch wechselten seine Schilderungen, daß ich mich heute fast an nichts mehr genau erinnern kann. Man kann doch nicht immer sein Merkbuch bei der Hand haben; und vor lauter Zu-

hören vergaß ich das Niederschreiben. Ich muß mich auf die Feststellung der Tatsache beschränken, daß ich, im Banne Livingstones, alles mit feinen Augen sehe, was Afrika betrifft, vom dickbäuchigen, kleinen, schwarzen Säugling an der Mutterbrust bis zum Missionsbischof und den großen Entdeckern.

Livingstone war stark und unerschütterlich in jeder Hinsicht und von unglaublich hartnäckigem Charakter. Sein Gedächtnis war vorzüglich. Von Whittiers Gedichten so gut wie von Longfellow wußte er jedes Wort, und doch hatte er nicht ein einziges dieser Bücher bei sich. Er zitierte sie, als hätte er sie erst gestern gelesen.

3. März.

In Kwikuru, einen Tag vor der Ankunft unserer europäischen Briefe, ging ich zu unserm Koch Ulimengo und fuhr ihn — halb toll, wie ich war, durch eine zu starke Dosis Chinin, die ich genommen — hart an, warum er die Kaffeetöpfe so schlecht reinige, daß alles nach Grünspan schmecke, und ob er vielleicht vorhabe, uns zu vergiften. An den Kesseln und Töpfen wies ich ihm überall Grünspan nach. Mit erstaunlicher Frechheit musterte er mich von oben bis unten und fragte höhnisch, ob ich vielleicht etwas Besseres sei als der „große Herr“ (d. h. Livingstone); was für den „großen Herrn“ gut sei, sei auch gut genug für mich — den „kleinen Herrn“.

Ich schlug ihn sofort zu Boden für seine unverschämte Rede. Er sprang wieder auf und packte mich. Ich riß mich los und sah mich gerade nach einer geeigneten Waffe um, als im selben Augenblick Livingstone aus dem Zelt trat und Ulimengo anschrie: „Poli-Poli-hapo (Ruhe da)! Was ist geschehen, Mr. Stanley?“ Atemlos vor Aufregung und Chinin stieß ich meine Erklärungen hervor. Er erhob seine rechte Hand und sagte: „Ich werde das in Ordnung bringen.“ Ich wurde ruhiger, aber vor Wut, Scham und Schwäche liefen mir die Tränen wie einem Rinde über die Wangen.

Dann hörte ich ihn sagen: „Ulimengo, du bist ein Rieseneasel, ein dummer, dickschädlicher Bursche. Ich glaube, du bist ein ganz und gar schlechter Mensch. Dein Kopf steckt voll von Lügen. Hör' jetzt zu, was ich dir sage, und mach' deine Ohren auf! Ich bin ein Mgeni (Gast) hier und nichts als ein Mgeni und habe keinen Anteil an dieser Karawane. Jeder im Lager ist mein Freund. Die Speisen, die ich esse, die Kleider, die ich trage, das Hemd auf dem

Leibe, alles kommt von diesem Mann. Alle die Ballen und Perlen gehören ihm. Was du in deinen Bauch stopfst, kommt von ihm und nicht von mir. Er bezahlt eure Löhne. Das Zelt und die Betttücher gehören ihm. Er ist ausgezogen, um mir zu helfen, so wie du deinem Bruder oder deinem Vater helfen würdest. Ich heiße nur der „große Herr“, weil ich älter bin als er, aber ob wir marschieren oder haltmachen, muß nach seinem Willen gehen und nicht nach meinem. So und jetzt versuche, dir alles das in deinem dicken Schädel zurechtzulegen, Ulimengo. Siehst du denn nicht, daß er sehr krank ist, du Lump? Und jetzt geh und bitte ihn um Verzeihung!“

Ulimengo stammelte, es täte ihm sehr leid, und wollte meine Füße küssen; aber ich ließ es nicht zu.

Darauf zog mich Livingstone am Arm ins Zelt und sagte: „Kommen Sie! Kümern Sie sich nicht um ihn! Er ist nur ein Halbwilder und versteht es nicht besser.“

Nach und nach beruhigte ich mich, und vor dem Schlafengehen gab ich Ulimengo die Hand. Die Erinnerung an mehrere solcher kleinen Vorfälle, die kaum wert sind, daß man sie einzeln aufzählt, macht heute einen tiefen Eindruck auf mich.

„Du schlechter Kerl, du ganz und gar schlechter Bursche, du Dummkopf, du Einfaltspinsel!“ wären seine stärksten Ausdrücke gewesen, wo andere geprügelt, geohrfeigt und geschlagen hätten oder mit der Peitsche dreingefahren wären. Sein Benehmen war das eines abgeklärten, weisen alten Mannes, der, wenn er sich beleidigt fühlt, nur die Stirne runzelt.

4. März. Sonntag.

Um 9 Uhr morgens war Gottesdienst. Anschließend an die Ansprache an seine Leute fragte er mich, als der Gottesdienst vorüber war, was meine Ansicht hinsichtlich der Aufnahme des Evangeliums bei den afrikanischen Stämmen sei.

„Um die Wahrheit zu gestehen,“ antwortete ich, „ich habe nicht viel darüber nachgedacht. Die Afrikaner scheinen mir sehr unzugänglich zu sein, und ich glaube, es würde ziemlich lange dauern, bis man von einem Erfolg reden könnte. Ich fürchte, daß man die Sache nicht richtig anpakt — ich meine nicht Sie persönlich, sondern die Missionare. Ich vermag nicht einzusehen, wie ein oder zwei Menschen hoffen können, einen Eindruck auf so viele Millionen

von Menschen zu machen, wenn überall ringsum der alte Schlendrian herrscht. Was können da das winzige Dorf oder die entlegene Gegend, wo gerade die Missionare das Evangelium predigen, für einen Einfluß gewinnen?"

"Wie würden Sie es denn anpacken?" fragte er.

"Ich würde natürlich mehr als einen oder zwei Missionare entsenden, vielleicht tausend. Und auch die würde ich nicht über den ganzen Erdteil sich verstreuen lassen, sondern sie unter irgend einem großen Stamm oder einer Gruppe von Stämmen verteilen, damit die gute Sache, nicht immer wieder gestört von äußeren Einflüssen, kräftig gedeihen kann. Auf diese Art würde jeder neue Bekehrte mit der Zeit sozusagen selbst als Missionar nach außen hin wirken."

"In gewisser Hinsicht ist das auch meine Ansicht; aber schließlich muß einer doch das Werk beginnen. Christus legte den Grundstein der Religion, die sich heute über einen großen Teil der Erde verbreitet hat, dann kamen die zwölf Apostel und dann deren Jünger. Manchmal habe ich fast das Gefühl, als sei ich dazu ausgesandt, als erster die Art an Zentralafrika zu legen, daß andere mir bald folgen werden und nach diesen die Tausende kommen, von denen Sie sprechen. Es scheint traurig und schwer, aber die Verheißung lautet: „Befiehl dem Herrn alle deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen.“ Vielleicht sterbe ich auf dem Wege, unwürdig, den Anbruch des Tages zu sehen. Ich glaubte, ihn bereits gesehen zu haben, als die Sambesi-Mission ausgesandt wurde, aber die Finsternis scheint wieder dichter geworden zu sein, dichter als je. Jedoch das Licht wird kommen, es muß kommen, so oder so, und ich zweifle daran nicht einen Augenblick. Die Erde, die ganze Erde soll widerhallen von der Lehre des Herrn, wie die Wasser den Ozean erfüllen.

Einsamkeit ist eine schreckliche Sache für mich, besonders, wenn ich an meine Kinder denke. Ich habe fast all meine Freudigkeit auf diesen Wanderungen eingebüßt, ich weiß es wohl. Ich kam mir manchmal vor, als sei ich fürs Exil geboren; doch es ist Gottes Wille, und er wird tun, was er für gut hält. Aber wenn ich nicht an meine Kinder und mein Heim denke, habe ich das Gefühl, als sei ich für dieses Werk berufen und kein anderer. Fern von dem Jagen und Treiben der Zivilisation sehe ich klar in eine

aufdämmernde Zukunft hinein, und dann glaube ich begreifen zu können, warum ich weggeführt wurde, da- und dorthin, und immer wieder zurückgeworfen wurde, bis die Jahre meine Kräfte zermürbten. Vielleicht nur, um ein Augenzeuge des entsetzlichen Elends zu sein, das der Sklavenhandel ringsum verbreitet mit seinen erbarmungslosen Halbblutarabern, die, um mit Burns zu sprechen, wie Bluthunde an der Leine Weh und Mord über das Land verbreiten. Es ist meine Aufgabe, zu veröffentlichen, was ich sehe, um die zu wecken, die die Macht haben, diesen Greueln ein für allemal ein Ende zu machen. Das ist der Anfang, und das Ende wird sein, daß sie geeignete Lehrer aussenden, die das Evangelium predigen da und dort, wie einst zu Jesu Zeiten. Wie oft habe ich an Burns' Worte denken müssen auf meinen Reisen in Manjuema, wenn ich zusehen mußte, wie die Eingeborenen in kopfloser Angst vor den Arabern in die Wildnis flohen. Aber es gibt einen Gott, der alle diese Dinge sieht und Vergeltung üben wird, wenn die Zeit gekommen ist, an diesen Ungeheuern."

13. März.

Heute war der letzte Tag meines Zusammenseins mit dem lieben alten Livingstone; die letzte Nacht, die wir zusammen verbrachten, war angebrochen, und erbarmungslos rückte der Morgen heran. Wir hatten den Zeltvorhang für die Nacht geschlossen und uns unsern Gedanken überlassen. Welcher Art die seinigen waren, konnte ich nicht wissen — aber ich war sehr traurig. Die Tage, die wir mitsammen verlebten, waren so voll des Glückes, und jetzt, wo der letzte beinahe vorüber, fühlte ich so recht die Bitterkeit der Scheidestunde. Ich dachte nicht mehr an die vielen Fieberanfalle mit ihren Delirien. Der Schmerz, den ich jetzt fühlte, war größer als alle Leiden, die ich durchgemacht. Aber ich konnte dem Lauf der Zeit, die heute so schnell verrann, nicht gebieten. Was sein muß, muß sein. —

Als er mir seinen Dank, den er die ganzen Monate hindurch tief innerlich im Herzen empfunden, aussprach, — nicht in hohl tönenden Phrasen, sondern im letzten Augenblick und aus tiefster Seele heraus, war ich so gerührt, daß ich laut schluchzte. Die nächtliche Stunde und die schreckliche, dunkle Ahnung, daß es ein Abschied für ewig sei — sein plötzlicher Dankesausbruch, alles das wirkte zusammen, daß ich mich wie ein hilfloses Kind gehen ließ und einen

Strom von Tränen vergoß. Ich glaube, diese Stunde allein hätte genügt, ihn meiner Ergebenheit für immer zu versichern. —

Am 14. März verließ meine Karawane Unjamjembe. Er begleitete mich noch einige Meilen. Wir erreichten den Abhang des Bergrückens, von dem aus man das ganze Tal überblicken kann. Weit in der Ferne sahen wir unser Haus, in dem wir zusammen gelebt, wie einen winzigen Fleck. Dann wandte ich mich zu ihm und sagte:

„Mein lieber Doktor, Sie dürfen jetzt nicht weiter mit uns gehen. Sie haben mich weit genug begleitet. Unser Haus ist kaum mehr zu unterscheiden, und die Sonne brennt heiß. Bitte, kehren Sie um!“

„Gut“, sagte er. „Ich möchte Ihnen nur noch das eine sagen: Sie haben getan, was nur wenige hätten tun können. Und für das, was Sie für mich getan, bin ich Ihnen aus tiefstem Herzen dankbar. Gott geleite Sie sicher heim und segne Sie, mein lieber Freund!“

„Und möge Gott auch Sie sicher zu uns zurückbringen, mein lieber Freund! Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ wiederholte er.

Wir drückten einander unter Tränen die Hand. Dann wandten wir uns entschlossen voneinander ab, aber seine treuen Begleiter, die jetzt herbeieilten, um auch ihrerseits Abschied zu nehmen, verlängerten die schmerzliche Szene.

„Lebt wohl, alle! Leben Sie wohl, Doktor, lieber Freund!“

„Leben Sie wohl!“

Bei diesem letzten Abschied sah ich, wie das edle Gesicht des alten Mannes vor niedergehaltener Bewegung blaß wurde, und als ich ihm in die Augen sah, las ich etwas darin, das mich mahnte, mir seinen Blick fest einzuprägen — es könne vielleicht ein Scheiden sein für immer.

Auf der Höhe wandte ich mich noch zu einem letzten, langen Abschiedsblick zurück, um mir sein Bild für alle Zeiten einzuprägen. Ein letztes Winken, dann stieg ich mit der Karawane auf der andern Seite des Hügels hinab.

Am 54. Tage nach meinem Abschied von Livingstone erreichten wir Sansibar. Zwei Wochen später — am 20. Mai — segelte eine Karawane von 57 Mann — lauter auserlesene erprobte

Leute — von Sansibar nach dem Festland, um Livingstone zwei Jahre lang auf seiner Forschungsreise zu begleiten. Sie trafen nach 82tägigem Marsch am 11. August 1872 in Unjamjembe ein.

Vierzehn Tage später brach Livingstone, reich ausgerüstet mit den nötigen Mitteln, Arzneien und Instrumenten, sowie einer kleinen Herde Vieh nach dem Schauplatz seiner Tätigkeit auf. Acht Monate später fand seine heldenhafte Lebenslaufbahn ihr tragisches Ende.“ —

Folgende Stellen sind einer unveröffentlichten Denkschrift Stanleys über Livingstone entnommen:

„Während ich mit ihm zusammen war, hielt er niemals, was man eine Predigt hätte nennen können, aber jeder Tag wurde für mich sozusagen zu einer Predigt. Sein ganzes Leben war eine einzige Befolgung der Bergpredigt Christi, ob er jetzt im Dschungel lagerte, in einer Handelsniederlassung oder in einem wilden Dorfe weilte. Demutsvoll, mild, barmherzig, rein auch in Gedanken und friedvoll in seinen Handlungen, schien er doch den Arabern als Spion verdächtig und wurde dementsprechend verleumdet. Oft gab man ihm die Schuld an den Uebergriffen, die seine eigenen Leute begingen, aber immer verzieh er. Und wie oft wurde er beraubt und in seinem Vordringen gehindert! Aber nie trug er irgend jemand etwas nach. Ausgeplündert von Räubern und mit Verachtung behandelt, betete er doch täglich für alle Menschen.

Wie gleichgültig auch seine Freunde ihm gegenüber handelten, wie sehr seine Diener ihn verspotteten und betrogen, ob auch der Hunger ihn quälte, der Regen ihn durchnäßte auf seinen Wanderungen, die tropischen Stürme ihn durchpeitschten und Krankheit aller Art ihn befiel, immer blieb er dem Dienste Gottes, den er sich erwählt, treu; und unerschütterlich war sein christlicher Glaube: Wer treu ausharret bis ans Ende, dem will ich die Krone des Lebens geben.

Wäre ich aus Erz gewesen und mein Herz von Stein, so hätte ich doch einsehen müssen, daß es der Geist der Güte war, der in ihm wohnte. Wäre in ihm nur eine Spur von Pharisäer oder Heuchler gewesen, hätte ich nur eine Spur niedriger Denkungsweise in ihm bemerkt, — würde ich mich bestimmt von ihm abgewendet haben. Aber jeder Tag, ob in Krankheit oder Gesundheit, vertiefte nur meine Verehrung für ihn. Mit einem Wort,

er war immer derselbe vornehme, aufrichtige, gottesfürchtige und männliche Charakter alle die Tage hindurch, die ich mit ihm zusammen verbrachte.

Seine Unterhaltung war ernst und ebenso sein Benehmen. Morgens und abends und nach jedem Marsch dankte er dem Herrn für seinen Schutz. Sonntags hielt er Gottesdienst und pries die Macht und Herrlichkeit des wahren Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde, seinen schwarzen Begleitern. Seine Hand hat niemals Blut vergossen. Sein ganzes Leben war ein lebendiges Zeugnis, daß er Gott diente mit seinem ganzen Herzen.

Wohl kaum kann man sich niedriger stehende Wesen vorstellen als die Manjuema-Stämme, mit denen er täglich als Freund verkehrte. Ganz unempfänglich für die Ehren, die sein Land verdienstvollen Männern zollt, setzte er seine Reisen fort, predigte den Frieden, wohin er ging, und wenn er Rast machte, unterstützten ihn Häuptlinge wie Eingeborene dieser so lange vernachlässigten Stämme, so gut es ihre armseligen Mittel erlaubten. Zufrieden, seine Pflicht zu tun, trug er das Glück, das rechtem Tun und reinem Denken entspringt, in sich. Nur wenige werden vergessen, wie sehr er sich der Unglücklichen annahm, die eine Beute der arabischen Sklavenjäger wurden. Seine unausgesetzten Hinweise auf dieses traurige Thema und die langen Reisen, die er zu diesem Zweck unternahm, sind wohl der beste Beweis, wie sehr ihm die Sache am Herzen lag.

Er drang als erster in die Länder der Sambesi- und Qualaba-Täler, sein Mund war der erste, der in den Dörfern von Ost-Sunda die herrlichen Lehren des Christentums verkündete, und er war der erste Prediger, der es wagte, die arabischen blutbesudelten Sklavenhändler der unerhörtesten Greuel anzuklagen. In Gegenden, die selbst dem bestunterrichteten Geographen Europas unbekanntes Land sind, lebte er demütig das Leben des Gründers seiner Religion und verkündete begeistert die frohe Botschaft vom Frieden auf Erden.

Sollte ich jemals auf die Schauplätze zurückkehren, wo wir einander kennen lernten, so würde wohl jeder Tag mich an diesen guten Menschen erinnern, den ich nie wiedersehen sollte. Ich erinnere mich noch, wie ich fünf Jahre später von demselben Hügel, wo ich damals mit meiner Karawane gestanden, auf Udschidschi her-

unterblidte. — Bis dahin hatte ich nicht sehr viel an ihn gedacht, aber jetzt in diesem Augenblick, — hoch über dem Palmenwald von Udschidschi, den langen, breiten, blauen Streifen des Sees unter mir, — sah ich im Geiste die Gestalt Livingstones in seiner mir so wohlbekanntem blaugrauen Reisekleidung, die blaue Marinemütze mit der Goldborte auf dem Kopf, die Augen so offen und ehrlich und sein Gesicht so ernst und traurig. Immer sehe ich es in diesem Ausdruck vor mir, wenn ich an ihn denke. Es lag ein tiefer Ernst darin, ein ganzes Leben voll Mühsal und Strapazen.

Selbst meine Gegenwart konnte ihn nicht in seiner innern Zurückgezogenheit stören. Einmal nahm ich ein Buch vor, und als ich ein paar Minuten später aufsaß, saß er tief in Gedanken versunken da, den Blick sinnend in die Ferne gerichtet, die Augenbrauen zusammengezogen und mit den Lippen unhörbare Worte formend.

Worüber kann er nur nachdenken? fragte ich mich. Und dann wagte ich, das Stillschweigen zu brechen.

„Einen funkelnagelneuen Penny würde ich dafür geben, wenn ich jetzt Ihre Gedanken wüßte, Doktor!“

„Die wären das nicht wert, mein junger Freund. Aber, glauben Sie mir, selbst wenn ich welche gehabt hätte, müßte ich sie wahrscheinlich für mich behalten.“

Von da an ließ ich ihn immer allein, wenn ich ihn in dieser Stimmung sah. Manchmal schien er an etwas Heiteres zu denken, wie man deutlich an seinen lächelnden Mienen sehen konnte.

Ich habe wenig Menschen gefunden, die so schnell fröhlich und guter Laune sein konnten, und keinen, der umgänglicher, duldsamer und humorvoller war. Man muß sich ihn vorstellen als einen Menschen, der weiß, daß er sein Bestes getan hat, — Tag und Nacht in dem felsenfesten Glauben, daß seine Selbstverleugnung dereinst ihre Früchte tragen wird. Wer einen solchen Charakter verstehen kann, der versteht Livingstone.“

XIV. England und Kumassi.

Nicht ohne Absicht ist das vorige Kapitel gleichmäßig Livingstone wie Stanley selbst gewidmet. Die Hauptgeschichte seiner Reise zu Livingstone („Wie ich Livingstone fand“) hat Stanley selbst in einem andern Buche ausführlich geschildert, aber in dem vorliegenden Buch bildet bei allem, was er über sich selbst sagt, das Hauptthema sein Zusammensein mit Livingstone. Die Art, wie er von seiner freundschaftlichen Liebe zu ihm spricht, läßt uns so recht einen Einblick in sein Denken gewinnen. Um einen vollen Ueberblick über diese 16 Monate lange Reise zu haben, muß der Leser entweder die ganze Schilderung vor sich haben, oder doch wenigstens mit eigener Einbildungskraft ein wenig nachhelfen.

Man muß bedenken, daß die Erzählung des Kampfes mit Mirambo, der monatelang dauerte, und der gemeinsamen Erforschung des Tanganjikasees, die vier Wochen voll Abenteuer in Anspruch nahm, nur in wenigen Zeilen abgetan ist. Die ganze Zeit hindurch lag die ungeheure Verantwortlichkeit ganz auf Stanleys Schultern. Er war nicht nur der Befehlshaber und Führer der Karawane selbst, sondern sozusagen der Generalstab in eigener Person. Die Sorge für seine zweihundert und noch mehr Köpfe zählende Streitmacht lag in jeder Hinsicht auf ihm. Wie oft mußte er den Arzt machen, Krankenpfleger sein und die niedrigsten Dienste leisten. Oft hatte ihn das Fieber ergriffen, und einmal, ehe er Livingstone fand, lag er eine ganze Woche in Delirien. Ein ganzes Jahr lang war seine ganze Kraft aufs äußerste angespannt.

Mit dem Wachsen seiner Erfahrung erwachte infolge des Alleinseins mit der Natur sein inneres, geistiges Leben. Dann folgte sein Zusammensein mit Livingstone; sie lernen einander mitten unter Wilden, Gefahren, Abenteuern in den langen Nächten vertrauter Aussprache kennen und lieben. Stanleys tiefstes innerstes Gefühl findet ein Echo in dem Herzen des Menschen, den er befreit hat. Er lernt die geistigen und materiellen Hilfsquellen des unbekanntes Erdteils kennen, der be-

stimmt ist, zu keimen und Frucht zu tragen. Alles dies waren die Erfolge seines ersten Aufenthalts in Afrika.

Seine Rückkehr in zivilisierte Länder bedeutete keine ganz ungetrübte Erinnerung für ihn. In gewisser Beziehung hat er sich in Afrika heimischer gefühlt als in England. Dort waren seine Gefährten die Natur, Livingstone und sein eigenes Innere gewesen. Die Gefahren, die sich ihm dort entgegenstellten, erforderten seine ganze Tatkraft, und er konnte nach Belieben schalten und walten. In England sah er sich in eine geschraubte Gesellschaft voll Ueberkultur mit feierlichen Festessen und einem Zeremoniell, das ihm verhaßt war, versetzt, und man räumte ihm eine bevorzugte Stelle ein, die ihm mehr Unannehmlichkeiten als Vergnügen bereitete.

Eine Flut belangloser Briefe von Neugierigen und Fremden ergoß sich über ihn; manchmal an einem Tage mehr als 28 — einer wie der andere. Verwandte und Jugendfreunde wurden plötzlich liebevoll und zudringlich, man machte Ansprüche an seine Börse geltend, denen er nicht immer ausweichen konnte. Aber das Schlimmste von allem war, daß sich in Anerkennung und Beifall auch Stimmen des Zweifels und Unglaubens, ja der Beschuldigung und des Hohnes mischten. Und hochstehende Leute und Zeitungen von Ruf zählten zu den Zweiflern.

Sir Henry Rawlinson, Präsident der Königlichen Geographischen Gesellschaft, schrieb z. B. an die „Times“, Stanley habe nicht Livingstone, sondern Livingstone Stanley entdeckt. Und noch lange, als bereits Rawlinson eingelenkt und die Geographische Gesellschaft Stanley ihren Dank ausgesprochen hatte, waren derartige einfältige Sticheleien an der Tagesordnung.

Der „Standard“ verlangte im Drakelton eine „Klärung“ der Geschichte des Entdeckers durch Sachverständige, da er sich „gewisser Zweifel nicht enthalten könne“; „die Sache habe etwas verdächtig Mysteriöses“. Ja, es gab sogar Leute, die offen die Echtheit der Briefe bezweifelten, die Livingstone auf Stanleys Veranlassung an den „Herald“ geschrieben hatte.

Geographische Päpste spickten ihre wissenschaftlichen Erörterungen mit verletzenden persönlichen Bemerkungen. Die Kaste der gelehrten Körperchaften betrachtete ihn als Eindringling. Von der Königlichen Geographischen Gesellschaft wehte ein kalter Wind gegen diesen „Amerikaner“ mit seinen seltsamen Märchen aus

Afrika. Für Stanley, den feinsühligen, hochfliegenden Geist, der sich dessen wohl bewußt war, was er pflichtgetreu vollbracht und wahrheitsgemäß berichtet hatte, bedeutete dies alles bittere Enttäuschung.

Es gab eine heiße Schlacht in Brighton, als die Geographische Abteilung der British Association unter Vorsitz Sir Francis Galtons tagte. Stanley spielte dabei die Hauptrolle. Vor einer Zuhörerschaft von 3000 Menschen, unter denen große Geographen, Personen von hohem Rang, wie der Erzkaiser und die Kaiserin von Frankreich waren, sprach er. Der „Telegraph“ beschrieb, wie er voll Selbstbeherrschung, Ruhe und natürlicher, eindrucksvoller Beredsamkeit, immer klar und rückhaltlos seine Meinung sagte.

In seinem Tagebuch jedoch ist zu lesen, wie schrecklich er unter Befangenheit litt und erst nach drei mißlungenen Versuchen mit seiner Rede in Fluß kam. Auf Wunsch der Königlichen Geographischen Gesellschaft hatte er eine kurze Abhandlung über die Erforschung des nördlichen Tanganjikasees zusammengestellt, aber jetzt verlangte man plötzlich von ihm einen vollständigen Reisebericht.

Er erzählte seine Geschichte, verlas seinen Bericht und schloß mit einigen Worten voll leidenschaftlichen Feuers. Einige seiner geographischen Ansichten wurden stark kritisiert. Die Meinung, der auch Livingstone zuneigte, daß der Lualaba-Strom die Quelle des Nils sei, wurde heftig angegriffen. Stanley selbst hegte über diesen Punkt große Zweifel und war auch später berufen, das Rätsel zu lösen, aber um Livingstones willen hätte er gewünscht, sie wenigstens vorläufig anerkannt zu sehen.

So manche Anspielung auf ihn selbst fiel während der Erörterung — vielleicht taktloser als beabsichtigt —, so z. B. als Francis Galton bemerkte, „die Herren seien hier, um ernste Tatsachen, nicht um Sensationsgeschichten anzuhören“. Ob diese Reden nun ungeschickt oder böß gemeint waren, jedenfalls erlangten sie ein gewisses Gewicht durch das, was die Presse vorher geschrieben hatte.

Stanleys Antwort gipfelte in einer glühenden Lobrede auf Livingstone und einem heißen Vergleich zwischen dem Lehnstuhlgeographen, der vom Mittagsschläfchen erwacht und seine Weisheit über den Nil verzapft, und dem tapfern alten Mann, der seit Jahren mitten unter Wilden in einer feindlichen Natur der

Wahrheit nachgeht. Dem Eindruck seiner ehrenfesten Männlichkeit und Wahrhaftigkeit konnten sich die Zuhörer zum großen Teile nicht entziehen, und die Ueberzahl stellte sich von vornherein ganz auf seine Seite. Die „Times“, „Daily News“, der „Daily Telegraph“ und „Punch“ gehörten zu seiner Partei. Voll Dankbarkeit erkannte Livingstones eigene Familie seine ungeheuren Dienste an und bestätigte die unzweifelhafte Echtheit der Livingstone-Briefe, die Stanley heimgebracht hatte. Dann überreichte ihm Lord Granville vom Auswärtigen Amt im Auftrage der Königin ein Glückwunschschreiben und eine goldene, mit Diamanten besetzte Tabaksdose. Erst von diesem Augenblick an sah die ganze Welt in ihm den Helden.

Aber Stanley hatte so lange und so schmerzlich unter Verleumdung und Verleumdung nicht nur damals, sondern auch später noch gelitten, daß ein Wort mehr hierüber wohl angebracht erscheint.

Die allgemeine Feindseligkeit hatte verschiedene Ursachen. Der „New York Herald“, eine selbstbewußte und erfolgreiche amerikanische Zeitung, hatte eine Menge journalistischer Neider und Widersacher. Ein ehemaliger Angestellter Stanleys, der sich durch ehrlose Handlungsweise eine entsprechende Strafe zugezogen hatte, wußte sich das Vertrauen eines hervorragenden Zeitungsmannes zu erschleichen und verbreitete die ungeheuerlichsten Lügen über Stanley. In späteren Jahren wurde Stanley auch noch von anderen Untergebenen, die sich durch seine gerechte Strenge beleidigt und gekränkt fühlten, fortgesetzt verlästert. Märchen über Grausamkeiten, die er angeblich begangen, waren in aller Mund. Er selbst wußte nur zu gut, wie sehr der Durchschnittsmensch zu bössartigem Klatsch neigt, und kannte die Rolle, die in solchen Fällen die leider nur allzu gläubige Presse spielt.

Die Verhältnisse, unter denen er als junger Mensch gelebt, hatten seine Empfindlichkeit gegenüber neugierigem Klatsch und rohem Vorurteil nur gesteigert. Und dann lag auch viel Weibliches in seiner Natur, das ihn mehr Liebe und Vertrauen als Ruhm suchen ließ. Als die Zeit der Ehrungen kam, nahm er sie hin — nicht mit Gleichgültigkeit, denn dafür fühlte er zu sehr als Mensch, — aber mit gelassener Befriedigung. Er nahm das Lob entgegen, wie (nach Morleys seiner Bemerkung) Gladstone: wie

man sich einer kühlen Brise freut. Das Unrecht, das man ihm angetan, wurde für ihn eine Lehre, niemals leichtfertig über andere zu urteilen. Wie er darüber dachte, zeigt folgender Auszug aus seinem Tagebuch:

„Der gemeine und geradezu scheußliche Unsinn und die zahlreichen Unwahrheiten, die über mich veröffentlicht wurden, lehrten mich, von dieser Zeit an aus Ueberzeugung und reinem Mitgefühl vorsichtig in meinem Urteil über andere zu sein.

Ist man einmal der Gegenstand öffentlicher Beurteilung geworden, so weiß man, wie gut es die Presse versteht, gleich dem afrikanischen Mistkäfer ein Korn Wahrheit in einen Haufen von Schmutz zu verwandeln.

Das Unglück ist, daß die meisten Berichterstatter vergessen, für wen sie schreiben. Wir hungern doch nicht alle in den Klubs herum oder klatschen in den Salons, stehen nicht alle im Bann der verrückten Idee, alles müsse wahr sein, bloß weil es gedruckt ist. Wir gehören doch nicht alle zu der großen Herde gedankenloser Schwächer, die da sagen: Wo Rauch ist, muß auch Feuer sein, — dieser Einfaltspinsel, die nicht wissen, daß die alarmierende Rauchwolke nur von dem Reporter gemacht wird.

Deswegen sage ich: Im selben Augenblick, in dem ich bemerke, daß — ob in der Presse oder in der Gesellschaft — irgend jemand, ein Landsmann oder Ausländer, angegriffen wird, nehme ich meine eigenen fünf Sinne zusammen, um nicht von der allgemeinen Skandalsucht mitgerissen zu werden, und nehme solange keine Kenntnis von dem Gerücht, bis die Wahrheit über jeden Zweifel klar erwiesen ist.

Alle meine Handlungen, ich kann fast sagen, alle meine Gedanken seit 1872 sind stark beeinflusst durch den Wirbelsturm von völlig ungerechtfertigten Vorwürfen, die damals über mich umliefen. So zahlreich waren meine Feinde, daß meine Freunde verstummten und auch ich meine Zuflucht zum Schweigen, als dem einzigen Schutzmittel gegen Schmähungen, nahm.“

In einer spätern Aufzeichnung, die eine starke Gereiztheit verrät, sagt Stanley: „Die Kritiken meiner Bücher sind manchmal zu einseitig gewesen. Für oder gegen mich. Der Kritiker ist gewöhnlich entweder ein ekelhafter Kriecher oder ein verbitterter Wilder, der aus blindem Haß blödsinnig darauf losprügelt. Die

wiederholten Angriffe des Publikums und der Presse auf mich waren schuld, daß ich die Schnellkraft meiner Jugend, meine Hoffnung und den Glauben einbüßte, daß Arbeit, Hochherzigkeit, Pflichttreue und rechtes Handeln Anerkennung vor den Menschen finden müsse. Es verlangte viel Kraft, sich aus der natürlichen Verdrossenheit heraus wieder aufzuraffen. Schien es doch, als ob jahrelange wachsame Geduld, Einschränkung und unverdrossene Selbstzucht umsonst gewesen wären.

Was war mein Lohn? — —

Entschlossene Hingebung an ein gewisses Pflichtenideal und unbeirrtes rechtliches Handeln gegenüber meinen Mitmenschen sollten nichts anderes zuwege gebracht haben, als mich in den Augen der Welt erst als einen Fälscher, dann als einen Wegelagerer, Abenteurer, Betrüger und Schwindler erscheinen zu lassen!? Dieses Ergebnis schien alles umzustößen, was ich zu erwarten gelehrt worden war. Also das erwartete einen Mann, der sein Leben für sein Land und für Afrika in die Schanze geschlagen hatte?! Wer Umwälzungen hervorbringt, muß auf Widerstand gefaßt sein. Ein starker Wille zieht Haß nach sich. Aber der Gegenstand braucht darum nicht geopfert zu werden. Ein Mann soll sich nicht von seinem Pfad ablenken lassen, bloß weil die Hunde bellen.

Die afrikanischen Speere rissen Wunden, aber die Verleumdung der Presse nicht minder. Trotzdem ging ich meinen Weg weiter und vollbrachte mein Werk — das Werk, um dessentwillen ich in die Welt gesandt war.“

In den Monaten, die auf Stanleys Rückkehr nach England folgten, wechseln in seinem Tagebuch zornige Verwahrungen gegen feindselige Lügen mit den Schilderungen seines Zusammentreffens mit bedeutenden Menschen, über die er theils böshafte, theils anerkennende Bemerkungen macht. Mit großer Befriedigung erzählt er seine Audienz bei der Königin Viktoria, deren warme Anerkennung seiner Leistungen und schlichte, hoheitsvolle Erscheinung ihn entzückten.

Stanley begann in England eine Reihe von öffentlichen Vorträgen und dehnte sie im November 1872 bis nach Amerika aus. Das Publikum nahm ihn mit großer Auszeichnung auf, und seine alten Freunde begrüßten ihn mit wärmster Herzlichkeit. Seine Vortragsreisen nahmen mehrere Monate in Anspruch.

Ehe er seinen nächsten großen Auftrag für andere Forschungsreisen bekam, ging er 1873 wieder als Korrespondent des „Herald“ nach England zurück und begleitete die Engländer auf dem Feldzug gegen die Aschantis als Berichterstatter. Dieser kriegslustige wilde Stamm hatte nämlich unter seinem König Coffee die Fantees geplündert, die erst seit kurzem unter englischem Protektorat das Hinterland der Goldküste bewohnten.

Ein halbes Jahrhundert lang hatten dort in kürzeren oder längeren Zwischenräumen beständig Kämpfe stattgefunden, und man beschloß, der Sache ein für allemal ein Ende zu machen und den Aschantis einen Dentzettel zu geben. Mußten doch im Jahre 1823 Sir Carthy und 600 tapfere Soldaten ihr Leben bei dem wütenden Angriff der Aschantis lassen, und es hieß, daß der Schädel dieses braven Offiziers heute noch in Gold gefaßt und hochverehrt in Kumassi dem König Coffee als Trinkbecher diene. Weitere, wenn auch geringere Verluste folgten.

Stanley schrieb darüber in der ersten Hälfte seines Buches „Kumassi und Magdala“ (1874). Dieser Feldzug an der Westküste unter Sir Garnet Wolseley war dem abessinischen Feldzug unter Sir Napier ähnlich und doch auch wieder nicht. Der Marsch ins Innere betrug nur etwa 200 km, aber anstatt über das große, hohe Bergland von Abessinien mußten sich hier die englischen Soldaten und Matrosen ihren Weg durch unwegsame Dschungeln bahnen. Stanleys Buch ist eine geistreiche Schilderung einer gut geleiteten Expedition, mit festen Strichen zeichnet er die geschichtliche und politische Lage und gibt lebensvolle Beschreibungen des Landes und der Wilden. Er schreibt:

„Welch schwerer seelischer Druck befällt den Menschen, wenn er, ein bloßer Zwerg im Vergleich zu den himmelhohen Baumstämmen, diese schrecklichen Wälder durchzieht. Es herrscht dort eine so atemlose Stille, daß einem das eigene Herzklopfen geräuschvoll in den Ohren klingt. Die Dunkelheit der Nacht herrscht ringsum, und nur ganz hoch oben über den Wipfeln scheint etwas wie Tageslicht herein. Eine brütende Schwermut scheint auf dem Antlitz der Natur zu ruhen, und auch den nüchternsten Menschen befällt ein unbeschreibliches Vorgefühl von drohendem Unheil.“

Verborgten inmitten der dornigen Dschungeln, die an manchen Stellen so dicht sind, daß man sich wundern muß, wie die nackten

Eingeborenen sich mit ihrem ungeschützten Körper hierher wagen, lauert der Feind. Das Dickicht erwürgt buchstäblich die Erde mit seiner dicht wuchernden Leppigkeit. Da wächst jede Art von Gebüsch, Blattpflanze und Blume. In enger Gemeinschaft schlingen sie ihre üppigen Stengel ineinander, umfassen sich mit ihren Luftwurzeln wie mit Armen und wehren dem Sonnenlicht, das Blätterdach zu durchdringen, das sie 10 und 15 Fuß hoch über dem sumpfigen Boden geflochten haben. Das ist der „Busch“, in dem die Aschantikrieger auf allen Vieren kriechen und in dessen düsteren Schlupfwinkeln sie auf den Feind lauern. Solche Stellen waren es, wo Sir Garnet Wolseley auf die Aschantis stieß und so große Verluste an Offizieren und Mannschaften erlitt. Bis der dumpfe Ton der dänischen Musketen (die Aschantis besaßen alte dänische Flinten) plötzlich ringsum das Echo wedte, hatten nur wenige von uns den Feind in solcher Nähe vermutet. Hätte er nicht selbst auf diese Art seine Anwesenheit verraten, so hätten die Engländer lange vergeblich nach ihm suchen können. So mußten sie sich darauf beschränken, verdächtig aussehendes Buschwerk mit Salven zu bestreichen. Und in ein paar Stunden brachten sie auch das feindliche Feuer zum Schweigen.“

Die Kämpfe waren äußerst erbittert. Die Krieger König Theodors von Abessinien hatten nicht ein einziges Mal so viel Mut bewiesen wie hier die Aschantis, die oft fünf Tage ununterbrochen ein wütendes Gefecht unterhielten. Am ersten Tag wurde mit dem 42. Hochländer-Regiment, das keinen Fuß breit wich, die Schlacht von Amoasul gewonnen. Dann wieder drei Tage wütendes Ringen. Schließlich am fünften Tage die Entscheidungsschlacht von Ordahsu — und Kumassi war genommen. In der Hauptstadt stieß man auf die grauenhaften Ueberbleibsel von Massenmorden und Menschenopfern und auf alle Merkmale eines scheußlichen Fetischdienstes. Der Fall von Kumassi kostete manches Menschenleben, machte aber den Greueln und Schrecken ein für allemal ein Ende. Stanley schreibt:

„Jedes Dorf hatte seine menschliche Opferstätte mitten auf dem Weg errichtet, um die vorrückenden Sieger abzuschrecken. Das Opfer war manchmal ein junger Mann, manchmal eine Frau. Der Kopf, vom Körper getrennt, war der anmarschierenden Armee zugekehrt, der Körper flach auf den Boden gelegt, die Füße nach



Rumassi gerichtet. Das sollte ohne Zweifel soviel heißen wie: Betrachte diesen Kopf, weißer Mann! Du, dessen Füße unserer Hauptstadt zueilen, und lerne daraus, welches Schicksal deiner harret!“

Rumassi ist eine Art Inselstadt inmitten eines pesthauchenden Sumpfes. Ein Dschungelwald — so dicht, daß die Sonnenstrahlen nur selten durch die Blätter dringen, und so gesundheitsgefährlich, daß selbst die Kräftigsten und Widerstandsfähigsten der Malaria zum Opfer fielen — umgab die Stadt in einer Breite von mehr denn 200 km. Durch dieses Gemisch von Urwald und Sumpf mußte die britische Armee, ohne jemals auch nur einen einzigen Ausblick auf eine freie Landschaft zu gewinnen, über 200 km marschieren. Unzählige fielen dabei dem Fieber und der Ruhr — den schrecklichen Verbündeten des Königs der Uschantis mit seinen 100 000 Kriegerern — zum Opfer.

Stanley schreibt über Rumassi wie folgt:

„Ein Hain bildete die Fortsetzung des riesigen Urwaldes, den wir durchquert hatten, und reichte bis dicht an den großen Marktplatz. Ein schmaler Fußweg führte in diesen Hain, und der faulige Gestank wurde geradezu erstickend. Nach einigen dreißig Schritten erreichten wir den schrecklichen Schauplatz, aber es war geradezu unmöglich, länger zu bleiben, wenn man nur einen kurzen Blick auf dieses große Golgatha geworfen. Wir sahen ungefähr dreißig oder vierzig enthauptete Körper in den letzten Stadien der Verwesung daliegen, und zahllose Schädel, immer zu Hügeln aufgehäuft, bedeckten eine weite Strecke. Das festeste Herz mußte bei diesem Anblick erbeben. Wenn man nur die Zahl der jährlichen Opfer auf 1000 schätzt, so kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß über 120 000 Menschen dem Fetischdienst geopfert wurden, seit Uschanti ein Königreich geworden ist.“

Lord Wolseley schreibt: „Ihre Hauptstadt war ein Weinhaus; ihre Religion ein Gemisch von Grausamkeit und Hinterlist und ihre Politik das natürliche Ergebnis ihrer Religion.“

König Coffee wurde zur Unterwerfung gezwungen, und die Armee kehrte zur Küste zurück.

Stanley sagt über Lord Wolseley, den Bezwiner der Uschantis:

„Er hat sein Bestes getan, und dieses sein Bestes war eine Mischung von unermüdlicher Tatkraft und felsenfestem Entschluß.“

Nur die schwere Verantwortung konnte sein jugendliches Feuer zügeln. Seine außerordentlich gütige Natur, durch nichts aus dem Geleise zu bringen, kam uns allen in ihrer bestreidenden Liebenswürdigkeit zugute. Seine weise Voraussicht, begleitet von einer umfassenden Hingabe an sein Werk, beweist, daß das Vertrauen, das die englische Regierung in ihn setzt, vollkommen gerechtfertigt ist."

Nichts in Stanleys Buch läßt darauf schließen, daß er persönlich an den Kämpfen teilgenommen hat, aber in Lord Wolseleys „Geschichte eines Soldatenlebens“, Band 2, Seite 342, steht folgende Bemerkung: „Nicht 20 m von uns hatten sich verschiedene Zeitungsberichterstatter aufgestellt. Besonders einer zog durch seinen Mut meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war Sir Henry Stanley, der berühmte Reisende. Ein außerordentlich tapferer Mann, den kein Kampfesgetöse und keine Gefahr aus der Fassung bringt. So kühl und gleichgültig, als handle es sich um ein Scheibenschießen, sieht er drein. Jedesmal, wenn ich in dieser Richtung blicke, sehe ich ihn auf den Knien liegen und zielen und einen besonders waghalsigen Krieger in den Reihen der Feinde mit nie fehlendem Erfolg aufs Korn nehmen. Es ist jetzt fast dreißig Jahre her, und immer noch sehe ich ihn vor mir, mit seinen festgeschlossenen Lippen und einem Ausdruck männlicher Entschlossenheit im Gesicht, das mir sagt, dort steht ein Engländer in einfacher Zivilleidung, den keine Gefahr erblaffen machen kann. Hätte es mir in den Sinn kommen können, mich zur Flucht zu wenden, die kühle, unerschrockene Männlichkeit dieses Gesichtes würde mir neuen Mut eingeflößt haben. Anfangs hatte ich so etwas wie ein Vorurteil gegen ihn gefaßt, aber diese Gefühle sind begraben in Umoaful. Seit damals bin ich stolz, ihn unter die tapfersten meiner braven Kameraden zu zählen, und ich hoffe, er wird nicht beleidigt sein, daß ich ihn auch zu meinen besten Freunden rechne.“

Auf dem Heimweg von den Uschantis erhielt Stanley die Nachricht, die ihn auf den Gipfel seines tatenreichen Lebens führen sollte.

25. Februar 1874.

„Ich erreichte die Insel St. Vincent mit dem „Dromedar“ und erfuhr dort zu meinem Schrecken den Tod Livingstones in Malala am Bangweolo-See (am 4. Mai 1873). Seine Leiche wird

nach England an Bord der „Malva“ von Uden aus überführt. Der teure alte Livingstone! Uebermals hat Afrika ein Opfer gefordert! Aber seine Sendung darf nicht unerfüllt bleiben. Andere müssen vor und die Bresche ausfüllen. „Schließt euch zusammen, Jungens! Der Tod findet uns überall.“

Möge ich auserwählt sein, sein Nachfolger zu werden, um Afrika dem strahlenden Licht des Christentums zu erschließen, wenn auch meine Wege andere sein würden als die Livingstones! Jeder Mensch hat seine eigene Art. Die seine hatte, glaube ich, ihre Fehler; aber als Mensch stand der alte Mann Christus fast gleich an Güte, Geduld und Aufopferungsfähigkeit. Die selbstsüchtige und eigensinnige Welt bedarf der strengen Führerhand so gut wie der liebevollen Milde, denn der Mensch ist eine Mischung aus Geist und Erde. Möge Livingstones Gott mit mir sein, wie er mit ihm war in seiner großen Verlassenheit! Möge Gott mich leiten, wie er will. Ich kann nur geloben, gehorsam zu sein und nicht zu erlahmen.“

XV. Durch den dunkeln Erdteil.

In einem Lager im Herzen Afrikas liegt David Livingstone, der Wanderprediger, auf seinem Totenbett. Seine Begleiter, ungefähr 60 Neger aus Sansibar, beratschlagen über ihren weiteren Marsch. Zu ihrem Sultan an die Küste zurückzukehren ohne ihren großen Meister, hieße schweren Verdacht erwecken. So beschließen sie, die Leiche einzubalsamieren für den Transport durch 1500 englische Meilen tropischen Landes bis zum Indischen Ozean. Nach monatelangem schwierigen Marsch erreichen sie die Meeresküste. Von zwei Getreuen begleitet wird der Leichnam an Bord eines heimwärts fahrenden Dampfers gebracht, um später, am 18. April 1874, in der Westminster-Abtei beigesetzt zu werden.

Gerade zu der Zeit, als der Dampfer die Küsten Ostafrikas entlang fuhr, kehrte ich von dem Aschanti-Feldzug nach England zurück.

Am 25. Februar hielt ich in St. Vincent das Telegramm, das den Tod Livingstones meldete, in der Hand.

„Am Bangweolo-See trat der Tod ein“, lautete die Trauerbotschaft. Der große Fluß ist also immer noch ein Geheimnis, und das Werk des armen Livingstone ist unvollendet.

Verhängnisvolles Afrika! Ein Forscher nach dem andern sinkt ins Grab. Ein so ungeheurer Erdteil, und jedes seiner Geheimnisse umgibt ein Wall unerhörter Hindernisse — die sengende Hitze, die Krankheitskeime, die aus dem Boden emporsteigen, die tödlichen Dünste auf allen Wegen, das riesige Rohrgras, das den Fuß des Wanderers hemmt, die Wildheit und das Mißtrauen des grimmigen Eingeborenen, die unsäglichen Mühsale des Lebens in dieser Wildnis, der Mangel an jeder Art von Bequemlichkeit, die Bitterkeit, die sich von Tag zu Tag im Herzen des armen Weißen ansammelt in diesem Land der Finsternis, die düstere Feierlichkeit, die alles durchdringt, und so wenig — ach so wenig Aussicht auf Gelingen!

Aber — einerlei. Ich will es versuchen. Ich habe einen Stachel im Fleisch, der mich vorwärts treibt. Man hat gezweifelt,

daß ich Livingstone wirklich entdeckte. Was ich alles in dem unseligen Afrika erduldet habe, zählt nichts in den Augen der Menschen. Jetzt ist die Gelegenheit da, meine Wahrhaftigkeit und die Unanfechtbarkeit meines Berichtes zu beweisen.

Livingstone starb bei dem Versuch, das Rätsel des Qualaba-Stromes zu lösen, John Speke traf ein Flintenschuß, als er sich gerade darüber unterhielt, ob der Viktoria-Nyanza ein See sei, wie er annahm, oder, wie Kapitän Burton und andere glaubten, aus einer Gruppe von Seen bestünde.

Der Tanganjika-See ist ein Süßwasser-Becken und muß daher notwendigerweise einen Abfluß haben. Man hat ihn noch nicht umschifft, und er ist daher unerforscht. Ich will auch dieses Problem lösen.

Das wird es mir vielleicht ermöglichen, auch ein wenig Licht in die Frage des Albert-Sees zu bringen. Samuel Baker bereifte 100 km seiner Nordküste und sagt, er dehne sich nach Südwesten ins Unbegrenzte aus. Den Umfang dieses Sees kennen zu lernen, muß allein schon für so manche Mühe entschädigen. Und wenn es mir gelingt, einige dieser Fragen zu lösen, die Forscher wie Livingstone, Burton, Speke und Samuel Baker ungelöst gelassen haben, dann muß mir wohl die Menschheit glauben, daß ich wirklich Livingstone aufgefunden habe.

Kurz nach der Beisetzung Livingstones in der Westminsterabtei (ich war einer von denen, die die Bahre trugen) schlenderte ich in die Redaktion des „Daily Telegraph“ und machte die Herausgeber darauf aufmerksam, wieviel ungelöste Fragen im dunkelsten Afrika noch ihrer Lösung harren.

Der Herausgeber fragte mich: „Glauben Sie wirklich, daß Sie alle diese wichtigen geographischen Probleme lösen könnten?“

„Nein, Mr. Lawson. So ist die Frage nicht richtig gestellt. Ich kann nur darauf antworten, daß ich mein Aeußerstes tun will und es von meiner Seite an nichts fehlen soll, eine planmäßige Erforschung all der Gegenden, die diese Rätsel in sich schließen, zu veranstalten; aber Afrika birgt so viele Gefahren durch Wilde, Raubtiere und Klima, daß es der Gipfel der Ueberhebung wäre, wenn ich sagte, es müßte mir gelingen. Es muß Ihnen genügen, wenn ich Ihnen verspreche, es zu versuchen.“

„Gut, gut. Ich will telegraphisch bei Mr. Bennett vom

„New York Herald“ anfragen, ob er gewillt ist, gemeinsam mit mir die Kosten der Expedition zu tragen.“

Mit dem Kabel tief auf dem Grund des Atlantischen Ozeans wurde die Frage „hinüber“ geschickt. Gordon Bennett riß in New-York das Telegramm auf, überlegte einen Augenblick, nahm ein Depeschenformular und schrieb darauf: „Ja, Bennett.“

Das war die Antwort, die noch am selben Tag in Fleet-Street Nr. 135 in meiner Hand lag. Man kann sich meine Gefühle vorstellen, als ich diese lakonische Nachricht, die so viel für mich in sich barg, las. Tuchballen, Pakete, Kisten, Koffer, Rechnungen, Briefe, alles drehte sich in meinem Kopf wie ein Mühlrad. — Briefe schreiben, Telegraphieren, nervöses Hasten erfüllte die Tage, bis wir endlich reisen konnten.

Bald war ich wieder auf Deck des Dampfers. Ein paar Wochen später langten wir in Sansibar an und trafen unsere letzten Vorbereitungen für die lange Reise, die uns bevorstand. In den Basaren der Hauptstadt versorgten wir uns mit Rattun, Glasperlen, Rollen von Kupferdraht, Sauerwerk, Werkzeugen, Munition und Gewehren. Das Tuch rollten wir in Ballen von je 70 Pfund, verpackten die Perlen in Säcke von gleichem Gewicht und desgleichen den Draht, die Munition und die Werkzeuge. Inzwischen hatten wir 356 auserlesene Leute angeworben. Aus ihren Stellungen als Pförtner, von ihrem Basarklatsch, ihren Feldern und Gärten außerhalb der Stadt liefen sie weg, um sich der Expedition anzuschließen und meine Lasten gegen Monatslohn hinzutragen, wohin ich wollte, ihrem Herrn und Meister in Zeiten der Gefahr beizustehen und, wenn nötig, mit ihm zu sterben. Auch ich schwur, sie gütig zu behandeln, ihnen beizustehen in Krankheit und Gefahr und als gerechter Richter ihre kleinen Lagerstreitigkeiten zu schlichten, jedem Vater und Mutter, Bruder und Schwester zu sein und mit allen meinen Kräften zu kämpfen gegen mörderische Eingeborene. Wir alle schwuren bei dem einzigen, allgütigen und gerechten Gott unsern Eid.

So gerüstet, trat ich meine Reise an. Das klingt so einfach — und doch, Welch tiefen Einschnitt in das Leben eines Forschers, Welch ungeheuren Wechsel seines Daseins bedeuten diese paar Worte! Da heißt es den Torheiten und Eitelkeiten der zivilisierten Städte Lebewohl sagen, und hinaus geht der Mensch mit

vertrauensvollem Herzen, die Seele so offen wie der Tag, mag da kommen Gutes oder Böses. Welcher himmlische Schutz ihm auch gewährt sein mag, alles ist null und nichtig, wenn er nicht wachsam ist, geistesgegenwärtig und klug, und wenn er nicht lernt, das Richtige im richtigen Augenblick zu tun.

Selbst fromme Missionare sind schon hingemordet worden und gerade in dem Augenblick, als sie die heilige Handlung am Altar vollzogen. Die weiße Haut des getauften Europäers ist kein Schild gegen Pfeile. Geweihte Amulette und Kreuze sind kein Schutz gegen Speere. Glaube ohne Fähigkeiten und harte Uebung schirmt nicht gegen feindliche Uebergriffe. —

Eine der ersten süßen und neuen Freuden, die ein Mensch in der Wildnis Afrikas genießt, ist seine fast vollständige Unabhängigkeit. Die nächste ist seine Gleichgültigkeit gegen alle irdischen Dinge außerhalb seines Lagers; und das ist — mögen die Leute sagen, was sie wollen — eines der seelenberuhigendsten Vergnügen, die ein Sterblicher genießen kann. Diese beiden wiegen beinahe alle Strapazen auf, die das Klima verhängt. In Europa machen Sorgen den Menschen bald alt, in Afrika kennt man die plagenden, zermürbenden Sorgen des Europäers nicht. Es ist das Fieber, das einen altern macht. Sorge, wie sie den Forscher heimsucht, ist nichts gegen die Prüfungen der Zivilisation. In Afrika ist sie nur eine gesunde Uebung für den Geist.

Ein weiterer Genuß ist die Freiheit und Unabhängigkeit des Geistes, die die Gedanken in reinere Sphären erhebt. Er ist nicht von Furcht gehemmt, und weder Lächerlichkeit noch Kränkung nagen an ihm. Kleinliche Interessen bedrücken ihn nicht, und frei und ungehindert schwingt er sich auf.

Ich kann mich nicht erinnern, in Afrika jemals von irgend-einer unedlen Vorstellung besessen gewesen zu sein. Dagegen erinnere ich mich recht gut, oft und oft erhabene Gedanken über die Entwicklung Afrikas zum Segen für England und seinen Handel und Wandel gehabt zu haben. — „Wenn ich nur die Mittel hätte, das und jenes möglich zu machen!“ dachte ich beständig, und ich zweifle nicht, daß ähnliche Gedanken auch Livingstone erfüllten.

Eine andere dauernde Freude ist die, welche der Erforschung eines neuen, unbekanntes Gebietes entspringt. Täglich war das ein Genuß für mich, besonders während des Marsches. Jeder Hügel

wird emsig erstiegen in der Hoffnung, daß man einen neuen Ausblick gewinnt. Jeder Wald wird durchquert mit dem Gedanken, an seinem Ende könne sich ein neuer, großer Zug der Natur enthüllen. Man hofft, morgen wird man etwas Neues entdecken. Und dann die seltsamen, heiteren Szenen des Lagerlebens in einem wilden Land! Die Besuche der Eingeborenen, ihre eigentümlichen Sitten und Verkleidungen, ihre Bemerkungen, die fast immer für den Fremden unterhaltend sind: alles das gewährt eine starke innere Befriedigung.

Und schließlich das Vergnügen an der Jagd auf großes, edles Wild in Afrika! Nicht aus Liebhaberei, sondern der Nothwendigkeit wegen, sich Nahrungsmittel zu verschaffen. — Den Elefanten aufzuspüren, das Rhinoceros, den Büffel und die prächtigen Antilopen!

Es ist ein Gefühl des Entzückens, das die Brust des afrikanischen Jägers erfüllt, wenn er das Lager verläßt und in unerforschte Einsamkeit untertaucht, nur von ein oder zwei Mann begleitet, um Wild aufzuspüren, und nicht weiß, was ihm Abenteuerliches alles begegnen mag. Mit raschem Puls, gespannten Nerven und klopfendem Herzen wagt er sein Glück. Der Jagderfolg erhöht sein Vergnügen; und kehrt er heim ins Lager, so umringen ihn seine Leute in stummer Bewunderung seines Mutes und fließen über vor Dankbarkeit für die gebrachte Nahrung. Wenn der Reisende eine glückliche Natur hat, das heißt, in Pflichterfüllung seine Freude sieht, dann bringt ihm jeder Tag im wilden Afrika ein neues Vergnügen.

Liebt jemand die wilde Natur, so kann er keine Gegend finden, die so im Anblick wechselt wie Zentralafrika. Wo gibt es sonst noch eine so scheue, geheimnisvolle, phantastische, wilde Natur? Wo sind ihre Reize so stark und ihre Stimmungen so seltsam?

Einmal erscheint sie wohl stumm, flach und langweilig, und die Erinnerung daran erfüllt einen schon mit Widerwillen. Ein anderes Mal verhüllt sie den Ausblick mit so geheimnisvollem Schleier, daß der Reisende fast der Melancholie unterliegt. Afrika hat, wenn es einem seine ungeheuren verlassenen Steppen darbietet, nichts Großes, nichts Schönes oder Erhabenes. Das beseelte Leben scheint erloschen zu sein.

Dann wieder zeigt die afrikanische Natur dem klaren Himmel

ein schönes frisches Gesicht. Sie ist eine wahre Königin an Glorie, und das vom Winde leicht bewegte Gras ist wie ihr schimmerndes Kleid. Sanft schwellende Hügel und Gebüsch, grün von dichtem Blattwerk. Wilde Blumen und blühendes Gesträuch erfüllen die Luft mit Wohlgeruch, und wundervoll geschwungene Berglinien begrenzen den Horizont. Ach, zu solchen Zeiten vergaß ich alle meine Mühsale und Entbehrungen und kam mir wie neuerschaffen vor. Der bloße Anblick der Umgebung erfüllte mich mit frischer Kraft.

Oft ist die Natur in Afrika gewaltig und erhaben, grüne Baumkronen reichen hinauf bis zu den weißen Wolken, die Flanken der Hügel senken sich bis zum Rande der mächtigen Seen hinab, und undurchdringliche Wälder breiten sich aus, Tausende und aber Tausende von Meilen. Das ist des Reisenden Lohn. Sein Leben ist nicht etwa nur ein Leben voll Mühe und Gefahr, wenn auch das beständige Reisen erschöpfend wirkt, Durst und Hunger den Menschen quälen und immer wiederkehrende Fieber ein großes Uebel sind. Dennoch findet er auch viel Unnehmlichkeit. Hat er Glück auf seinen Reisen, dann wird er nicht bedauern, sie unternommen zu haben, und, wie ich, gern darauf zurückblicken.

Am 11. November 1874 stachen wir von Sansibar in See. Unsere Freunde hatten sich an der Küste versammelt, um unsere Abreise mitanzusehen. Die Abendbrise wehte über den Zangiankanal. Nächtliche Schatten fielen bereits auf das Festland und die schweigende See, als wir dem Schicksal entgegenglitten, das unser harrte in dem dunklen Erdteil.

Am nächsten Morgen gingen wir an Land*) und schlugen ein paar Tage später den Pfad der Eingeborenen nach Westen ein.

Ich will mich mit der Beschreibung der täglichen Märsche nicht aufhalten. Bald führte der nur einen Fuß breite Weg durch Dschungeln, bald über die Ebene, auf die die Sonne flirrend und erbarmungslos herniederbrannte. Wir kamen an einen Fluß, der nur so wimmelte von Flußpferden und Krokodilen. Auf dem westlichen Ufer führte der Weg weiter und drang durch kümmerlichen Wald, stieg eine Anhöhe empor, dann wieder in die Ebene hinab, schlängelte sich über einen baumbestandenen Hügel mit zahlreichem Wild, und so ging es weiter über Steppen, Hügel und Täler, durch

*) Im früheren Deutsch-Ostafrika.

Wälder und Dschungeln, bebaute Maniok-, Mais- und Hirsefelder. Wir durchquerten die verschiedenen Gegenden und Gebiete von Udoe, Uruguru, Ufeguhha, Ufugara und Ugogo. Bis dahin hatten wir noch keinen besonderen Anfall zu verzeichnen, nur ein paar Leute waren davongelaufen und ein paar Warenballen verloren gegangen. Als wir Ugogo verließen, wandten wir uns nordwestwärts und betraten ein ungeheures Buschland. Von da ab leitete uns keine Karte mehr.

Keiner von meinen Leuten war jemals in dieser Gegend gewesen, und gedungene Führer erwiesen sich als unzuverlässig und verdächtig. Ich hatte von jeher an der Vorsichtsmaßregel festgehalten, mich für mindestens drei Tage mit Proviant zu versehen, bevor ich es wagte, Gegenden zu betreten, die meinen Karawanenführern unbekannt waren. Ich hatte es auch diesmal nicht unterlassen, aber drei Tage vergingen, und immer noch dehnte sich das Buschland vor uns aus, schweigend und unabsehbar. Wir waren dem Kompaß nach immer nach Nordwesten marschirt, und die Karawane wankte unter ihren schweren Lasten blind vorwärts, von Stunde zu Stunde hoffend, Wild oder irgendwelche Anzeichen bebauten Landes würden auftauchen. Der vierte Tag verging, unsere Vorräte waren aufgezehrt, und wir fingen an, ängstlich zu werden. Bereits 80 englische Meilen (130 km) durch wuchernde Dschungeln hatten wir zurückgelegt. Am fünften Tag brachen wir bei Sonnenaufgang auf und eilten, so gut wir konnten, vorwärts. Ich selbst ging voran, den Kompaß in der Hand, mit meinen weißen Begleitern, den Brüdern Pocock und Barker, und einem Duzend auserlesener Leute als Nachhut. Unaufhörlich spähte ich aufs angestrengteste umher, um Wildbret zu entdecken. Nachmittags machten wir an einem kleinen Tümpel halt und tranken das schmutzige salpetrige Wasser.

Um zwei Uhr brachen wir wieder auf durch dorniges Gestrüpp und ranzig duftende Akazienhaine; der fünfte Tag war zu Ende, und immer noch hielt uns nur die Hoffnung aufrecht. Der sechste, siebente und achte Tag verging in ähnlicher Weise, und immer noch hatten wir nichts als unsere Hoffnung. Fünf Leute starben an Entkräftung während des achten Tages. Am neunten stießen wir auf ein kleines Dorf, aber nicht ein einziges Korn war zu beschaffen, weder für Geld noch durch Zureden oder Drohungen.

Doch erfuhren wir, daß ein großes Dorf einen Tagemarsch nordwestlich läge. Ich schickte vierzig unserer kräftigsten Leute mit Tuch und Perlen hin, um Proviant einzuhandeln. Trotz des nagenden Hungers erreichten sie noch in der Nacht den Ort und kehrten am nächsten Tag mit 800 Pfund Korn zurück — die Braven! Inzwischen hatten die Zurückgebliebenen ringsum alles nach Wildbret durchstreift, aber nur den faulenden Kadaver eines Elefanten und zwei Löwenjunge — die sie mir brachten — gefunden, und da wir es vor Hunger kaum mehr aushalten konnten, leerten wir einen Eisenblechkoffer, füllten ihn zu drei Vierteln mit Wasser, schütteten 10 Pfund Hafermehl, 4 Pfund Linsenmehl, 4 Pfund Tapioka und $\frac{1}{2}$ Pfund Salz hinein und kochten daraus einen Brei. Nach einer Stunde hatte jeder Mann und jede Frau eine Tasse voll davon. Das bedeutete einen großen Verlust für unsere Vorräte, da wir bisher erst den zwanzigsten Teil der Reise zurückgelegt hatten. Doch waren wir wenigstens vom Hungertod gerettet.

Noch lange Zeit fühlten wir die Nachwehen dieses entsetzlichen Dschungelmarsches. Innerhalb zweier Tage starben noch vier weitere Träger, und mehr als zwanzig standen auf der Krankenliste. Die Reitesel waren infolgedessen mit Warenballen hoch beladen, und wir Weißen mußten zu Fuß gehen.

42 km Wanderung in der glühenden Hitze warfen einen der Brüder Pocock aufs Krankenlager. Um ihn in seiner Hängematte weiterschaffen zu können und um die schwerbeladene Karawane zu entlasten, mußten wir einige Gepäckstücke in den Busch werfen. In dieser Verfassung betraten wir Sturu, ein Land, von nackt gehenden Stämmen bewohnt, dessen Hügel in ein Marschland auslaufen, in dem die Quellen des Nils entspringen.*)

Eine böse Vorahnung besiel uns alle, als wir so übermüdet in Sturu einzogen. Eiligst versteckten meine Leute ihre Frauen, die Jungen trieben die Herden vom Vortrab weg, damit sie, falls es zu Feindseligkeiten käme, vor Speerwürfen geschützt wären. Durch Unterhandlungen und freundliches Entgegenkommen gelang es uns, Zusammenstöße für die nächsten Tage zu vermeiden. Wir sparten nicht an Geschenken, und auch der geringste Dienst wurde königlich belohnt. Wie sehr wir uns innerlich auch bedrückt fühlten, zwangen

*) Auf dieser Wasserscheide entdeckte Stanley die südlichste Quelle des Nils.

wir uns doch zu einem zuversichtlichen Lächeln; aber ich konnte deutlich sehen, daß es seinen Zweck verfehlte. Immerhin schob es das Unheil hinaus. Schließlich starb Edward Pocock, und wir begruben ihn inmitten unseres eingezäunten Lagers. Jetzt schläft er dort den ewigen Schlaf, der arme Fischerjunge.

Vier Tage später erreichten wir das Dorf Vinjata. Zehn Tage waren wir jetzt in Ituru, und noch immer hing es wie eine schwarze Wolke unheilverkündend über uns. Als wir Vinjata betraten, war, ohne daß es die Nachhut bemerkt hatte, einer von unseren Kranken, der an Asthma litt, zurückgeblieben. Sofort fielen die blutdürstigen Wilden über ihn her, hacten ihn in kleine Stücke und verstreuten sie über den Weg. Das war am Abend des 21. Januar 1875. Erst als wir die Musterung verlasen, entdeckten wir seine Abwesenheit und schickten ein paar Mann zurück, um ihn aufzusuchen; sie fanden seine blutigen Ueberreste und kamen mit der Meldung, daß ein Mord begangen worden, erregt ins Lager zurück.

„Gut, gut, aber was soll ich tun?“

„Aber, Herr, wenn wir seinen Tod nicht rächen, werden wir bald noch mehr Opfer zu beklagen haben. Diese Wilden müssen einen Denkkettel erhalten. Zehn Tage haben wir jede Minute gefürchtet, daß es so kommen werde.“

„Aber ich selbst leide doch am meisten darunter. Seht ihr denn nicht, daß wir uns mit so viel Kranken kaum rühren können? Ihr sprecht da, ich solle an den Wilden ein abschreckendes Beispiel aufstellen. Nein, meine Freunde, es geht nicht. Wir müssen aushalten, so gut es geht. Auch falls es noch schlimmer kommen sollte.“

Wir befestigten das Lager mit Buschwerk, setzten eine Wache aus und legten uns zur Ruhe. Bis zu diesem Tage waren 20 Mann gestorben, 89 entflohen, und es blieben mir nur noch 247, von denen überdies 30 krank waren. Ituru war von einem kriegerischen Stamm bevölkert, und 217 leidliche Kämpfer konnten gegen ein ganzes Volk so gut wie nichts ausrichten. Es hieß also aushalten, so gut es ging.

Den nächsten Tag machten wir wieder halt und trachteten, die Eingeborenen günstig für uns zu stimmen. Bei Einbruch der Nacht hatte es bereits den Anschein, als ob es uns geglückt sei. Am nächsten Tag gingen zwei Brüder in den Busch, um Brennholz zu sammeln. Der eine wurde durch einen Speerwurf getötet,

der andere stürzte ins Lager, eine Lanze zitterte in seinem Arm, sein Körper war von klaffenden Wunden bedeckt und sein Gesicht blutüberströmt durch den Schlag einer Wurfskeule. Entsetzen lähmte uns. Er schrie: „Krieg, Krieg! Die Wilden kommen durch den Busch und haben das Lager umzingelt!“

„Da hast du's, Herr“, riefen die Anführer der Karawane, herbeieilend, um dem Verwundeten Beistand zu leisten. „Was haben wir gesagt? Diesmal wird's blutiger Ernst.“

„Ruhe!“ rief ich ihnen zu. „Auch jetzt will ich nicht kämpfen. Ihr wißt nicht, was ihr sprecht. Zwei Opfer hat es gekostet, aber das ist nur ein kleiner Verlust im Vergleich zu hundert oder auch nur fünfzig Leuten. Wir können einen so zahlreichen Stamm nicht ohne schwere Opfer an Menschenleben bekämpfen. Ich kann so etwas nicht zugeben. Wir haben uns noch durch tausend Stämme durchzuschlagen, und ihr redet jetzt von Krieg. — Seid geduldig, Leute, es geht vorüber.“

„Niemals“, schrien sie alle.

Noch während ich zum Frieden riet, wurde das Lager allmählich umzingelt. Als die Wilden sichtbar wurden, sandte ich Unterhändler zu ihnen. Das machte sie unschlüssig. Sie schienen einander zu fragen: „Haben die noch immer nicht Grund genug zum Kämpfen?“ Da eine Schlacht immer zwei Seiten hat und wir so wenig Lust zeigten, zu den Waffen zu greifen, schien sich die Sache fast zu unsern Gunsten wenden zu wollen. Aber neue Streitkräfte stießen zum Feind, und das stimmte ihn wieder kriegerischer.

„Herr, sieh dich vor! Mit diesem Volk ist nicht im Frieden auszukommen.“

Ich ließ zwanzig Runden Patronen auf den Mann verteilen und schärfte meinen Leuten ein, sich ruhig auf ihre Posten im Lager zurückzuziehen. Meine Dolmetscher sprachen immer noch beruhigend auf die Wilden ein, und ich achtete aufmerksam auch auf die kleinsten Anzeichen von beginnenden Feindseligkeiten.

Plötzlich erschien die Nordbande südlich von unserm Lager, und laut gellte ihr Kriegsruf in unsere Ohren. Ich verteilte zwei Kompanien von je 50 Mann zu beiden Seiten des Eingangstores, um dem Angriff zu begegnen. Da — das erste Anzeichen offener Feindseligkeit! Die Dolmetscher flogen ins Lager zurück, und die

Wilden schickten uns einen Pfeilhagel. Auf allen Seiten tauchten sie auf. Ein entschlossener Angriff erfolgte auf das Thor unseres Lagers. Eine Minute später setzte unser Feuer ein. Die Kompagnien rückten im Sturmschritt vor, immerwährend feuernd. Dann mußte alles, was Uetze hatte, hinaus, um Buschwerk zur Befestigung des Lagers zu fällen. Für eine Stunde waren die Wilden zurückgeworfen, und ich gab das Signal zum Sammeln. Da kein Feind in Sicht war, arbeiteten wir Hals über Kopf daran, das Lager noch mehr zu verschanzen, errichteten vier Thürme, je 20 Fuß hoch, um alle Seiten überblicken zu können, und besetzten sie mit Wachen. Dann harrten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Tag und Nacht vergingen ruhig. Unser Lager war uneinnehmbar. Bis jetzt hatte ich nur zwei Mann verloren. Um 9 Uhr früh erschien der Feind, beträchtlich verstärkt und in guter Ordnung. Die angrenzenden Bezirke hatten den Kriegsruf beantwortet. Das hatten wir schon am Tag vorher gehört. Ungefähr 2000 Mann stark näherten sich die Wilden kühn und zuversichtlich. Die Wachen auf den Thürmen eröffneten ein wohlgezieltes Feuer auf sie, und zwei Kompagnien brachen aus dem Lager hervor. Ein Kugelhagel — und der Feind wandte sich zur Flucht, von uns verfolgt.

Dann rief ich meine Leute zurück und bildete aus den beiden Kompagnien fünf Abteilungen zu je 20 Mann. Ich gab nun Befehl, die Eingeborenen so schnell und so weit wie möglich zurückzuwerfen. Eine Kompagnie von 50 Mann habe zu folgen und möglichst viel Vieh, Getreide, Geflügel und andere Nahrungsmittel zu erbeuten. Die im Lager Zurückbleibenden hatten das Buschwerk ringsum niederzuhauen, um den Ausblick zu erweitern. Bis spät am Nachmittag dauerte das Gefecht, wobei mich Boten stets auf dem Laufenden erhielten. Um 4 Uhr hatte sich der Feind auf dem Gipfel eines Hügelns einige Meilen von uns entfernt gesammelt, und meine Leute zogen sich ins Lager zurück. Unsere Verluste betragen 22 Tote und 3 Verwundete. Meine verfügbare Streitmacht war jetzt auf 208 Mann zusammengeschmolzen. Das Lager war aber voll von Vieh, Geflügel, Milch und Korn, und ich konnte nötigenfalls monatelang Widerstand leisten.

Der dritte Morgen brach an; um 9 Uhr rückte der Feind zahlreicher als vorher an; trotz der Verluste, die er erlitten, zuver-

sichtlich und offenbar mit der Schwächung unserer Streitkräfte rechnend. Verloren wir jeden Tag nur 20 Mann, so mußten wir in zehn Tagen vollständig aufgerieben sein. So rechneten sie. Ich dagegen beschloß, um diesen fortwährenden Verlusten ein für allemal ein Ende zu machen, den Kampf heute bis aufs Messer zu führen. Demgemäß griffen wir sie mit 150 Gewehren an, ließen nur 50 Mann im Lager zurück und verfolgten sie unter beständigen Salven von Dorf zu Dorf, jedes sofort in Brand setzend, kaum daß wir es erstürmt hatten. So jagten wir sie durch den ganzen Bezirk von Vinjata, bis wir auf ihr Hauptquartier auf dem Gipfel des Hügels stießen. Einen Augenblick machten wir halt, um Atem zu schöpfen, und nahmen es dann im Sturmschritt. Die Wilden suchten ihr Heil in kopfloser Flucht, und wir kehrten mit einem Verlust von nur zwei Mann — während des ganzen heißen Tages — ins Lager zurück.

Es galt jetzt nur noch, die Karawane wieder marschfertig zu machen. Der Januar 1875 war ein verhängnisvoller Monat für uns gewesen. Alles zusammengerechnet waren neun Mann in der Wildnis von Uveriveri zugrunde gegangen, in Sturu fielen 26 in der Schlacht durch Speerwürfe, 5 waren an Krankheiten gestorben, 4 verwundet, und 25 Jammergestalten waren kaum mehr fähig, sich fortzuschleppen. So hatte ich ein Viertel meiner Streitkräfte eingebüßt, und fast 1100 km lagen noch vor mir.

Indem ich meinen Kummer, so gut es ging, verbarg, schränkte ich mein Gepäck aufs äußerste ein und verbrannte jeden überflüssigen Gegenstand. Nur von meinem Boot mit allen seinen Bestandteilen konnte und wollte ich nicht lassen, obgleich es 30 der kräftigsten Männer zum Tragen in Anspruch nahm. Mein eigenes Gepäck, Bücher, Kleider, Perlen, Reservezelte und alles halbwegs Entbehrliche mußte geopfert werden.

Am 26. Februar brachen wir in der Morgendämmerung auf; jeder Reitesel, alle Karawanenführer und Ueberzähligen wurden als Träger verwendet. Wir betraten einen Wald und entkamen nach drei Tagen in das friedlich gesinnte und gastfreundliche Gebiet von Usukuma.

Unsere Beute an Ochsen und Ziegen ermöglichte es uns, 100 frische Träger zu mieten. Nach einem längeren Aufenthalt, den wir machten, um uns von unsern Wunden und Strapazen zu

erholen, wendete ich mich nördlich durch fruchtbares Land, das nur so duftete nach Viehweiden und süßem Gras und förmlich überfloß von Milch und Reichtum. Dort waren wir sicher vor Mißgeschick jeder Art. Jeder Tag sah uns friedlich durch fruchtbare Täler und über liebliche Hügel ziehen, begleitet von freundlichen Eingeborenen. Ueberall begrüßten uns die guten Dörfler mit herzlichem Willkommen und ließen uns nur mit Bedauern ziehen. „Kommt doch wieder,“ sagten sie, „kommt wieder. Wir nehmen euch immer mit Freuden auf.“

Fast ohne jeden Zwischen- oder Krankheitsfall langten wir an den Ufern des Viktoria-Nyanza — 104 Tage vom Meer entfernt — nach einer Reise von 1100 km an.

16 Jahre und 7 Monate vor unserer Ankunft hatte Kapitän Speke den See von einem Punkt, genau 18 km westlich von meinem Lager, zu Gesicht bekommen. Bei dem Anblick dieser ungeheuren Wasserfläche hatte Speke ausgerufen: „Ich bezweifle nicht länger, daß dieser See zu meinen Füßen den merkwürdigen Fluß gebiert, dessen Quelle der Gegenstand so vieler Vermutungen und Forschungsreisen ist.“ — Diese kühne Annahme war von vielen heiß bekämpft worden, besonders von seinem Forschungskameraden Burton. Dies veranlaßte Speke, in Begleitung Grants eine zweite Reise zu unternehmen, auf der er einen großen Teil des westlichen und die Hälfte des nördlichen Ufers von hochliegenden Punkten aus auf seinen Märschen feststellte. Burton freilich und den gelehrten Herren genügte auch das nicht, und um so verlockender war es jetzt für mich, herauszubekommen, wie sich die Sache mit dem Viktoria-Nyanza verhielt. War es wirklich ein See, oder nur eine Gruppe von Seen oder Sümpfen?

Ich sagte mir, daß es kein besseres Mittel gäbe, dies ein für allemal festzustellen, als eine Umschiffung des Sees oder der Seen. Zu diesem Zweck hatte ich mir aus England ein zerlegbares Zedernholzboot, 40 Fuß lang und 6 Fuß breit, mitgenommen. Natürlich kannten alle meine Leute das Boot. Aber als ich Freiwillige zu seiner Bemannung aufrief, machten sie ein so erstauntes Gesicht, als ob ihnen der Gedanke daran erst jetzt aufdämmere.

„Wer sind die Braven, die mich begleiten wollen?“ fragte ich. Totenstille. Die Leute sahen einander blöde an und kratzten sich verlegen die Hüften.

„Ihr wißt doch, daß ich nicht allein gehen kann.“

Wieder sahen sie sich verblüfft und stumm an.

„Seht doch, was es für ein wundervolles Boot ist. Es ist in England gebaut, sicher wie ein großes Schiff und schnell wie ein Vogel. Wir werden uns mit einer Menge Hammelfleisch versehen und faul herumliegen, und der Wind wird uns lustig dahintreiben. Also auf, meine Braven! Wer will freiwillig seinen Herrn um diesen See herum begleiten?“

Verlegen blickten sie in die Höhe, zur Seite und dann stumm zu Boden.

„Also frisch, frisch! So geht das nicht. Willst du mich begleiten?“

„Ach, Herr, ich kann nicht rudern. Ich bin eine Landratte. Ich habe einen Rücken, so stark wie ein Kamel. Auf dem Marsch tut's mir keiner gleich, aber der See —! Ah! Ah! Das Wasser ist nur für die Fische, und ich bin ein Sohn der festen Erde.“

„Willst du mich begleiten, mein Junge?“

„Lieber Herr, du weißt, ich bin dein Sklave, und du bist mein König; aber, Herr, schau dort die großen Wellen! — Zu, bu, sie hören gar nicht auf! — Bitte, Herr, verzeih mir dieses Mal. Ich will es nie wieder tun.“

„Willst du mit mir gehen und einen vergnügten Monat auf dem See verbringen?“

„Ha, ha, lieber Herr, du scherzest! Wer? Ich? Ich, der Sohn Abdallahs, der der Sohn des Nasib war? Wahrhaftig, Herr, mein Buckel ist wie geschaffen, um Lasten zu tragen. Ich bin ein Padesel, und du kannst doch keinen Seemann aus einem Padesel machen.“

„Willst du mit mir gehen? Ich habe schon lange ein Auge auf dich gehabt.“

„Wohin, Herr?“ lautete die unschuldige Frage.

„Nun, natürlich um den See herum. In meinem Boot.“

„Ach, Herr, lege deine Hand auf meine Brust. Fühlst du, wie mein Herz klopft bei einem bloßen Blick auf den See? Bitte, töte mich nicht, Herr! Der See wäre mein Grab.“

„So. Ihr seid also Lastesel, Kamele und Landratten?! Gut. Dann müssen wir andere Saiten aufziehen. Du, mein Junge, du

gefällt mir; ein feiner, hübscher Leichtgewichter — marsch, steig in das Boot. Und du, rein wie zum Matrosen geboren, folgst ihm. Und du — Himmel was für ein Rücken und was für Muskeln! Sollst sie an den Rudern probieren! Und du, der Löwe in der Schlacht von Ituru! Ich liebe die Löwen. Sollst mit mir mit den wilden Wellen des Nyanza um die Wette brüllen. Und du, springende Antilope. Ha, ha! Sollst mit mir über die schäumenden Wasserberge springen.“

Ich wählte mir elf Mann aus. „Wartet, ihr jungen Kerle, ich will schon Matrosen aus euch machen, darum ist mir nicht bange! Haltet euch bereit! In einer Stunde fahren wir los.“

Am 8. März hielten wir die Segel. Der Himmel war umzogen. Der See spiegelte seine dunkle Farbe wider und war grau wie Asche. Die Küsten lagen stumm und drohend da. Meine Mannschaft seufzte schmerzlich. Die Leute ruderten wie Menschen, die den sichern Tod vor Augen haben, und warfen von Zeit zu Zeit forschende Blicke auf mich, ob ich ihre Befürchtungen nicht teile, das Zeichen zur Rückkehr geben und eingestehen würde, daß alles nur dummer Spaß gewesen. Acht Kilometer von unserm Hafen legten wir für die Nacht an einem Fischerdorf an. Ein Eingeborener mit zottigem Schädel, häßlich, plump und mit tölpelhaften Bewegungen, ließ sich endlich dazu bestimmen, uns als Lotse — und Dolmetscher für die verschiedenen Küstenmundarten — zu begleiten. Am nächsten Tag segelten wir in aller Morgenfrühe nach Osten zu. Um 11 Uhr mittags setzte eine frische Brise ein, und der See wurde wild über alle Beschreibung . . . Der Sturm heulte in unsere Ohren, daß wir fast taub wurden bei dem Tumult. Wir flogen nur so dahin, und donnernd brachen sich die Wogen an unseren Planken. Zischend durchschnitt der Bug das Wasser und warf es als schäumenden Gischt zur Seite. Die Mannschaft brach zusammen vor Entsetzen, hatte sich flach auf den Boden gelegt und erwartete jeden Augenblick ein Ende mit Schrecken. Aber das Boot hielt sich wacker, wenn auch so manche Welle über Bord schlug, und schoß fröhlich dahin, und gegen 3 Uhr fuhren wir die vom Winde abgewendete Seite einer Insel entlang in eine Bucht ein, still wie ein Teich. Wir kreuzten um die zerklüfteten Küsten des Speke-Golfs herum und legten in Ukerewe an. Unser Lotse hatte dort viele Freunde, und man erzählte uns zur großen Freude meiner

Mannschaft, es würde Jahre dauern, den See zu umschiffen; und wer von uns würde, sagten sie, nach so langer Zeit noch leben und die Nachricht von all den Abenteuern nach Hause bringen? An seinen Küsten lebe ein Volk mit langen Schwänzen wie die Affen, und ein anderer Stamm halte riesige Hunde zu Kriegszwecken. Auch Menschenfresser gebe es dort, die Ochsen- und Ziegenfleisch verschmähten. Meine jungen Matrosen glaubten natürlich jedes Wort. Unser zottiger Führer und Pilot grunzte vor Entsetzen und suchte jede Gelegenheit, dem Schicksal zu entinnen, dem wir angeblich entgegengehen sollten.

Von Ukerewe segelten wir die malerische Küste von Bye entlang an dem stark bevölkerten Ururi vorüber, dessen Fischer, von uns begrüßt, uns zuschrien, wir würden acht Jahre zu reisen haben. Oft verfolgten uns Flusspferde; Krokodile tauchten aus den Wassern und schwammen einen Augenblick gleichsam Bord an Bord mit uns, wie um ihre Länge an unserem Boot zu messen. An der Küste von Irirui sahen wir große Rinderherden weiden. Die Eingeborenen von Utiri krümmten sich vor Lachen, als sie unsere ihnen vollkommen neue Art zu rudern sahen; aber als wir die Segel hielten, wurden sie stumm und liefen vor Entsetzen davon. Und dann lachten wir sie aus.

Hinter Utiri wurden die dunklen Gebirgsmassen von Ugejeja sichtbar, und westlich davon, düster und steilküstig, drohte die Insel von Uguigo. Graue Felseneilande umgaben die Küste. Tag für Tag segelten wir vorüber an schwellenden Hügelketten, sanften Abhängen, grün von jungem Gras, voll weidender Herden, an dunklen Vorgebirgen, zackigen Felswänden und lieblichen Buchten, umrahmt von Wald und Gebüsch und lauschigen Buchten. Manch seltsames Abenteuer erlebten wir, bis wir den Bug unseres Bootes nach Westen kehrten.

Dicht an der Küste von Ugamba kam ein Kriegsboot mit vierzig Wilden bemannt auf uns zu. Auf 40 Meter herangekommen, ließ ein Teil von ihnen die Ruder fallen und schwang seine befiederten Lanzen und Schilde. Wir saßen ganz still. Die Wilden umkreisten uns, schüttelten drohend ihre Speere, rückten dann näher und legten sich Bord an Bord mit uns. Fromm wie die Lämmer sahen wir sie an; sie schrien uns ins Gesicht und betasteten alles, was sie erreichen konnten. Wir lächelten nur friedlich und liefen

alles geduldig über uns ergehen, erlaubten ihnen sogar, daß sie uns anfaßten und betasteten. Als sie das alles endlich satt hatten, griffen sie zu ihren Schleudern und suchten uns Furcht einzujagen, indem sie Steine durch die Luft pfeifen ließen oder an unseren Köpfen oft bedenklich nahe vorüberschoffen.

Dann stimmten sie einen Kriegsgefang an, wurden dadurch immer wilder, und einer, besonders kampflustig gestimmt, wirbelte mir einen Stein an den Kopf. Ich schoß mit meinem Revolver ins Wasser, und sofort stürzten sich die Krieger kopfüber ins Wasser und tauchten, anscheinend um die Kugel zu suchen. Jedenfalls schwammen sie schleunigst davon und ließen das schöne Boot in unseren Händen.

Das alles machte uns natürlich einen Riesenspaß, und wir forderten sie durch Zeichen auf, wieder zurückzukommen. Nach vielem Zureden kamen sie denn auch und bestiegen wieder ihr Boot. Sie benahmen sich sehr respektvoll, mußten aber immer wieder laut auflachen, wenn sie an das Bum, Bum, Bum meines Revolvers dachten. Dann überreichten sie mir ein Büschel Bananen, und wir bewunderten uns gegenseitig. Endlich trennten wir uns.

In Usuguru wurden wir wieder von einer heftigen Bö heim- gesucht; es wehte förmlich senkrecht von oben nach unten, und unter dem furchtbaren Druck des Windes kräuselte sich das Gesicht des Sees in Millionen feiner Falten. Plötzlich fiel die Temperatur um 10 Grad, Hagelkörner so groß wie Haselnüsse prasselten auf uns nieder, und volle zehn Minuten kauerten wir uns zusammen, dem eisigen Schauer preisgegeben. Dann setzten tropische Regengüsse von solcher Gewalt ein, daß wir alle Hände voll zu tun hatten, um durch beständiges Ausschöpfen das Boot vor dem Sinken zu bewahren. Das Unwetter dauerte mehrere Stunden, aber in der Nacht wurde der Himmel wieder klar, und vorsichtig näherten wir uns einer Insel, um dort im Dickicht zu übernachten.

Ein paar Tage später liefen wir die Insel Wavuma an. Fünf Piratenbarken fuhren auf uns zu. Wir benahmen uns so gleichgültig wie immer und in einer so ermutigenden Weise, daß die Wilden schließlich unverschämt wurden. Das hatte natürlich eine Katastrophe zur Folge. Es gab eine Explosion, eines der Boote sank, und dann hatten wir Ruhe und segelten weiter. Wir waren jetzt am Aequator und überquerten den Napoleonkanal, durch den

die überschüssigen Wassermengen des Sees abfließen. Am Nordende fallen sie plötzlich acht Fuß und strömen dann nordwärts als Viktoria-Nil weiter.

An der Westseite des Kanals liegt Uganda, beherrscht von einem Fürsten, der den Namen Kabaka oder Kaiser führt. Er ist Alleinherrscher über ungefähr drei Millionen Menschen, die nicht ganz so tief stehen und barbarisch sind wie die, welche wir bis jetzt zu Gesicht bekommen hatten. Er hörte bald von meiner Anwesenheit auf dem See und sandte mir eine Flottille entgegen. Seltsamerweise hatte die Kaiserin-Mutter die Nacht vorher geträumt, ein Boot segle über den See wie ein Fischadler, und im Stern des Fahrzeuges stehe ein weißer Mann, das Gesicht nach Uganda gerichtet. Kaum hatte sie ihren Traum erzählt, da stürzte auch schon ein Bote atemlos in den Palast und teilte dem erstaunten Hof mit, ein Boot mit weißen Schwingen, gleich denen des Seeadlers, käme die Küste herauf, und am Steuer säße ein weißer Mann, eifrig nach Land ausspähend.

Ein Mensch, der imstande war, einer Kaiserin prophetische Träume zu senden, mußte natürlich etwas Hervorragendes sein, und es galt daher, würdige Vorbereitungen für seinen Empfang zu treffen.

So kam es, daß der Admiral dieser Flottille mich mit einer Höflichkeit begrüßte, die mich geradezu in Erstaunen setzte. Ich folgte den Booten und segelte nach Usavara; dort erfuhr ich, daß der Kaiser von Uganda mich erwartete.

Eine tausendköpfige Menge hatte sich am Ufer aufgestellt, als wir in Sicht des ungeheuren Lagers kamen. Die Mannschaften in den Booten gaben Gewehrsalven ab, die ringsum ein donnerndes Echo weckten. Kesselpauken und Baßtrommeln dröhnten uns ein Willkommen entgegen, Flaggen und Banner wurden geschwungen, und die Menge brach in ein Freudengeschrei aus.

Der Kiel des Bootes knirschte im Sand; ich sprang heraus und wurde von mehreren sich tief verneigenden Beamten empfangen. Sie begleiteten mich zu einem jungen Mann, der unter einer riesigen Purpurfahne stand und wie ein vornehmer Araber gekleidet war. Es war der Katekiro oder erste Minister! — Ich verbeugte mich tief, er erwiderte die Verbeugung und fügte noch eine höfliche Handbewegung hinzu. Dann traten die Höflinge vor und be-



grüßten mich in der Sansibarsprache. „Willkommen, tausendmal willkommen sei der Gast des Kabaka!“ tönte es von allen Seiten.

Ich wurde in mein Quartier geführt. Es regnete nur so Fragen auf mich nieder, über mein Befinden, meine Reise, Sansibar, Europa und seine Völker, das Meer und den Himmel, Sonne, Mond und Sterne, Engel, Geister, Aerzte und Priester. Ich antwortete, soweit es in meinen Kräften stand, und nach einer Stunde zehn Minuten ward einmütig erklärt, daß ich die Probe bestanden habe.

Nachmittags wurden uns als das Geschenk des Kaisers „für die Mannschaft des Bootes und den weißen Mann“ 14 Ochsen, 16 Ziegen und Schafe, 100 Bündel Bananen, 3 Duzend Geflügel, 4 Eimer Milch, 4 Körbe süßer Kartoffeln, ein Korb Reis, 20 frische Eier und 10 Krüge Bananenwein überreicht. Nachdem ich ein Bad genommen und mich gebürstet, wurde ich dem ersten Mann in Aequatorial-Afrika vorgestellt. Pagen in weißen Baumwollgewändern schritten voran, und ich wurde durch eine Menge von Häuptlingen — alle in Reihen kniend oder sitzend — Trommlern, Wachen, Henkern und Pagen geleitet und vor die kaiserliche Majestät geführt.

Der hochgewachsene, glattrasierte Mtesa, mit seinen weit offenen, leuchtenden Augen erhob sich, ging mir entgegen und schüttelte mir die Hände. Ich wurde eingeladen, Platz zu nehmen, und dann folgte eine gegenseitige Beaugenscheinigung. Wir sprachen über mancherlei, besonders aber über Europa und den Himmel. Die Bewohner des letzteren schienen ihn besonders zu interessieren, und hinsichtlich der Beschaffenheit der Engel war er äußerst wißbegierig. Was ich über diese himmlischen Geister wußte, teils aus der Bibel und dem Verlorenen Paradies, teils von Michel Angelo und Gustav Dorée, schilderte ich ihm in glühendsten Farben. Von meiner Begeisterung hingerissen, mag ich vielleicht ein bißchen dick aufgetragen haben. Jedenfalls schenkte er mir seine volle Aufmerksamkeit und, wie ich annehme, auch unbedingten Glauben.

Jeden Tag meiner Anwesenheit ward der „Barzah“ mit großer Feierlichkeit abgehalten. Eines Nachmittags sagte Mtesa zu mir: „Stamlee, ich möchte gern, daß du meinen Frauen zeigst, wie weiße Männer schießen können.“

Wir vertagten den Barzah und begaben uns an den See hinunter. Die Damen grupperten sich im Halbkreis — Mtesa in der Mitte — und vergnügten sich damit, meine äußere Erscheinung zu kritisieren. Hoffentlich nicht ungünstig. Von hundert Lippenpaaren könnte es: „Das ist Stamlee.“ Erst war es nur ein Flüstern, dann wurde es ein lautes Murmeln, und Hunderte von Lippen ließen schimmernde Zahnreihen sehen. Ein Admiral suchte unterdessen mit einer Flotte von Booten nach einem Krokodil, auf das ich zielen könnte. Sie entdeckten endlich ein kleines Exemplar auf einem Felsen in einer Entfernung von 100 Metern.

Mich vor all diesen Söhnen Japhets zu produzieren, war keine kleine Verantwortung, aber mein Schützenglück verließ mich auch diesmal nicht. Mit einer Kugel trennte ich dem jungen Reptil fast den Kopf vom Leibe, und das genügte, um den unanfechtbaren Beweis zu liefern, daß jeder Weiße ein toffischerer Schütze sei.

Mtesa war schlank und groß, ungefähr 1 Meter 85 hoch und hatte sehr kluge und ansprechende Züge. Sie erinnerten mich an die Gesichter der großen Steinbilder in Theben oder der Statuen im Museum von Kairo. Er hatte dieselben vollen Lippen, aber der Eindruck ward durch die Liebenswürdigkeit und Würde, die immer sein Gesicht verschönerten, gemildert. Die großen, strahlenden, gütigen Augen hatten etwas seltsam Schönes und waren typisch für die Rasse, von der er, wie ich annehme, abstammte. Die Haut seines Gesichtes war wundervoll zart.

Wenn er nicht gerade bei der Beratung saß, legte er seine Herrscherwürde, die ihn auf dem Throne auszeichnete, ab und ließ seiner fröhlichen Laune in herzlichem Lachen freien Lauf. Ganz besonders interessierten ihn die Sitten und Gebräuche an den europäischen Höfen, und entzückt hörte er zu, wenn ich ihm von den Wundern der Zivilisation erzählte. Sein Ehrgeiz war, sich, soweit es in seiner Macht stand, die Art des Europäers anzueignen. Selbst übersehte er jede Auskunft, die ich ihm darüber gab, seinen Frauen und Häuptlingen, obwohl viele von ihnen die Sprache der Ostküste so gut verstanden wie er selbst.

Obgleich ich — besorgt um mein Lager in Ragshyi — nur 12 Tage bleiben wollte, erregte doch dieser Kaiser und sein Volk meine lebhafteste Teilnahme. Die Leichtigkeit, mit der er alles erfaßte, sein großer Eifer und die Begeisterung, die er zeigte, wenn

die Wunder der Kultur seinem Verständnis nahe gebracht wurden, ließen mich die Sprache auf das Christentum bringen, und ich verschob zu diesem Zweck meine Abreise von Uganda länger, als es geraten schien. Ich wollte ihm wenigstens die ersten Grundbegriffe beibringen.

Geflissentlich vermied ich alles Lehrhafte, um ihn nicht zu verwirren. Die einfache Schöpfungsgeschichte, wie sie Moses erzählt, die Offenbarung der Macht Gottes unter den Israeliten, ihre Befreiung von den Aegyptern, die Vorhersage des Erscheinens Christi durch die Propheten, die Geburt des Messias und wie er in der Krippe lag, sein wundersames Leben, sein schmerzenreicher Tod und der Triumph der Himmelfahrt, das alles waren so fesselnde Dinge für meinen kaiserlichen Schüler, daß er seine Regierungsgeschäfte darüber vernachlässigte und der Thron zu einer Plauderedek wurde, in der wir religiöse und sittliche Fragen erörterten.

Zehn Tage später verließen wir diesen so gastfreundlichen Hof, um ihn mit dem Schauplatz eines Trauerspiels, das später im Parlament besprochen wurde, zu vertauschen. Wir kreuzten an der Ostküste einer großen Insel entlang und sahen uns nach einem Hafen um, um uns zu verproviantieren. Wir waren fast 36 Stunden ohne Nahrung gewesen, und obgleich die Bevölkerung des benachbarten Festlandes unfreundlich war, hoffte ich doch, daß die Inselbewohner für Geschenke empfänglicher sein würden. Herden von Vieh grasten auf den Höhen und Abhängen der Inselhügel, und Bananen-Pflanzungen verrieten Wohlhabenheit und Ueberfluß. Als wir die Küste entlang ruderten, lösten sich ein paar Gestalten aus dem Schatten der Gebüsch. Wir hörten, wie sie den Kriegsgesang in langgezogenen melodischen Tönen anstimmten. Gleich darauf eilten Massen von Eingeborenen aus den Dörfern und sammelten sich auf den Hügeln und in den Tälern. Ihr wütendes Geheul hatte etwas Beunruhigendes, aber wir waren hungrig und wußten keinen andern Ausweg; außerdem hofften wir, diese Feindseligkeiten würden sich bei näherer Bekanntschaft beilegen lassen.

Langsam ruderten wir in eine Bucht. Die Eingeborenen verfolgten aufmerksam unsere Bewegungen, wägten ihre Speere in der Hand, prüften die Sehnen ihrer Bogen und suchten sich geeignete Steine für ihre Schleudern. Da wir sahen, daß sie in

diesen offenkundig feindseligen Vorbereitungen fortführen, hielten wir 50 Meter vom Ufer an. Der Dolmetscher mit der Struwelpeterfrisur wurde ersucht, die Unterhandlungen zu eröffnen. Der Hunger verdoppelte seine Beredsamkeit. Die Speere wurden gesenkt, die Steine weggeworfen, und man bedeutete uns durch einladende Handbewegungen, ohne Furcht näher zu kommen. Wir waren unser dreizehn, die Zahl der Eingeborenen belief sich auf ungefähr drei- bis vierhundert. Die Vorsicht gebot Rückzug, aber der Hunger zwang uns, und die Insulaner luden uns ein.

„So machen es diese Wilden immer, Herr,“ sagte Safeni, der Steuermann, „erst brüllen sie und drohen und halten lange Reden, aber dann sind sie die besten Freunde. Und überdies, wo sollen wir Nahrungsmittel herbekommen, wenn wir nicht hier anlegen?“

Fast gleichzeitig und ohne einen Befehl abzuwarten, griffen vier von meinen Leuten zu den Riemen und ruderten langsam näher.

Als die Eingeborenen das Boot herankommen sahen, gaben sie uns Zeichen, wir sollten keine Furcht haben. Sie lächelten, wateten bis an die Hüften ins Wasser und hielten uns einladend die Hände entgegen, nannten uns Brüder, Freunde und Kameraden. Dies beseitigte den letzten Argwohn. Im nächsten Augenblick legten wir an, und im Nu hatten die Eingeborenen das Boot 20 Meter den Strand hinauf aufs Trockene gezogen.

Jetzt aber folgte eine Szene von so grauenhafter Wildheit, daß sie jeder Beschreibung spottet. Das Boot war binnen weniger Sekunden von einem Wall von Speeren umgeben, über 50 Bogen waren bis zum Brechen gespannt, die Pfeile aufgelegt, und mehr als 200 schwarzbraune Teufel warteten grinsend, wer den ersten Schlag führen werde. Mein erster Gedanke war, aufzuspringen und, einen Revolver in jeder Hand, auf Tod und Leben dreinzufahren, aber im nächsten Augenblick erkannte ich die vollständige Hoffnungslosigkeit unserer Lage. Nur ein paar Maschinengewehre hätten hier helfen können. Wir ließen daher mit scheinbar größter Gleichgültigkeit die Wut der Menge über uns ergehen. Das machte einigermaßen Eindruck, und der Grimm der Wilden ließ nach. Unser Dolmetscher hielt eine Rede, unser Steuermann führte ein herrliches Gebärdenstück auf und suchte sich in der Rigandasprache

verständlich zu machen, aber die Ankunft von 50 neuen Kriegern entfachte den Tumult abermals und steigerte ihn auf das bedrohlichste. Der Steuermann wurde kopfüber in das Boot gestoßen, Kirangos harter Schädel erhielt einen hörbaren Schlag von einem Lanzenschaft, und eine Keule sauste auf den Buckel unseres Führers mit der Struwelpeterfrisur.

Gleich darauf beehrte mich eine Anzahl Wilder mit ihrer Aufmerksamkeit. Sie hielten offenbar mein Haar für eine Perrücke und versuchten, es mir auszureißen. Sie zerrten so heftig daran, daß mir heute noch der Skalp pridet, wenn ich daran denke. Widerstandslos ließ ich die Mißhandlung über mich ergehen. Aber wenn ich auch nichts sagte, so dachte ich um so mehr. Eine Weile darauf ergriffen sie unsere Ruder — „unsere Beine“, wie sie es nannten —. Das Boot, dachten sie, sei dann völlig in ihrer Gewalt. Dann begaben sie sich auf eine etwa hundert Schritt entfernte kleine Anhöhe, um in ein eifriges Geschwätz auszubrechen. Es schien kein Ende nehmen zu wollen. Sie frühstückten und tranken irgend ein berauschendes Getränk. Um 3 Uhr nachmittags wurde die Trommel zum Sammeln gerührt. Eine lange Reihe von Eingeborenen erschien in Kriegskostüm, und alle hatten ihr Gesicht mit weißen und schwarzen Farben beschmiert; wohl der einfältigste unter uns begriff, was das zu bedeuten hatte.

Ein hochgewachsener junger Bursche kam sodann den Hügel heruntergelaufen und deutete auf unsere Rigandatrommel. Wir hatten sie nur der Merkwürdigkeit wegen irgendwo aufgegabelt und schenkten sie ihm daher mit Vergnügen. Bevor er wieder zurückging, rief er uns zu: „Wenn ihr Männer seid, dann macht euch bereit zum Kampf.“

„Gut,“ meinte ich, „der Würfel ist gefallen, die Gnadenfrist ist um. — Jungens,“ wendete ich mich an meine Leute, „wenn ich versuchen soll, euch zu retten, dann müßt ihr mir geloben, mir unweigerlich zu gehorchen, schnell und ohne Zögern. Was meint ihr?“

„Ja, wir wollen; wir schwören.“

„Glaubt ihr, das Boot hier ins Wasser schieben zu können?“

„Ja.“

„So wie es ist, mit allem was darin ist, ehe die Wilden uns erreichen?“

„Ja, gewiß.“

„Dann tretet an und verteilt euch unauffällig an die beiden Bordseiten. Jeder muß überlegen, wo er zupacken soll. Ich will die Flinten laden. Safeni, du nimmst die Tücher hier auf den Arm, gehst auf die Wilden zu, breitest sie sorgsam aus und tußt — versteh mich wohl — so, als ob du die Muster bewunderdest. Aber spitz' deine Ohren! Wenn ich dich rufe, wirfst du die Tücher weg und läufst, was du kannst, zu uns, oder du bist an deinem Tod selber schuld. — Hast du verstanden?“

„Vollkommen, Herr.“

„Dann geh.“

Inzwischen lud ich meine Flinten, mein Elefantengewehr, die Winchesterbüchse und zwei oder drei Snidergewehre, die meinen Leuten gehörten.

„Faßt an, Jungens; und vorwärts mit dem Boot, und wenn es in Trümmer gehen sollte. Es geht auf Leben oder Tod!“

Safeni hatte sich 50 Meter von uns entfernt. Die Eingeborenen starrten ihn an, erstaunt, was er da mache.

„Also, Jungens, seid ihr fertig?“

„Fertig! So Gott will, Herr.“

„Los, los! — Saramba! Kirango! Schieb doch, Baraka, du Lämmel!“

„Ja, ja, Herr, ich schiebe doch.“

Das Boot bewegte sich, der Kiel knirschte durch den Sand und rasselte über das steinige Ufer. Wir näherten uns dem See.

„Hurra, Jungens! Schiebt, schiebt, ihr Schufte! Ha! Die Wilden sehen euch! Sie kommen schon! Safeni! Safeni! Safeni! Schiebt, Jungens, die Wilden sind hinter uns her.“

Safeni hörte und kam in Windeseile herangerast. Dann glitt das Boot ins Wasser und mit solcher Gewalt, daß es mit der Mannschaft weit hinauschoß.

„Laßt es schwimmen, Jungens. Haltet es nicht auf.“

„O Gott, der arme Safeni!“

Ein riesiger Wilder jagt den Abhang herunter wie ein Springbock und wägt den Speer zum Wurf. Schon will er ihn werfen. Ich gebe Feuer. Die Kugel fährt ihm durch die Brust und reißt einen zweiten Krieger mit zu Boden.

„Spring, Safeni! Kopfüber ins Wasser!“

Die Bogenschützen eilen ans Ufer und spannen die Sehnen. Mein Gewehr legt ihnen das Handwerk, Pfeile fliegen ins Boot und gegen den Mast und bleiben zitternd stecken. Nur ein einziger hat mich leicht verletzt.

Noch 100 Meter weiter, und sie fallen bereits harmlos ins Wasser. Ich ziehe einen Mann ins Boot, und er hilft den übrigen. Dann warten wir auf Safeni und bringen auch ihn in Sicherheit.

Die Eingeborenen bemannen schnell vier Kanus. Ich befehle der Mannschaft, die Bodenbretter des Bootes als Ruder zu benutzen. Die Kanus schießen auf uns zu, und wir hören auf zu rudern. Ich habe mein Elefantengewehr mit Explosionskugeln geladen, und als das vorderste Kanu auf ungefähr 80 Meter herangekommen ist, ziele ich sorgfältig auf seine Wasserlinie. Das Geschöß plätschert und reißt ein großes Loch. Das Kanu sinkt. Ein zweites teilt bald darauf dasselbe Schicksal, und die anderen kehren um.

Wir waren gerettet.

76 Stunden ohne Nahrung, erreichten wir endlich Refuge-Island. Wir schossen einige Enten und sammelten wildes Obst. Es war ein herrlicher Abend. Wir genossen ihn in vollen Zügen. Am nächsten Tag schnitzten wir uns neue Ruder und erreichten endlich nach 57tägiger Abwesenheit von unserem Lager die Unsrigen, die bereits sehr ängstlich geworden waren.

„Über wo ist Barker?“ fragte ich Frank Pocco.

„Er ist vor 12 Tagen gestorben, Sir, und liegt hier begraben.“ Dabei deutete er auf einen frischen Erdhügel in der Nähe des Landungsplatzes.

Ich muß jetzt über viele Monate voll Abenteuer, Sorgen, Leiden und Gefahren zu Lande und zu Wasser schnell hinweggehen. Im Verlauf von ein paar Wochen hatte mich der König von Ukerewe mit Kanus ausgerüstet, und ich führte die Expedition über den See quer hinüber von Südosten nach Nordwesten in der Absicht, den Albertsee zu erforschen. Als wir an der Pirateninsel Bumbireh vorbeifuhren, bedrohten uns die Eingeborenen, weil wir ohne ihre Erlaubnis vorbeifuhren. Als sie sie unter keinen Umständen erteilen wollten, griff ich die Insel an, nahm den König und zwei Häuptlinge gefangen und fuhr nach Uganda weiter.

Eines Tages näherte sich uns eine Flottille von Kanus, an-

scheinend nur zu friedlichen Handelszwecken. Die Boote waren schwer mit Bananen beladen. Ich dachte, sie hätten eine Menge Nahrungsmittel, denn die Kanus gingen tief. Sonst war nichts Verdächtiges zu bemerken. Sie hatten nicht mehr Leute an Bord, als nötig war zum Rudern. Ich ließ sie nahe herankommen, behielt sie aber fest im Auge, die Elefantenbüchse schußbereit im Arm. Sie waren nur noch einige Meter von uns entfernt, da sah ich, daß sich einer der Bananenhaufen bewegte. Augenblicklich gab ich Feuer, und ebenso schnell war das Wasser schwarz von Hunderten bewaffneter Wilden, die sich unter den Bananenbündeln versteckt gehalten hatten. Ich glaube nicht, daß viele von ihnen das Land erreichten. Wenn ich nicht unablässig auf meiner Hut gewesen wäre, hätten sie uns geentert, und wohl keiner von uns wäre mit dem Leben davongekommen.

In Uganda hielt mich Mtesa, der gerade mit den Wavumas Krieg führte, mehrere Monate zurück. Das Werk, das ich begonnen, wurde wieder aufgenommen. Ich übersetzte für ihn so viel aus der Bibel, daß man eine abgekürzte biblische Geschichte daraus zusammenstellen konnte.

Nach Vollendung meines Uebersetzungswerkes versammelte Mtesa seine sämtlichen Hauptleute, setzte ihnen ausführlich auseinander, in welcher seelischen Verfassung er sich vor meiner Ankunft befunden, und fuhr folgendermaßen fort: „Ich fordere euch jetzt auf, meine Häuptlinge und Soldaten, mir zu sagen, was wir tun sollen. Sollen wir an Jesus glauben oder an Mohammed?“ Ein Häuptling sagte: „Lasset uns das annehmen, was das Beste ist.“ Der erste Minister meinte mit zweifelvoller Miene: „Wir wissen nicht, was das Beste ist. Die Araber sagen, ihr Buch sei das Beste, während der weiße Mann behauptet, sein Buch sei das Beste. Wie können wir wissen, wer die Wahrheit spricht?“ Der Haushofmeister des Palastes sagte: „Als Mtesa ein Sohn des Islam wurde, lehrte er mich, und ich tat wie er. Wenn mein Herr sagt, er habe mich falsch gelehrt, so kann er mich jetzt, wo er bessere Erkenntnis hat, das Richtige lehren.“

Mtesa entwidelte hierauf seine Gründe, weshalb ihm das Buch des weißen Mannes das wahre zu sein schiene, und stützte seine Behauptung hauptsächlich auf den Unterschied im Benehmen zwischen Arabern und Weißen. Die Vergleiche, die er beredt

daraus zog, sprachen so überwiegend zugunsten der Weissen, daß die Häuptlinge einstimmig ihre Bereitwilligkeit, die christliche Bibel anzuerkennen und Christen zu werden, aussprachen.

Um sie in ihrem neuen Glauben zu befestigen, blieb mir nichts anderes übrig, als Darlington, meinen jungen Gehilfen bei der Bibelübersetzung, aus meinen Diensten zu entlassen, damit er die Worte der Heiligen Schrift in ihren Herzen lebendig erhalte, bis eine christliche Mission aus England käme. Der öffentliche Aufruf in England fand lebhaften Widerhall. Gegen 300 000 Mark waren in kurzer Zeit aufgebracht, um eine Sendbotenexpedition auszurüsten. Drei Monate bevor wir den Atlantischen Ozean erreichten, waren die Missionare für Uganda bereits in Sansibar, das wir vor 1½ Jahren verlassen hatten, angekommen. (Diese Uganda-Mission hatte anfangs unter den Angriffen der römisch-katholischen Kirche und blutiger Verfolgung seitens der Mohammedaner zu leiden, und so mancher Missionar sank als Märtyrer ins Grab, aber schließlich gedieh sie und wuchs, und der „Guardian“ vom 25. November 1908 bezeichnet sie als den erfolgreichsten Schritt des modernen Missionswesens.)

Als der Friede mit dem Feind geschlossen war, gab mir Mtesa 2300 Mann zum Geleit. Mit diesen zogen wir vom Nordwestende des Viktoriasees westwärts und entdeckten den riesigen Berg „Gordon-Bennet“ in Gambaragara. Um See Muta-Nzige machten wir halt. Aber da die Banyoro sich in ungeheuren Massen zusammenscharten, zogen wir uns an den Viktoriasee zurück. Dort sagten wir den Bagandas Lebewohl und marschierten südlich zum Tanganjikasee. Wir fuhren den ganzen See ab und entdeckten, daß er nur einen einzigen, aber regelmäßig wechselnden Abfluß hatte. Damals floß er gerade durch den Lukugafluß ab — westwärts dem Lualabaström (oberen Kongo) zu. Sinkt der Tanganjikasee wieder, so bedeckt sich das Bett des Lukuga mit Pflanzenwuchs.

So hatte ich durch Umschiffung der beiden Seen zwei geographische Probleme gelöst: Der Viktoria-Nyanza ist ein einziger See mit ungefähr 68 000 □ km Flächeninhalt. Der Tanganjika steht mit dem Albert-Nyanza nicht in Verbindung und hatte zur damaligen Zeit auch keinen Abfluß. Stieg er, was er nach gewissen Anzeichen wenigstens in den letzten dreißig Jahren getan zu

haben schien, so führte der Lukuga das überschüssige Wasser in den Lualaba über.

Jetzt stand mir noch die größte Aufgabe bevor, nämlich die Lösung der Frage, derentwegen Livingstone sich aufgeopfert hatte: Ist der Lualaba, dessen Lauf er fast 2000 km weit verfolgte, der Nil, der Niger oder der Kongo? Er selbst glaubte, es sei der Nil. Einen Verdacht, daß es am Ende doch der Kongo sei, konnte er zwar nicht los werden. Aber schließlich verwarf er den Gedanken. „Für den Nil alles“, sagte er, „aber des Kongos wegen lasse ich mich nicht von den Wilden auffressen.“

Ich überquerte den Tanganjikasee mit meiner Karawane, abermals nahmen wir mein waderes Boot auf die Schultern und erreichten nach einem Marsch von etwa 340 km den herrlichen Strom, an dessen Ufern Livingstone gestorben war.

Als ich den Lualaba das erstemal zu Gesicht bekam, war er 1300 m breit — eine stattliche Breite — und blaßgrau gefärbt. Langsam wand er sich von Süden nach Nordosten. In der Mitte lagen zwei oder drei kleine Inselchen, grün bewachsen, von Bäumen und Schilf umsäumt. Es war meine Pflicht, ihn bis zum Meere zu verfolgen, mochte sich mir entgegenstellen, was da wollte.

Wir folgten seinem Lauf bis zur arabischen Kolonie von Mwana-Mamba, deren Oberhaupt ein reicher Araber namens Tippu-Tib war. Seine Macht stützte sich auf Hunderte von bewaffneten Sklaven. Er hatte einst dem Forscher Cameron beträchtliche Hilfe geleistet. Eine hohe Summe, hoffte ich, würde ihn bewegen, mir eine Strecke weit eine Begleitmannschaft mitzugeben, bis Nyangwe mit seinen Verführungen für meine Leute hinter uns läge.

„Ich nehme an, Tippu-Tib, du hast nichts dagegen, mir gegen eine gute Summe Beistand zu leisten?“

„Darüber kann ich mich nicht äußern“, sagte er lächelnd. „Ich habe jetzt nicht viel Leute zur Verfügung. Viele sind in Inbarri, andere treiben Handel in Manjuema.“

„Wie viel Leute hast du?“

„Vielleicht 300. Sagen wir 250.“

„Das genügt.“

„Ja, wenn man deine Leute dazurechnet. Aber nicht genug, wenn man bedenkt, daß ich später ohne dich durch ein Land wie das, das hinter Nyangwe liegt, zurückkehren muß.“

„Aber, mein Freund, stelle dir vor, was da erst aus mir werden soll, wo noch ein halber Erdteil vor mir liegt!“

„Nun ja. Aber wenn ihr Weißen schon so verrückt seid, euer Leben wegzuworfen, so ist das noch kein Grund, warum wir Araber es euch nachmachen sollten. Wir wagen uns nur langsam vor, um Elfenbein und Sklaven zu erbeuten, und lassen uns Jahre dazu Zeit. Es ist jetzt volle neun Jahre her, seit ich Sansibar verlassen habe.“

Nach einer Weile rief er einen gewissen Abed, Sohn des Freitag, der westwärts und nordwärts weiter vorgedrungen war als irgendein anderer.

„Sprich, Abed. Erzähle uns, was du über diesen Fluß weißt.“

„Ja. — Ich weiß alles über diesen Fluß. Gelobt sei Gott!“

„In welcher Richtung fließt er, mein Freund?“

„Er fließt nach Norden.“

„Und dann?“

„Und dann fließt er weiter nach Norden.“

„Und dann?“

„Und dann fließt er noch weiter nach Norden. — Ich sage dir, Herr, er fließt nach Norden und nach Norden und immer noch nach Norden und hat überhaupt kein Ende. Ich glaube, er erreicht schließlich das Meer; wenigstens behaupten meine Freunde, es müsse so sein.“

„Gut. Dann zeige uns, in welcher Richtung das Meer liegt.“

„Das weiß nur Gott allein.“

„Und wie ist das Land beschaffen im Norden, das am Fluß entlang liegt?“

„Es ist ein schauerhaftes Land. Da gibt es furchtbar große Boaschlangen im Walde von Uregga. Sie hängen an den Schwänzen von den Bäumen herunter und lauern auf Reisende und herumstreifendes Wild, um sie zu verschlingen. Die Ameisen in diesen Wäldern sind auch nicht gering zu schätzen. Niemand kann ihnen entgehen, und sie stechen wie die Wespen. Dann gibt es zahllose Leoparden. Jeder Eingeborene trägt eine Kappe aus Leopardenfell. Gorillas bevölkern die Wälder in Legionen, und wehe dem Menschen, der ihnen begegnet. Sie laufen ihm nach, halten ihm die Hände fest, beißen ihm einen Finger nach dem andern ab und spucken ihn wieder aus. Die Bewohner dort sind Menschen-

fresser. Da gibt es nichts als Kampf und Kampf und wieder Kampf. 300 mit Flinten bewaffnete Leute sind einst nach Uregga aufgebrochen, und nur 60 kehrten zurück. Den Fluß kann man kaum befahren, er hat Wasserfall auf Wasserfall. O Herr, das Land ist schlecht, und wir haben es aufgegeben, dort Handel zu treiben."

Aber trotz der fürchterlichen Schilderungen Abeds war Tippu-Tib nicht abgeneigt, ein hübsches Stämmchen zu verdienen. Ich beriet mich daher mit meinem letzten übriggebliebenen weißen Gefährten, Frank Poooc.

Ich beschrieb ihm, während mein kleiner ebenholzschwarzer Diener Mabruki den Abendkaffee einschenkte, die Schwierigkeit unserer Lage. Ich sagte: „Diese Araber haben so gräßliche Dinge über das Land im Norden erzählt, daß, wenn Tippu-Tib mein Anerbieten nicht annimmt, unsere Expedition sich auflösen muß. Unsere Leute sind aus Furcht vor Kannibalen und Schlangen, Leoparden und Gorillas und anderem scheußlichen Zeug geradezu außer Rand und Band. Kanus können wir nicht bekommen. Schon Livingstone und Cameron hatten damit kein Glück. Also, was meinen Sie, Frank? Sollen wir südwärts gehen, hinunter zum Sambesi?“

„O, das wäre fein, Sir, wenn wir das könnten.“

„Oder sollen wir diesem großen Strom folgen, der ewig nordwärts fließt und von dessen Ende kein Lebendiger nur das Geringste weiß? So nach und nach, wissen Sie, mit gekauften oder selbstgebauten Kanus den Fluß hinunterfahren, Tag für Tag, bis wir den Nil erreichen oder irgendeinen großen See im fernen Norden? Oder bis der Kongo daraus wird, der in den Atlantischen Ozean mündet? Stellen Sie sich mal vor, daß dereinst Dampfer von der Mündung des Kongo bis zum Bembasee verkehren werden!“

„Wissen Sie was, Sir? Lösen wir drum.“

„Also gut, Frank. Hier ist eine Rupie. Kopf ist Norden und Qualaba, Wappen heißt soviel wie Süden und Katanga. Werfen Sie dreimal. Die Mehrzahl entscheidet.“

Mit strahlendem Gesicht warf Frank die Münze hoch in die Höhe. Das Wappen lag oben.

Wieder warf er und wieder, und noch sechs weitere Male

fiel das Wappen nach oben. Aber trotz dieses merkwürdigen Vorzeichens, und trotzdem wir mit gleichem Ergebnis kurze und lange Halme zogen, entschied ich mich für Norden und den Lualabasee. Frank sagte: „Meinetwegen brauchen Sie keine Angst zu haben, Sir. Ich halte aus bei Ihnen. Die letzten Worte meines alten lieben Vaters waren: ‚Laß deinen Herrn niemals im Stich!‘ Und hier meine Hand, Sir; Sie sollen niemals Ursache haben, an mir zu zweifeln.“ Und der arme Frank hielt treu Wort bis ans Ende.

Endlich willigte Tippu-Tib ein und unterschrieb einen Vertrag, wofür ich ihm einen Scheck auf 1000 Pfund (20 000 Mark) gab.

Am 5. November 1876 verließ unsere Streitmacht, bestehend aus 700 Mann, Tippu-Tibs Sklaven und meine Leute zusammengerechnet, Nyangwe und betrat die nördlichen Waldregionen.

Die Luftlinie von diesem Punkt bis zum Atlantischen Ozean mußte reichlich 1800 km betragen und die zum Indischen Ozean nur gut 1500. Zum Mittelpunkt des Erdteils fehlten noch mindestens 120 km.

Außerhalb der Wälder war blendender Sonnenschein, aber unter dem ungeheuren Blätterdach herrschte feierliche Dämmerung und die feuchte Hitze eines türkischen Dampfbades. Ununterbrochen tropfte von den Bäumen ein tropischer Taufschauer. Von den Stämmen und Zweigen, den üppigen Schlinggewächsen und schlanken Ranken rieselte die warme Feuchtigkeit und fiel wie ein Regen herab. Die nasse Erde hauchte die Dämpfe aus, die sich, wenn sie mit dem Blätterwerk zu unseren Häuptern in Berührung kamen, wie eine Dusche auf uns ergossen. Wie wir uns so durch den Lehm und Schlamm kämpften, schwigten wir vom Kopf bis zu Fuß, und unsere Kleider wurden bald schwer vor Nässe, Schweiß und Dampf. Alle paar Minuten mußten wir durch Gruben voll Wasser und mit faulenden Blättern bedeckt. Unsere gewohnte Marschordnung löste sich daher bald auf, und meilenweit voneinander getrennt, wankten unsere Leute daher. Jeder einzelne brauchte viel Platz zum Kriechen und Krabbeln, und jede Sehne und Muskel mußte ihr Äußerstes tun.

Manchmal versperrten umgestürzte Baumriesen den Pfad mit einem wahren Berg von Ästen und Zweigen. Die Pioniere mußten erst einen Durchlaß hauen, ehe die Karawane und das

Boot hindurch konnten. Wenn ich das Glück hatte, den Gipfel eines Hügels zu gewinnen, sog ich tief die reine Luft ein und hielt Auslug über das Meer von Blätterwerk, das mich rings umgab. Ich hatte ja schon früher so manche Wälder gesehen, aber verglichen mit diesen waren sie das reinste Kinderspielzeug. Bei ihrem Anblick konnte wirklich auch das mutigste Herz verzagen, und ich haßte ihren Schmutz und Dampf, ihre düstere Eintönigkeit aus tiefster Seele.

Zehn Tage lang hielten wir aus. Dann erklärten die Araber, sie würden keinen Schritt weitergehen. Da sie sich durchaus nicht umstimmen ließen, blieb mir nichts anderes übrig, als einen neuen Vertrag zu machen. Ich versprach ihnen 500 Pfund (10 000 Mark), wenn sie uns nur noch 20 Märsche weit begleiten wollten. Sie gingen darauf ein. Ich schlug vor, dem Flusse zu abzubiegen. Auf dem Wege dorthin stießen wir auf ein Dorf, dessen einsame Hauptstraße auf beiden Seiten mit 186 Schädeln geziert war.

Die Eingeborenen erklärten, es seien Gorillaschädel, aber Professor Huxley, dem ich später einige vorlegte, stellte fest, daß sie von Menschen stammten.

17 Tagereisen von Nyangwe bekamen wir den großen Strom zu Gesicht. Beim Anblick seiner stattlichen Breite und seines ruhigen Laufes beschloß ich im Hinblick auf die entsetzlichen Strapazen der Walddurchquerung, für den letzten Teil der Reise das Boot zu benutzen.

Während wir seine Teile zusammenschraubten, erschien auf dem Fluß ein kleines Kanu, mit zwei Bagengafischern bemannt.

„Brüder,“ schrien wir sie an, „wir möchten über den Fluß. Holt Kanus und setzt uns über. Wir werden euch gut bezahlen mit Kaurimuscheln und blanken Perlen.“

„Wer seid ihr?“

„Wir sind aus Nyangwe.“

„Aha, ihr seid Wasambyes.“

„Nein, wir haben einen Weißen als Führer.“

„Wenn er mein Kanu mit Muscheln anfüllt bis zum Rand, dann will ich meinen Leuten sagen, daß ihr herüber wollt.“

„Wir sind bereit, euch zehn Kauris für jeden Mann von uns zu bezahlen.“

„Wir verlangen tausend Stück auf den Kopf.“

„Das ist zuviel. Kommt, wir geben euch zwanzig.“

„Nicht für zehntausend, mein Bruder. Wir wollen nicht, daß ihr über den Fluß geht. Kehrt nur um, ihr Wasambyes. Ihr seid schlecht. Wasambyes sind schlecht, schlecht, schlecht.“

Und sie ruderten weg und stimmten den wildesten Gesang an, den ich jemals im Leben gehört habe. Später entdeckte ich, daß er eine Art barbarischer Telegraphie war, und er hatte von da an stets etwas Furchtbares für mich, denn er ging jedem Ueberfall voran.

Nachmittags war mein Boot bereit. Als wir über den Fluß ruderten, schüchterte der bloße Anblick unserer langen, in gleichmäßigem Takt gehenden Ruder die abergläubischen Wilden so sehr ein, daß sie schließlich nachgaben und uns mit ihren Kanus aufs linke Ufer übersetzen halfen.

Die erste Nacht im Wenjialand verlief ruhig, aber beim Morgengrauen waren die Eingeborenen verschwunden. Mit 36 Leuten bemannt, glitt das Boot dicht am linken Ufer den Strom hinab, und die Landkolonnen folgten am Gestade. Aber da die Strömung uns schneller hinabtrieb, als die Karawane zu Land folgen konnte, verloren wir einander für drei Tage aus dem Gesicht.

Es hätte nichts Friedlicheres geben können, als so ohne Ruder Schlag in dem einsamen Boot stromabwärts zu treiben, wenn nicht das unheilverkündende Kriegsgeschrei der Wenya gewesen wäre. Die Bewohner der Dörfer hörten es und erwiderten den Warnungsruf: „Hütet euch vor den Fremden auf dem Fluß!“

Am Zusammenfluß des Ruiki mit dem Lualaba schlug ich ein Lager auf, um die Karawane zu erwarten. Ich ruderte mit ein paar Leuten den Ruiki hinauf, um sie zu suchen. Als ich nach zwei Stunden zurückkehrte, fand ich das Lager von einem Heer von Wilden angegriffen.

Am dritten Tag erschien die Landabteilung, müde, krank und niedergeschlagen. Trotzdem wäre auch durch eine längere Rast nichts gewonnen gewesen. Es galt nach freundlich gesinnten Stämmen zu suchen, wenn es solche überhaupt gab, um bei ihnen auszuruhen. Aber Tag für Tag verging, und die Wut und der ungerechtfertigte Haß der Wilden wurden immer schlimmer. Bei jeder Biegung sangen sie den Fluß entlang ihre Warnungssignale, und die Wälder ertönten von den seltsamsten Echos. Die großen

Holztrommeln riefen zum Kampf, vergiftete Pfeile wurden aus den Dschungeln auf uns abgeschossen, und um das Mißgeschick noch zu erhöhen, brachen die Pocken in der Karawane aus, und täglich wurden zahlreiche Opfer dieser Pest — alt und jung — in den Fluß geworfen. Es war ein schreckliches Land. Auf beiden Ufern wuchs hoher Urwald, bevölkert von unsichtbaren wilden Feinden, aus jedem Busch bligten Augen, glühend vor Haß, und im Fluß lauerten die Krokodile. Die ganze Luft schien mit Todeskeimen gesättigt zu sein.

Am 18. Dezember erreichte unser Elend den Gipfelpunkt, indem die Wilden einen verzweifelden Angriff machten, um uns zu vernichten. Sie waren Kannibalen, hatten die höchsten Aeste der Bäume über dem Dorf Vinya-Njara erklettert, kauerten wie Panther in den Büschen oder drückten sich wie Pythonschlangen im Dickicht des Zuckerrohrs zu Klumpen zusammen. Durch das Wundfieber halb rasend gemacht, verteidigten wir uns bis aufs Messer, und wohl keine Kugel verfehlte ihr Ziel. Während wir uns in den Wäldern herumschlugen, entsandte das andere, rechte Ufer eine Flottille, die uns zwang, nach zwei Seiten zu fechten. Drei Tage dauerte der Verzweiflungskampf. Endlich erschien Tippu-Tib. Seine Leute säuberten die Wälder von den Wilden, nachts führte ich eine Abteilung über den Fluß, und wir erbeuteten 36 Kanus. Dann wurde Friede geschlossen. Ich kaufte 23 Kanus und gab den Rest zurück.

Ueber Vinya-Njara hinaus wollten die Araber unter keinen Umständen mehr mitgehen, und ich brauchte sie schließlich auch nicht länger. Nyangwe mit seinem für unsere Leute verführerischen Leben lag weit genug hinter uns. So machten wir uns zur Abfahrt fertig. Ich bemannte die Kanus und das Boot. Tippu-Tib sammelte seine Sklaven und stellte sie das Ufer entlang auf. Es waren Manjamvesi, und sie stimmten ihren melancholischen Abschiedsgesang an. Dann überließen wir uns der reizenden Strömung und eilten unserem Schicksal entgegen.

Dichter Wald bedeckte beide Ufer und die Inseln, an denen wir vorüberzogen. So oft wir bevölkerte Ansiedlungen sahen, stießen wir auf grimmigsten Haß. Mit einer Kühnheit, die nur ihrer Dummheit und ihren menschenfresserischen Gelüsten entspringen konnte, griffen die Kannibalen uns immer wieder von

neuem an. Ein paar armselige Dörfer ließen unsere Flottille wohl unbehelligt passieren, aber die Mehrzahl entsandte ihre Krieger, um uns mit blinder Wut anzugreifen.

Unwichtige Zuflüsse, wie der Kruti, der Loweva, der Leopold und der Lufu bildeten Niederungen an ihren Mündungen, und dunkle Schlammrinnale und faule Wasserläufe verflachten sich zu Untiefen und Sümpfen. Heere von Papageien flogen kreischend über uns hinweg, Wasservögel schwirrten auf, Tausende von Affen trieben sich in den Nestern herum. Das Heulen der Paviane erschreckte uns, Krokodile bevölkerten die Sandbänke und Inseln, Herden von Flußpferden ließen ihr donnerndes Grollen hören, Elefanten badeten ihre Flanken mit Flußschlamm, und Millionen von Insekten erfüllten schwirrend die Luft von morgens bis abends. Der Himmel ein azurblauer Dom, aus dem die Sonne warm herniederschien. Ruhig, breit und braun floß der Strom dahin. Wie wir so durch die Wildnis dahinglitten, erquidete uns ihr friedlicher und ruhevoller Anblick; nur die Wilden ließen uns nicht zur Ruhe kommen.

Nach solchen Erfahrungen erreichte ich die Wasserfälle, die jetzt als Stanleyfälle bekannt sind. Die Wilden hatten sich am Ufer versammelt, um Zeugen unseres unvermeidlichen Untergangs zu sein, aber ich wendete mich ans linke Ufer, vertrieb sie und landete. 22 Tage Arbeit kostete es uns, die sieben Wasserfälle zu umgehen. Meine linke Flanke wurde ununterbrochen von den unermüdlichen Wilden angegriffen, und nur rechts war ich geschützt von der kochenden, zischenden Flut. Am 28. Januar waren meine Boote unterhalb der Fälle in Sicherheit.

Ich befand mich jetzt etwa 35 km nördlich vom Aequator. Seit ich zum erstenmal den geheimnisvollen Lualaba zu Gesicht bekommen, hatte ich nur ungefähr 100 km nach Westen zurückgelegt und dazu einen Weg von fast 700 km gebraucht. Deswegen mußte der Lauf des Flußes hauptsächlich nach Norden und nördwärts gerichtet sein und fast parallel mit dem langgestreckten Tanganjika liegen.

Ich war noch immer im Zweifel, welchem Stromgebiet er angehörte. Unterhalb der Fälle wendete er sich, etwa anderthalb Kilometer breit, plötzlich nach Nordwesten. Aha, es ist der Niger oder der Kongo, sagte ich mir. Viel Zeit zu Betrachtungen hatte ich aber

nicht, denn jede Stunde brachte neue Abenteuer. Alles hätte zum Träumen verlocken können, aber das wechselreiche Tierleben an den Ufern, die brausende Oberfläche der tobenden Flut, das geräuschlose Auf- und Niedertauchen der gierigen Krokodile, das Platschen, Trompeten und Schnauben der Flußpferde und das gräßliche Geheul der erbarmungslosen Menschenfresser brachte Leben und Aufregung in unsere Fahrt. Vor mir sah ich nichts als den Fluß, der sich in ein weites, unabsehbares Meer von Dunst ergoß, und beständig mußte ich mich dagegen wehren, daß ich in ein bewußtloses Starren verfiel, wenn meine Augen an dem Silbersehleier hafteten, und mich herausreißen aus dem Hinüberschweben in ein phantastisches Traumland.

Aber was ist das!? Da vereinigt sich plötzlich der Lualaba mit einem Fluß, der ihm an Breite gleichkommt, und gleich darauf taucht eine ungeheure Flotte von riesenhaften Kanus, alle bemannt mit federgeschmückten Kriegeren, vor uns auf. Sie erheben ihre Stimmen zu einem Rachechor, daß die Wälder widerhallen und die Echos von Ufer zu Ufer springen. Mit ohrenzerreißendem Lärm erschallen die Kriegshörner, und die großen Trommeln machen uns taub mit ihrem furchtbaren Dröhnen. Einen Augenblick lähmt uns das Entsetzen bei diesem schrecklichen Anblick. Sinnlos vor Angst wenden sich die meisten meiner Leute zur Flucht. Nur weg, nur weg von diesen Teufeln! — Wir richten von meinem Boot aus die Flinten auf die Flüchtlinge. Ich befehle ihnen zurückzukommen, eine Schlachtlinie zu bilden und Anker zu werfen. Die Schilde, die uns bei so manchem heißen Kampf beschirmt, werden zu einer Schutzwehr aufgerichtet, um die Weiber und Kinder zu sichern. Jeder Schütze nimmt einen Wilden aufs Korn und wartet auf meinen Befehl. Es geht ums Leben. Ich habe keine Zeit, zu beten oder dieser wilden Welt ein Lebewohl zuzurufen.

Es sind im ganzen 54 Kanus, das vorderste ist ein wahres Ungeheuer: 80 Ruderer in zwei Reihen nebeneinander, mit Speeren bewaffnet, die geschnitzten Ruder mit Elfenbein beschlagen. Im Stern sitzen acht Steuerleute — eine Gruppe junger Krieger mit Schild und Speer, die Arme mit Elfenbeinringen geschmückt und die Köpfe geziert mit farbigen Papageienfedern, stehen im Bug.

Der Riese schießt in vollem Lauf auf uns zu; auf beiden Seiten schäumt das Wasser auf von den wirbelnden Rudern; ein

Mark und Bein durchdringender Gesang aus zweitausend Kehlen schlägt immer lauter an unser Ohr.

Die Krieger holen zum Speerwurf aus, und eine Sekunde später knattern unsere Gewehre. Unsere Explosionskugeln plazen, und schwarze Teile von Kanuholz und Menschenleibern fließen an uns vorbei. Eine kurze Weile sind die Wilden wie erstarrt, aber bald kommen sie zu sich. Sie begreifen, daß Tod und Vernichtung in den Flammenrohren der Fremden lauert, und noch schneller, als sie uns angegriffen, suchen sie ihr Heil in der Flucht. Die Verfolgten werden jetzt die Verfolger.

Mein Blut kocht, und wilder Haß gegen die scheußlichen menschlichen Nasgeier, die dieses Land bewohnen, übermannt mich. Ich verfolge sie stromaufwärts bis zu ihren Dörfern und treibe sie Hals über Kopf in die Wälder hinein, verwüste ihre Elfenbeintempel und lege in fliegender Hast Feuer an ihre Hütten. Dann versenke ich ihre Kanus in der Mitte des Stromes.

Wir haben fast die Besinnung verloren und sehen in jedem menschenähnlichen Wesen gleich gehehstem Wild einen Verfolger. Fast noch im Herzen des dunklen Erdteils sind wir doch schon beinahe aufgerieben; jeder Tag kostet uns zwei oder drei Leute. Die Stunde vollständiger Erschöpfung, wo wir uns wie Lämmer von den Kannibalen werden hinschlachten lassen, steht nahe bevor. Aber Erlösung und Ruhe kommt. Der letzte große Zufluß hat die Breite des Lualaba auf 6 km erweitert. Wir stoßen auf eine Reihe von Inseln, die inmitten des Stromes liegen, alle mehr oder weniger langgestreckt und zusammenhängend, und zwischen ihnen teilt sich der Lualaba in mehrere Arme. Wir verlassen das Hauptufer, verbergen uns in diesen Flußarmen und sind vorläufig in Sicherheit.

„Allah“, rufe ich meinen fast schon verzweifelten Leuten zu, „hat uns diesen Zufluchtsort beschert. Bismillah, ihr Männer, und dann vorwärts!“

Aber am zweiten oder dritten Tag kreuzen sich die Flußarme und führen uns wieder mit den Wilden am Festland zusammen. Mit Trommelgetöse und Hörnerklang kommen sie auf uns zu, sie denken offenbar gar nicht daran, daß wir unser Leben so teuer wie möglich verkaufen werden. Die blödsinnigen Zauberer und albernsten Fetische verleihen ihnen ja Unverwundbarkeit — bilden sie sich ein. Sie greifen uns mit einer Dreistigkeit an, die zu sagen

scheint: „Es hat keinen Zweck für euch, sich zu wehren; ihr könnt eurem Schicksal nicht entgehen. Menschenfleisch! Heute werden wir Menschenfleisch haben.“ Dann stürzen sie mit der blinden Wut des Krokodils auf ihre vermeintliche Beute zu und halten sich in ihrer Raserei für unbesiegbar.

Doch wir begegnen ihnen mit dem Mut der Verzweiflung, schlagen uns mitten durch sie hindurch mit rauchenden Gewehrläufen und lassen sie zurück, verwundert und wehklagend.

Nun suchte ich wieder den mittelsten Kanal auf und ließ mich von der Strömung treiben. An unbewohnten Eilanden vorbei, beschattet von Palmengruppen und paradiesischem Grün. Dann nahm die Wildnis uns auf und gab uns Ruhe und Frieden. In den stummen Tiefen dieser Wasservildnis herrschte weder Verrat noch Blutgier. Wir hielten uns dort auf, solange wir nur irgend konnten, und trieben dann wieder stromab — stromab Hunderte von Meilen. Der Fluß wendete sich westwärts und schließlich südwestlich. Uha, gerade der Mündung des Kongo zu! Täglich wurde er breiter, und die Spaltung in Flußarme nahm noch zu. Manchmal, wenn wir von dem einen zum andern hinüberkreuzten, hatten wir einen freien Ausblick auf Wasser von allen Seiten; man hätte glauben können, es sei ein See, wenn die Strömung nicht gewesen wäre.

Nach 40 Tagen erblickte ich mehrere Hügel; der Fluß wurde enger, seine Arme vereinigten sich allmählich zu einem einzigen Strom, der links und rechts von Bergen begrenzt war. Vier Tage später kamen wir auf eine weite Fläche heraus. Die weißen Riffe Englands schienen, bedeckt von Gras, zu unserer Rechten aufzutauhen. Begeistert von diesem Anblick rief Frank Pocock aus: „Das sind die Klippen von Dover, und diese breite Wasserfläche wollen wir Stanley-Pool*) nennen.“

Die Strecke, die wir ununterbrochen zu Wasser zurückgelegt hatten, betrug bis jetzt über 1500 km. In dem südlichen Ende des Stanley-Pool wurde der Fluß plötzlich wieder enger und ergoß sich über einen terrassenförmigen Abhang in wilden Stromschnellen. Wir zogen die Boote am Land entlang, ließen sie dann wieder ins Wasser und ruderten einige Kilometer zwischen großen Felsklippen

*) Pool (eigentlich Teich) heißt die seeartig erweiterte Themse unterhalb Londons.

hindurch. Wieder kam eine Stromschnelle, und wieder zogen wir unsere Kanus über Land. Es war eine schwere und zeitraubende Aufgabe. Die Kalulufälle allein kosteten mich sechs Mann; Unfälle kamen fast jeden Tag vor; zweimal wurde ich und meine Mannschaft kopfüber die Fälle hinabgeschleudert.

Frank Pocock ließ sich nicht warnen und bestand darauf, mit seiner Mannschaft die Massassafälle hinunterzufahren. Der Strudel verschlang sie, und Frank und zwei junge Sansibarleute tauchten nicht wieder auf.

Über entschlossen, auszuharren, setzte ich die verzweifelste Arbeit fort, einmal von Stromschnellen, dann wieder vom Hungertode bedroht, bis ich am 31. Juli den Punkt des unteren Kongo erreichte, bis zu dem Kapitän Tudey, ein englischer Marineoffizier, im Jahre 1816 vom Meere aus vorgebrungen war. Ich wußte jetzt allen Gelehrten zum Trost, daß der Qualaba, dessen Rätsel Livingstone in den Tod getrieben hatte, nichts anderes war als der „schimmernde, sich dahinwindende Zaire“, wie ihn Camoens besungen hat! Der mächtige Kongo!

Und jetzt: „Leb wohl, du wackres Boot! 11 000 km auf und nieder in Afrika hast du mich begleitet und über 8000 km bist du mein Heim gewesen. Jetzt hebt es heraus, Jungens, liebevoll, und laßt es ruhen.“

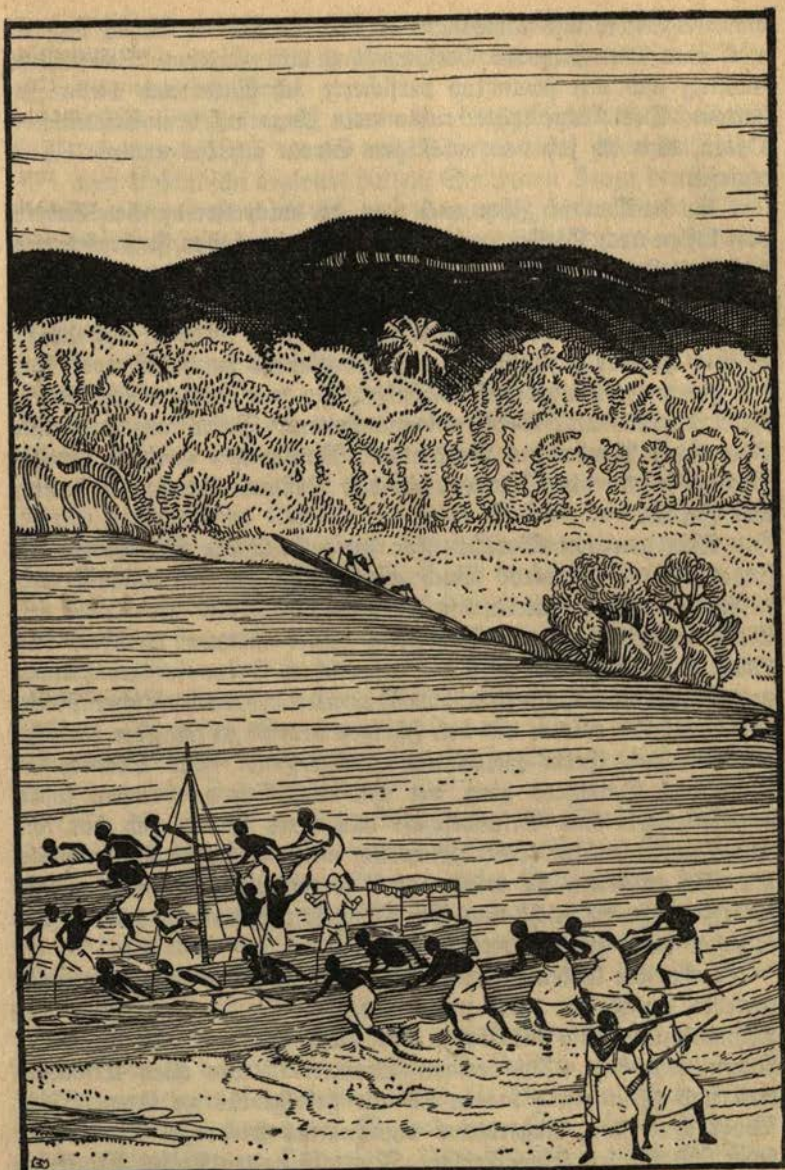
Begmüde und schwach begannen wir unseren Ueberlandmarsch. Durch ein jämmerliches Land, von schmutzbedeckten Negern bewohnt. Sie wollten mir keine Nahrungsmittel verkaufen außer für Schnaps, sagten sie. — Schnaps! Von mir!

„Aber Leute, zweieinhalb Jahre ist es jetzt her, daß ich den Indischen Ozean verlassen habe; wo soll ich Schnaps hernehmen? Gebt uns Nahrungsmittel, damit wir leben können, oder nehmt euch in acht vor hungrigen Menschen!“

Sie ließen uns nicht in ihre Hütten, gaben uns aber einige Erdnüsse und verkrüppelte Bananen.

Dann wandten wir weiter auf unserm Weg zum Atlantischen Ozean, ein zersprengtes Häuflein abgemagerter Gestalten. Ruhr, Geschwüre, Skorbut und Hunger zehrten schnell den Rest von Leben auf, den die Strapazen übrig gelassen hatten.

Ich schickte Eilboten voraus. Zwei Tage vor Buma kamen sie, mit Lebensmitteln reichlich versehen, zurück; wir erholten uns,



wankten weiter und kamen am 9. August 1877 in Zuma an, wo mich eine internationale Versammlung mit warmem Willkommen empfing und mir freundlich versicherte, ich hätte mich wacker gehalten. Drei Tage später ruhte mein Auge auf dem Atlantischen Ozean, und ich sah den mächtigen Strom sich ins endlose Meer ergießen.

So dankbar ich Ihm auch war, der mich den dunklen Erdteil von Osten nach Westen heil hatte durchqueren lassen, so blutete mir doch das Herz, und die Augen standen mir voll Tränen, wenn ich der vielen Kameraden und Freunde gedachte, die ich verloren hatte.

Die unvergleichliche Treue meiner Leute forderte, daß ich sie in ihre Heimat zurückbrachte. Ich begleitete sie daher ums Kap der guten Hoffnung nach Sansibar, wo wir zur großen Freude ihrer Freunde und Verwandten ankamen. Väter umarmten ihre Söhne, der Bruder den Bruder und Mütter ihre Töchter, und die Menge feierte die Männer, die das Festland durchquert hatten, wie Helden."

Den genauen Bericht über diese berühmte Forschungsreise findet man in Stanleys Buch „Durch den dunklen Erdteil“ und in ihm so manche Stelle, die Zeugnis ablegt von der Treue und Liebe seiner schwarzen Begleiter. Ihre Freude darüber, daß Stanley selbst sie wieder vom Atlantischen Ozean in ihre Heimat zurückführte, die Ankunft in Sansibar nach dreiwöchentlicher Reise, das Entzücken, wieder mit den Ihrigen vereint zu sein, der traurige Abschied von ihrem Herrn waren ergreifend. Als Stanley an Bord des Dampfers ging, der ihn nach Europa bringen sollte, begleitete ihn eine Gesandtschaft aus ihrer Mitte und bot ihm ihre Dienste an für seine Heimreise, wenn er sie benötigen sollte. Und sie erklärten, sie würden sich keiner neuen Expedition anschließen, ehe sie nicht von ihm Nachricht bekommen hätten, daß er sicher seine Heimat erreicht habe.

Ueber die letzten Stunden, die Stanley unter seinen Getreuen verlebte, erzählt er: „Der zweite Tag war für die Auszahlung der Lohnansprüche, die die Erben der Gefallenen an mich zu stellen hatten, festgesetzt. Die armen Braven! Ueber alles Erwarten treu und pflichteifrig waren sie mir gefolgt bis zu ihrem Tode. Wohl war ihre Negernatur manchemal hervorgebrochen, aber jeder Mensch hat seine Fehler. Niemals hatten sie sich damit ge-

brüftet, Helden zu sein, aber sie erwiesen sich als solche während der vielfachen Schrecknisse in den bisher unbetretenen endlosen Wildnissen des inneren Afrika.

Süß und doch traurig waren die Augenblicke des Scheidens. Die Karawanenführer waren dieselben, die mich schon im Jahre 1871 nach Udschidschi begleitet hatten. Sie waren Zeuge der Freude Livingstones gewesen, als ich auf ihn zuging, und es waren dieselben, deren Fürsorge ich Livingstone, als er seine letzte, verhängnisvolle Reise antrat, empfohlen hatte. Sie hatten an seiner Leiche in Muilla getrauert und den berühmten Toten zum Indischen Ozean getragen.

Eine Flut von Erinnerungen an die stürmische Zeit, die hier endete, überwältigte mich. Jedes Erlebnis, jede Kampfszene mit Mensch und Natur, die diese armen Männer und Frauen zusammen mit mir durchgemacht hatten, zog an meinem Geiste vorüber. Sie waren mir ein Trost gewesen in mancher schweren Stunde gemeinsamen Leidens, und jedes Gesicht, das ich vor mir sah, erzählte mir von diesem und jenem Abenteuer, von dieser und jener Gefahr, von manchem Triumph und manchem Verlust.

Und so manches kommende Jahr wird man in den Häusern von Sansibar die große Geschichte unserer Reise erzählen; und die sie mitgemacht, werden Helden sein für Kind und Kindeskind. Aber auch für mich sind sie Helden, diese armen, unwissenden Kinder Afrikas. Ihnen in erster Linie schuldet die Welt, daß die letzten und größten Rätsel des dunklen Erdteils so glücklich gelöst wurden. Dem Herrn sei Lob und Dank!" — —

Hier ist der Ort zu einer Mitteilung aus Stanleys späteren Tagebüchern, die ein helles Licht auf sein religiöses Innenleben wirft. Den Grund zu so ernster und tiefer Selbsteinkehr hatte die Begegnung mit dem ehrwürdigen Livingstone gelegt. Doch zeigt sich der kraftvolle junge Forscher dem milden Christentum des alten Missionars gegenüber durchaus selbständig. Er schreibt unter anderm:

„Das Gesetz allein reicht nicht aus für die Menschheit. Es ist zum Schutze der Menschen gegen Mißbrauch gemacht und zur Bestrafung seiner Uebertreter. Aber die Religion lehrt Selbstlosigkeit, Selbstverleugnung, Tugend, gerechtes Tun, Liebe zu unsern Mitgeschöpfen, Mitgefühl, Güte, Nachsicht, Geduld, Mut

und — erhabene Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod als Folge geistiger Erhebung. Während Gottesleugner und Heiden nur ihren persönlichen Vorteil im Auge haben, weiß der religiöse Mensch, daß er so nicht handeln kann, ohne zu fühlen, daß er unrecht tut. Er strebt danach, sich eine gute Meinung vor sich selbst und anderen gewissenhaft und gerecht denkenden Menschen zu erwerben.

Religion ist mein unsichtbarer Schild gegen moralisch Böses, gegen Verderbniß und Befleckung der Seele. So gut, wie es Mittel gibt, den Körper rein zu halten, so ist die Religion ein Mittel, den Geist fleckenlos zu erhalten. Sie schützt den Verstand davor, daß sich eine Kruste von Sünde um ihn her anhäuft.

Die Hoffnung auf himmlischen Lohn, wie er uns verheißen, rührt mich nicht. Es ist meine Vernunft, die mir sagt, ich habe Gott als meinem Schöpfer gegenüber eine Pflicht, und zwar die, ihn nicht zu beleidigen. Die Bibel gibt mir Anhaltspunkte und Gesetze, die jene befolgen müssen, die ihm gefallen wollen. Viele dieser Gesetze sprechen zu meinen eigenen Gefühlen, und deswegen werde ich sie so genau befolgen, wie es meiner Natur möglich ist. Wenn ich finde, daß sie zu schwer für mich sind, dann will ich um Seinen göttlichen Beistand bitten, den Versuchungen meiner Natur widerstehen zu können — um mehr Selbstbeherrschung, um mehr Unterwerfungskraft in Seinen Willen, um mehr Verständnis für das, was Ihm wohl gefällt, um größere Milde und um sittliche Kraft, das zu bekämpfen, was mir mein Gewissen als böse bezeichnet und unwürdig eines Menschen ist, der mit solchen Eigenschaften ausgestattet ist wie ich. Immer werde ich danach streben, Taten zu vollbringen, die Ihm gefallen, aber ich werde es Ihm überlassen, zu beurteilen, ob mein Streben das rechte war und dem Verstand und der sittlichen Kraft entsprach, mit der Er mich ausgestattet hat. —

Wenn ich von den Fällen in meinem Leben berichte, in denen mich eine innere Stimme auf „mein wahres Selbst“ brachte, bin ich nicht imstande, ihnen hinsichtlich ihrer Wichtigkeit die nötige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich darf, was mich betrifft, gewiß nicht sagen, daß Gebete unwirksam seien. Wann immer ich im Ernst gebetet habe, bin ich erhört worden. Worin haben nun diese ernstesten Gebete aber hauptsächlich bestanden?

Wohl habe ich das Vaterunser unzähligemal gebetet, doch wie oft sind meine Gedanken dabei herumgewandert! Aber wenn ich um Erleuchtung gebetet habe, wie ich meine Begleiter durch drohende Gefahren führen sollte, da erhellte ein Lichtstrahl meinen verwirrten Geist und wies mir den klaren Weg, den ich zu betreten hatte.

Bei der Führung der verschiedenen afrikanischen Forschungsreisen haben mich Gebete um Geduld oft befähigt, meine wilden Gegner in einem humoristischen Licht zu sehen, — mich manchmal mit unbegrenztem Mitleid erfüllt mit ihrem Wahnsinn, manchmal mit einem Glauben, es sei nicht recht, sie streng zu bestrafen, und manchmal mit einer Verachtung, wie ich sie für einen Paria empfinden würde. Und Geduld ist mir zuteil geworden. Hätte ich nicht darum gebetet, so bezweifle ich, ob ich ihren Speerhagel ausgehalten hätte, wo sie oft nur ein halbes Duzend Schritte von mir entfernt waren. Wenn meine eigenen Leute sich vorsätzlich schlecht benahmen trotz wiederholter Ermahnungen, so habe ich um jene Geduld gebetet, die es mir möglich machte, ihre Vergehen mit milderem Auge anzusehen. Und dann erschien es mir, als ob ihre Vergehen die Abscheulichkeit verloren hätten, die ich vorher in ihnen entdeckt hatte. Wenn ich mich daran erinnere, in wie vielen Fällen diese Gebete Erhörung fanden, muß ich mich wundern über die geheimnisvolle Macht, die mir die Erhörung geschickt hat.

„Herr Gott, gib, daß ich meine Leute finde und sie sicher nach Hause bringe; dann tue mit mir, was du willst“, war mein Gebet am Abend vor dem Tage gewesen, als ich den Rest der Nachhut fand. Gewiß, sie war da und hatte sich seit Wochen auch nicht von der Stelle gerührt, aber ich wußte es nicht. (Vgl. S. 342.)

„Gib mir meine Leute wieder, o Herr! Bedenke, daß sie deine Geschöpfe sind, wenn auch unsere irrende Natur uns dazu drängt, deiner zu vergessen. Suche uns nicht heim unserer Missetaten willen, barmherziger Gott!“ — — Und so verbrachte ich diese Nacht in Gebet, bis mein ermüdetes Körper nicht mehr die Worte finden konnte. Und am nächsten Morgengrauen — einige Minuten, nachdem wir die Zelte abgebrochen — wurden mir meine Leute wiedergegeben, und ich hatte genügende Lebensmittel, um die im Lager Verschlachtenen zu retten.

Auf allen meinen Forschungsreisen war ich moralisch und

geistig mehr gestärkt als meine Gefährten, die nicht beteten. Das Gebet machte weder meine Augen blind, noch meinen Geist matt, noch meine Ohren taub, — gab mir im Gegenteil Vertrauen. Und es tat noch mehr: es verlieh mir Freude, Stolz auf meine Arbeit und half mir über 3000 km Urwaldmarsch hinweg und befähigte mich, den Gefahren und Ermüdungen des Tages Trotz zu bieten.

— Ob das Gebet erhört ist, fühlt man an der Befriedigung, die einen durchdringt. Und wenn auch meine Erwartungen nicht in vollem Umfang erfüllt wurden, so war doch das, was davon übrig blieb, besser als nichts. — — Wo bleibt der Mensch, der über das Unvermeidliche hadert? —

Ich habe Beweise, die mich vollkommen befriedigen, daß Gebete erhört werden. Durch das Gebet wird der gesuchte Weg plötzlich sichtbar und die Gefahr sofort verringert. Und nicht ein- oder zweimal oder dreimal, sondern beständig geschah es, bis das kalte, ungläubige Herz endlich überzeugt war. Das habe ich an mir selbst gar oft erfahren.

Oft habe ich zu beten vergessen. Mein Gefühlsleben wurde manchmal fast getötet durch die abstoßenden Szenen um mich herum, so daß meine Seele nicht aufwachen konnte zu der Empfindung, daß es eine Zufluchtsstätte in der Verzweiflung gebe. Weltliche Gedanken nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch, und ich wurde ein echter Heide, bereit, bei jeder Gelegenheit zu höhnen oder vollkommenen Unglauben zu äußern. Schließlich kam ich dann aber in eine Gefahr, die so drohend war, daß das Gefühl gänzlicher Hilflosigkeit mich überfiel. Da gab es keine Gedanken an Rückzug mehr; — Rettung oder nicht Rettung, es hieß dem Schicksal ins Auge sehen.

Dann dachte ich, vielleicht könne es doch noch möglich sein, zu entrinnen. Und was fehlte? Nur Licht. — Dann erinnerte ich mich, daß Ähnliches mir schon widerfahren sei und Gebete mir geholfen hatten. „Aber ich habe so lange nicht gebetet, wie kann ich jetzt auf Erhörung rechnen“, sagte ich mir. Ich habe das Recht auf Erhörung verwirkt. Habe ich nicht bei den Spöttern gesehnen und verächtlich gelächelt über solche kindische Ideen und gesagt: Gebete seien gut für Kinder, aber nicht für Menschen wie ich, die so lange gelebt und niemals ein Wunder gesehen? Und doch — haben mich Gebete immer wieder gerettet.

Die menschliche Gesellschaft erfreut sich des Schutzes, den das bewaffnete Gesetz ihr gewährt. Aber die, in denen der Glaube an Gott lebendig ist, die fühlen sich ebenso sicher in der tiefsten Wildnis. Ein unsichtbarer guter Einfluß umgibt sie, zu dem sie flehen können in Ungemach, — ein Einfluß, der edle Gedanken eingibt, Trost in Kummer — und Entschluß, wenn man vor Schwäche zusammenbrechen will. Ich selbst verstehe das ja nur unvollkommen, aber ich habe Glauben und Vertrauen. Ich weiß, daß, wenn ich gerufen habe, meine Bitte erhört und mir Kraft und Beistand gewährt wurde. Ich neige zur Vergeßlichkeit und zu Stolz, aber ich kann nicht vergessen, daß ich dann, wenn ein anklagender Gedanke vor meiner Seele auftauchte wie ein blankes Schwert, bereute und gehorchte. Ich kämpfte meinen Unglauben nieder und betete und wurde der Gnade theilhaftig, die mir Vertrauen und Heiterkeit wiedergab, zum Segen für mich und andere. —

Das Kind des Weißen hat eine fruchtbarere Natur als das wilde. Die beiden Naturen sind so verschieden voneinander, wie der gedüngte Garten in der Nähe der Hauptstadt verschieden ist vom Boden der afrikanischen Steppen, dessen einziger Dünger die Asche verbrannten Grases ist. Im kultivierten Garten wird beinahe alles bis zur Vollkommenheit wachsen, aber die afrikanische Prärie bringt nur eine armselige Ernte an hartem Mais. Die Religion wirkt wie ein Gärtner. Sie rottet böse Neigungen aus, die wie Unkraut und Nesseln im Kompost des Gartens aufschließen, wenn er nicht gepflegt wird. Die Anforderungen und Bedürfnisse einer ruhelosen und dabei hohlen Gesellschaft dienen dazu, einen mißlungenen Menschen hervorzubringen, ohne Wahrheit, Ehrlichkeit, Nützlichkeit oder Begeisterungsfähigkeit. Er hat weder körperliche Kraft noch geistige Ausdauer — keinen Ernst für irgendetwas — nicht einmal in seinem Durst nach Zerstreuung oder Leichtfertigkeit. Kein Wort, das er sagt, ist glaubwürdig, nicht einmal er selbst glaubt es. Die einfachsten Begriffe haben für ihn ihre gewöhnliche Bedeutung verloren, und die einfachsten Vorgänge kann er nicht wahrheitsgemäß schildern. Die Religion allein bietet ein Gegengewicht zu den schädlichen Auswüchsen des zivilisierten Lebens. Dem Wilden ist es erlaubt, zu töten, seine Missetaten durch Lügen zu verschleiern und zu stehlen, um sich seinen täglichen Unterhalt

zu erwerben. Der Weiße tötet mit der Zunge und raubt im großen, wo der Wilde nur Körner stiehlt. —

Mein Geist, das weiß ich, stammt von Gott. Seine Bestätigungsmöglichkeit in diesem Dasein ist begrenzt. Ich fühle, daß er sich bis zu einem gewissen Punkt ausbreiten kann; aber darüber hinaus liegt der Wahnsinn. Er kann bis zu einem gewissen Punkt unter die normale Grenze herabsteigen; aber darunter liegt das Verderben. So weit gemessen, ist er meiner begrenzten Natur angepaßt. Er ist wunderbar ausdehnungsfähig und kann hinabsteigen zum schwankenden Schimmer der Vernunft bis zum Nullgrad, auf dem die Bestie steht. Das Tier kann den ungreifbaren, unsichtbaren und doch allmächtigen Verstand, den Anfang des Weltalls und die zahllosen Myriaden von Dingen nicht begreifen, aber ich habe so viel Fähigkeit bekommen, daß ich wenigstens den Eindruck empfinden kann, den die erhabene Tatsache des Vorhandenseins eines unermesslichen Wesens hervorbringt. Ich begreife, daß jede Bewegung des Alls und seiner unzähligen Bestandteile demselben göttlichen Geist untertan ist, so wie mich mein Geist beherrscht und alles, was zu mir gehört. Dieses Göttliche ist die Kraft eines persönlichen Geistes, der Gott ist. Er ist's, der die Menschheit mit dem notwendigen, wenn auch begrenzten Teil seiner eigenen alles durchdringenden und allmächtigen Vernunft ausstattet hat.

Alle meine Gefühle sagen mir, daß es so ist. Aber auch, daß ich nicht in der Freiheit sein kann, solange ich im irdischen Stoffe gefangen bin. Wenn mein Geist dereinst davon befreit sein wird, dann wird er an der Quelle ruhen.

Oft ist der Geist gleichsam zusammengezogen. Hat etwas Insektenhaftes. Er tastet mit seinen Fühlhörnern wie hinein in jenseitige Räume; dann plötzlich zieht er sich zusammen in augenscheinlicher Kopslosigkeit. Beim Surren einer Fliege, bei einem leisen Stich, beim Schmerz eines feinen Nerven! Strebt nach einem Sitz im Himmel der Himmel und ist doch recht oft zufrieden, sich im Schlamm zu wälzen. So verrät er seine Verwandtschaft zum Edelsten und zum Gemeinsten. Ohne teilzuhaben an der Göttlichkeit, könnte er sich seiner Verpflichtungen gegenüber dem Schöpfer, noch auch seiner Verwandtschaft mit der Bestie nicht bewußt sein.“

XVI. Die Gründung des Kongostaates.

Das erste Werk, die Erforschung, war vollbracht. Jetzt kam die schwerere Aufgabe: das neuentdeckte ungeheure Gebiet der Kultur zu erschließen. Das war hinfort der Lebenszweck Stanleys. Er hatte einen Wasserweg gefunden, der an Ausdehnung und Hilfsquellen dem Amazonenstrom oder dem Mississippi gleichkam. Sein Traum war, die Millionen Afrikas aus Barbarei, Unwissenheit, Aberglauben und Grausamkeit zu glücklichen und guten Menschen zu machen. Sein Ziel war so rein und so hoch wie das Livingstones, aber er sah die Hilfe nicht allein im Missionswesen, sondern im Einfluß einer Hochflut segensreicher Tätigkeit.

Er versuchte europäische Kultur in die Barbarei Afrikas zu verpflanzen, und die beste treibende Feder dazu schien ihm in dem natürlichen Wunsch der menschlichen Natur nach Gewinn durch Handel zu liegen. Der Afrikaner wie der Europäer sollten miteinander im Tauschhandel wetteifern.

Der Fluch von Zentralafrika war seine Abgeschlossenheit, die bedingt war durch den Mangel an guten Häfen und schiffbaren Wasserstraßen. Sein einziger Zusammenhang mit der übrigen Welt war bisher durch den Sklavenhandel hergestellt worden, den die Europäer an der Westküste vier Jahrhunderte lang unterstützt hatten, bis er, von England unterdrückt, nur noch von den Arabern von Osten her betrieben wurde. Gleichwohl lud der breite Wasserweg des Kongooberlaufes dazu ein, mit seiner Hilfe das große Werk in Angriff zu nehmen. Das Hindernis, das im Wege lag, umfaßte vom Meere ab eine Strecke von über 300 km, wo eine Menge Katarakte und Stromschnellen, von unfruchtbaren Hügeln umsäumt, die Schifffahrt unmöglich machte. Dieses Hindernis hieß es beseitigen, zuerst durch Fahrstraßen, später durch eine Eisenbahn. Die menschlichen Hindernisse in Gestalt der räuberischen afrikanischen Händler, die eifersüchtig auf den weißen Eindringling blickten, mußten ebenfalls beseitigt oder freundlich gestimmt werden. Dann mußten von der Mündung bis zur Quelle Posten für friedlichen Handelsverkehr errichtet werden. Das war Stanleys

Plan, und zu seiner Ausführung zählte er auf das Volk und die Regierung Englands.

Seine ersten Berichte erregten in der ganzen Welt das größte Aufsehen. Ohne sich die kleinste Erholung zu gönnen, machte er sich ans Werk. Er beschwor die Spitzen des englischen Handels und der Oeffentlichkeit, diese großartige Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Er hielt öffentliche Vorträge in allen Handelszentren, besonders in Manchester und Liverpool, und beleuchtete die ungeheuren Vorteile eines solchen Unternehmens. Er sprach bei fast allen hervorragenden Persönlichkeiten vor, und sie hörten ihm zu. Oder taten wenigstens so. Aber die Regierung und das englische Volk war taub für seine Vorstellungen.

Einige nannten ihn einen Don Quijote, einen Abenteuerer oder einen Freibeuter. Entrüstet behaupteten andere, Handel ginge ihm über Religion. So kam es, daß er in Großbritannien keine Unterstützung fand.

Aber in Belgien interessierte sich König Leopold II. bereits lebhaft für die Möglichkeiten in Afrika. Bei seiner Rückkehr gegen Ende des Jahres 1877 traf Stanley in Marseille einen Boten Königs Leopolds, der ihn einlud, nach Brüssel zu einer Unterredung wegen weiterer Unternehmungen in Afrika zu kommen. Er entschuldigte sich mit körperlicher Erschöpfung. Der Hauptgrund seiner Weigerung aber war der, daß er seinem Vaterland das neu zu erschließende Gebiet sichern wollte. Nach einem halben Jahr voller Mißerfolge, traf er nun im August 1878 mit den Bevollmächtigten König Leopolds in Paris zusammen. Hier gewannen seine Zukunftspläne greifbare Gestalt. Alles wurde genau geprüft und der Bericht darüber dem König eingeschickt.

Abermals versuchte er, England zu bewegen, die führende Rolle zu übernehmen. Abermals vergebens. Seine Schuld war es also nicht, daß die reichsten Länder Afrikas seinem Vaterland verloren gingen. Im November kam er am königlichen Hof zu Brüssel mit verschiedenen Leuten von mehr oder weniger Einfluß in der Handels- und Finanzwelt aus England, Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland zusammen. Es bildete sich eine Gesellschaft unter dem Titel „Comité d'études du Haut Congo“. Auf sehr bescheidener Grundlage wurden die Pläne angenommen und die Summe von 20 000 Pfund zum sofortigen Gebrauch flüssig ge-

macht. Stanley wurde mit der Durchführung der Arbeit betraut, die fünf seiner besten Lebensjahre, von 1879—1884, ausfüllte.

Die Geschichte dieser Tätigkeit ist ausführlich in Stanleys Buch „Der Kongo und die Gründung des Freistaates“ enthalten. Weniger abenteuerlich und wunderbar als seine vorhergehenden und nachfolgenden Taten, ist sie überreich an wertvollem Stoff hinsichtlich der Beziehungen zwischen Wilden und Europäern. Nur wenig sei hier daraus angezogen, um den Charakter Stanleys zu beleuchten. Zunächst holte er sich aus Sansibar einen Stamm tüchtiger Arbeitskräfte, 70 Mann, von denen 40 bereits mit ihm in Afrika gewesen und die ihm sämtlich treu ergeben waren. Mit ihnen erreichte er die Mündung des Kongo im August 1879.

Mit 210 Negern, 14 Europäern und 4 winzigen Dampfbarkassen machte er sich ans Werk, den Fluß zu bezwingen. Einige Meilen Dampferfahrt von der Handelsniederlassung an der Mündung ward die erste Station, Vivi, angelegt; die Holzhütten wurden in England bestellt; dann begann der Bau von Fahrstraßen über Berge und an Abgründen hin. Stanley selbst mußte — Hammer und Meißel in der Hand — seinen Leuten zeigen, wie sie ihre Werkzeuge gebrauchen sollten. Dann folgten endlose Märsche und mühseliges Lastenschleppen, und schließlich nach der Arbeit eines ganzen Jahrs (1880) waren 4500 km zurückgelegt; das Ergebnis aber war eine leidliche Straße von noch nicht 80 km Länge!

„Ununterbrochene Arbeit, tagtäglich gekochte Bohnen, Ziegenfleisch und unreife Bananen, die dumpfige Stidluft des Kongoseltentals, die vom Gestein wieder ausstrahlende Glühhitze und dabei der eisige Wind aus den Schluchten heraus! Sechs Europäer und 22 Eingeborene sind zugrunde gegangen und 13 Weiße krank. Das war der Preis.“

Jetzt ging es an die Erbauung einer zweiten Station, Isangila. Hier wie in Vivi ward mit den Eingeborenen ein Vertrag geschlossen und ihnen das Land ehrlich abgekauft. Auf der dritten Station, in Manjanga, trat das Fieber auf. Stanley selbst wurde hier todkrank; zehn Tage raste das Fieber in seinem Körper; er schien verloren. Er verschrieb sich selbst 60 Gran Chinin mit einigen Milligramm Hydrobromsäure, kam dadurch wieder zu klarem Bewußtsein und nahm Abschied von seinen europäischen Gefährten. Dann wurde er wieder bewußtlos. Aber er überwand die Krisis.

Seine ersten Worte, als er erwachte, waren: „Ich bin gerettet.“ Darauf ein 24stündiger, todähnlicher Schlaf, zunehmende Ekstase, endlich völlige Genesung.

Ein weiterer Vorstoß von acht Tagen führte bis zum Stanley-Pool, oberhalb dessen die Schifffahrt kein Hindernis mehr findet. Die Tätigkeit des in französischem Solde stehenden Grafen de Brazza, der von den Eingeborenen einen großen Streifen Land am Nordufer des Flusses einhandelte, zwang Stanley, sich das Südufer zu sichern.

Anfangs des Jahres 1882 legte Stanley die schöne Station Leopoldville, zu Ehren des Königs von Belgien so genannt, an. Diese Niederlassung war sein Stolz. Sie bot in der Tat alles, was man von einer jungen Ansiedelung im tropischen Urwald erwarten konnte: kugelsichere Blockhäuser, breite Dorfstraßen für die Eingeborenen, Gemüsegärten, Trinkwasser, Brennholz, ja sogar eine hübsche Promenade mit herrlichem Ausblick auf den Fluß, die Stromschnellen, Wälder und Berge.

Stanley malte sich gern die Zukunft aus, wie diese wundervolle Gegend reicher und blühender als irgendeine im ganzen Mississippital sein werde. „Es ist mir, wie wenn ich in das kluge Gesicht eines vielversprechenden Kindes sähe, das dereinst ein großes Genie — ein Befehlshaber, ein Gelehrter, ein Feldherr oder ein Dichter zu werden berufen ist.“ Bald darauf, im Jahre 1882, zwang ihn ein heftiger Fieberanfall zur Rückkehr nach Europa. Er legte seinen Bericht der Association Internationale du Congo vor. Er wies nach, daß er alles und noch weit mehr ausgeführt hatte, als sein ursprünglicher Auftrag gewesen. Mit größtem Eifer drängte er zum Bau einer Eisenbahn, deren das große Werk zu seiner Vollendung bedürfe; man müsse diese den Strom entlang führen, die Postenkette immer weiter hinausschieben und zu diesem Zweck sich mit den Häuptlingen am Kongo auf guten Fuß stellen.

Das Komitee bewilligte alles, aber es verlangte dringend, Stanley solle sich selbst an die Spitze stellen. Trotz seiner angegriffenen Gesundheit reiste er nach nur sechswöchigem Aufenthalt in Europa zurück. Als einzige Bedingung forderte er fähige Mitarbeiter statt der liederlichen jungen Burschen, mit denen er sich so lange hatte behelfen müssen. Er war voll Unruhe, was sie in seiner Abwesenheit wohl schon wieder alles angestellt oder ver-

säumt haben mochten. Und seine Befürchtungen erwiesen sich leider als nur zu gerechtfertigt, als er wieder den Kongo hinauffuhr. Sein Lieblingsplatz Leopoldville z. B. war nur noch eine grasbewachsene Einöde. Er suchte den Schaden wieder gut zu machen und drang weiter stromaufwärts, nur von dem einen Gedanken erfüllt, eine ununterbrochene Reihe von Stationen 1800 km den oberen Kongo hinauf bis zu den Stanley-Fällen zu gründen. Einschließlich der mächtigen Nebenflüsse berechnete er den schiffbaren Wasserweg des Kongostromgebietes auf 10 000 km, das dadurch zu erschließende Gebiet aber auf rund 2 Millionen Quadratkilometer (also fast viermal so groß wie Deutschland).

Das untere Kongogebiet erwies sich weniger ergiebig und lieferte anfangs nur Erdnüsse, Palmöl, Futter für Vieh und etwas weiter stromauf Harz, Kopal und Elfenbein. Aber um so reicher war der obere Kongolauf an wertvollen Wäldern und fruchtbarem Boden, Bau-, Lurus- und Farbholz, Gummi, Elfenbein von Elefanten und Flusspferden, Kautschuk, Raffee, Kopalharz und dergleichen. Alle diese Schätze konnten nur gehoben werden, wenn ein sicherer Handelsverkehr hergestellt war. Daher ging Stanley mit Feuereifer an die Vorarbeiten für den Bahnbau. Sein ungewöhnliches Organisationstalent kam jetzt zur glänzendsten Entfaltung.

Unerwartet lang war er damit beschäftigt, Verträge mit den Häuptlingen zu schließen, die ihm die notwendigen Rechte über das ganze Land einräumten. Freundschaftliche Beziehungen zu den Eingeborenen wurden mit bestem Erfolg angeknüpft, Reibungen mit Geduld beseitigt, und fast immer gelang es — durch Festigkeit und Güte — Kampf zu vermeiden. Die Häuptlinge gaben bereitwillig ihre Selbständigkeit auf gegen eine angemessene Entschädigung; fremden Eingriffen wurde vorgebeugt und das Eigentum der Eingeborenen gewissenhaft geachtet.

Ueber 400 Häuptlinge gewann Stanley auf diese Weise. Wie natürlich traf er beständig Stämme, deren Bekanntschaft er sechs Jahre früher gemacht hatte. Alte Freunde konnte man sie nicht gut nennen, aber neue Freunde wurden sie sehr schnell. Eine Art Glorienschein umgab die ersten Abenteuer, die er mit ihnen bestanden, und ihr Staunen wuchs noch, als sie die ersten Dampfschiffe erblickten. Tauschhandel war ihnen immer willkommen; Tuchballen, Kupferdraht, Puz und Sand — erst als Geschenk, dann

als Handelsartikel — bahnten gar bald die freundschaftlichsten Beziehungen an. Stanleys Geschick, mit diesen Wilden umzugehen, war bewundernswert und bleibt vorbildlich.

Aus dem reichen Schatz von Stanleys Aufzeichnungen sei nur folgendes wiedergegeben:

„Ngalyema, der Häuptling des Stanley-Pool-Bezirktes, hatte für die Abtretung gewisser Hoheitsrechte Tuch im Werte von 18 000 Mark erhalten. Demzufolge war ich mit meinen Wagen bis zehn englische Meilen vom Pool vorgerückt. Fast zwei Jahre hatte ich dazu gebraucht, und wenn ich auf die geleistete Arbeit zurückblickte, durfte ich mir sagen, daß sie wahrhaftig keine Kleinigkeit gewesen war.

Es war seit dem Vertragsabschluß so viel Zeit vergangen, daß Ngalyema vorzugeben wagte, er habe überhaupt nichts erhalten; ja, als ich unbeirrt weiter vorrückte, sammelte er eine Bande beherzter Krieger, um mir den Weg zu versperren.

Inzwischen hatte ich freilich manches über die Vorgeschichte Ngalyemas erfahren. Er war eigentlich gar nicht Häuptling, sondern ein unternehmender eingeborener Händler in Elfenbein und Sklaven; doch war ich weniger über seine Lügen als darüber empört, daß er mich zum zweitenmal zu pressen versuchte. Zufällig erfuhr ich, daß er, um mich gefügiger zu machen, in kriegerischem Aufzug bei mir auftreten wolle. Das war mir lieb, denn jetzt bereitete ich eine Ueberraschung für ihn vor.

Ich hing zu diesem Zweck ein großes Gong recht auffällig in der Nähe meines Zeltes auf; es mußte so Ngalyemas Neugierde erwecken. Alle meine Leute verbargen sich auf meinen Befehl, einige im Dampfboot, auf dem Wagen oder in seinem kühlen Schatten; andere lagen wie tot unter Teerlappen und Grasbündeln oder im Busch, der das Lager umgab. Als das Dröhnen der Trommeln und Hörner Ngalyemas Ankunft verkündete, schien das Lager vollständig verlassen. Nur ich saß gleichgültig in einem Stuhl, las ein Buch und schien zu faul, von irgend etwas Kenntnis zu nehmen. Dann sah ich plötzlich auf und erblickte meinen „Bruder“ Ngalyema und seine Krieger, die mich finster anstarrten.

Ich sprang auf, ergriff Ngalyemas Hände, begrüßte ihn herzlich und bot ihm meinen eigenen Stuhl an.

Er war sichtlich sehr kühl, augenscheinlich verstimmt, und sagte:

„Hat mein Bruder sich vielleicht auf seinem Weg verirrt? Wozu kommt er in dieses Land?“

„Also, Ngalyema ist derjenige, der das Band der Blutsbrüderschaft zwischen uns zerrissen hat? Ngalyema ist es, der vergessen hat, welche Berge von Waren ich ihm gezahlt habe? Was für Worte spricht mein Bruder da?“

„Laß dich warnen, Felsenbrecher! Rehr' um, bevor es zu spät ist. Meine Stammesältesten und Krieger wollen nicht, daß der weiße Mann in unser Land kommt. Kehre um, sage ich dir, auf demselben Weg, den du gekommen bist.“

Rede und Gegenrede folgten einander. Ngalyema war mit seinen Beweisgründen zu Ende, aber er konnte nicht gut die Treue brechen und unhöflich sein ohne einleuchtenden Grund. Seine Augen wanderten umher, um irgendeinen Vorwand zum Angriff zu finden, und blieben dann an dem Gong haften.

„Was ist das?“ fragte er.

„Ach das? Das ist nur ein Fetisch.“

„Ein Fetisch! Was für ein Fetisch?“

„Es ist ein Kriegsfetisch, Ngalyema. Er braucht nur ganz leise zu klingen, und das jezt leere Lager wimmelt von trotzigem Kriegerern. Sie würden vom Himmel fallen, aus der Erde wachsen, aus den Wäldern herbeistürmen und von allen Seiten.“

„Ach was! Erzähl' deine Märchen alten Weibern und nicht einem Häuptling wie Ngalyema! Eine Art Glode wird es sein. Schlag einmal drauf. Ich will hören, wie sie klingt.“

„O Ngalyema, lieber Bruder, die Folgen wären zu schrecklich!“

„Läute, sage ich.“

„Gut. Wenn ich meinem lieben Bruder Ngalyema einen Gefallen damit tue, will ich läuten.“

Und ich schlug hart und schnell auf das Gong, daß sein lauter Schall wie Donner die Stille zerriß. Ein paar Sekunden — und dann brach ein Sturm menschlicher Stimmen in schrecklichem Mißklang los. Von oben herab, gerade auf die Köpfe der entsetzten Krieger, fielen brüllende Männer, stürzten aus den Zelten, den Hütten, dem Walde ringsum, zu sechst, zu Duzenden und schodweise, und schrien dabei wie die Wahnsinnigen, scheinbar von unbändiger Wut erfüllt. Ein panischer Schrecken erfaßte die bemalten Wilden, sie warfen ihre Flinten und Pulverhörner weg, dachten

nicht mehr an ihren Häuptling und an Kriegszucht und rannten davon. Oder sie rieben sich die Augen, ihren Sinnen nicht trauend, ob wirklich der Fetisch die Hölle auf sie losgelassen.

Ngalyema und sein Sohn flohen nicht. Sie klammerten sich entsezt an meine Rockschöße, und wir tanzten zusammen Seite an Seite ein einträchtiges Trio; ich als der Vorderste, um den wilden Angriff auf meine „Brüder“ abzuwehren. Dabei rief ich ihnen fortwährend zu: „Haltet euch nur recht fest, meine Brüder! Ich will euch bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Kommt nur heran, ihr da!“ usw.

Dann ertönte der Befehl: „Stillgestanden!“ und blitzschnell erstarrten die beweglichen Gestalten, und in zwei langen Reihen und in musterhafter Ordnung standen meine Leute still, die Augen unbeweglich auf mich gerichtet. Da ließ Ngalyema meine Rockschöße los, kroch hervor, atmete erleichtert auf, erhob seine Hand zum Mund und rief in ungeheucheltem Erstaunen: „Eh, Mamma! Woher sind alle diese Menschen gekommen?“

„Aber, Ngalyema, habe ich dir denn nicht gesagt, welche Kraft der Fetisch besitzt? Ich will ihn noch einmal tönen lassen und dir zeigen, was er noch alles kann.“

„Nein, nein,“ schrie Ngalyema. „Ich habe genug gesehen.“

Der Tag endete friedlich. Ich sollte nur schleunig nach dem Stanley-Pool aufbrechen. Zu Duzenden erbieten sich die Eingeborenen, mir beim Schleppen der Wagen zu helfen. Von da an schritt meine Arbeit stetig vor, und rechtzeitig erreichten die Wagen und Vorratskolonnen ihren Bestimmungsort.“

Das ist nur ein einzelner Fall aus dem Kapitel, das er „Wie ich Ngalyema erzog“ nennt. Selten hatte wohl ein Lehrer einen weniger hoffnungsvollen Schüler. Ngalyema war ein Prahlhans, ein Lügner, gierig, launenhaft, abergläubisch und ein Unheilstifter. Zum Beispiel erbettelte er sich verschiedene Gegenstände von Stanley; er erhielt sie unter der Bedingung, daß seine Begleiter stets unbewaffnet ins Lager kämen. Das Versprechen wurde aber beständig gebrochen, bis ihm Stanley eines Tages den Revolver unter die Nase hielt. Da fiel er ihm zu Füßen in wahnfinniger Angst, und es bedurfte zu seiner Beruhigung reichlichen Zuspruches und Trostes.

„Ich habe mir vorgenommen, diesen halsstarrigen ‚Bruder‘

doch noch zur Vernunft zu bringen“, steht wiederholt in Stanleys Tagebuch.

Immer wieder stellte er sich auf die Hinterbeine, und immer wieder begegnete er derselben festen Hand. Langsam besserte er sich, und schließlich ward ihm gestattet, noch einmal Blutsbrüderschaft zu schließen — mit gekreuzten Armen, Einschnitten in die Pulsader und feierlicher Anrufung des großen Fetischs des Stammes zum Zeichen erneuter Bruderschaft und Treue. Von da an war Ngalyema wie umgewandelt, und die Freundschaft zwischen ihm und Stanley dauerte bis zum Tod.

„So mancher wird sich vielleicht wundern über die plötzliche Friedfertigkeit der Eingeborenen, die mich auf meinem früheren Zuge Tag und Nacht mit beispielloser Wildheit angefallen hatten. Aber eine höchst einfache Erklärung dafür findet sich schon in Livingstones letztem Tagebuch (28. Oktober 1870). Er sagt dort: „Mwini Mukata, der weiter gereist ist als die meisten Araber, erklärte mir: ‚Wenn ein Mann mit gütiger und höflicher Zunge reist, so kann er, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wird, auch die wildesten Stämme Afrikas besuchen.‘ Das ist sehr wahr, aber man braucht viel Zeit dazu. Man darf nicht in Eile eine Gegend durchqueren, sondern muß den Stämmen Zeit lassen, einen kennen zu lernen und ihre Vorurteile abzulegen.“

Auf meinen Reisen durch Afrika hatte ich nun aber keine Zeit zu verlieren gehabt. Der Fluß trug meine schwerbepackten Kanus stromab, und meine spärlichen Vorräte erlaubten mir nicht, mit jedem einzelnen Stamm lange zu verhandeln. Um mich und meine Leute vor sicherem Hungertode zu retten, tat größte Eile not. Jetzt war es etwas anderes. Der langwierige Straßenbau ließ mir Zeit in Ueberfluß, und so kam es, daß mir mein Ruf vorauseilte. Mein Name, meine Absicht, die freigebigen Belohnungen, die ich den Eingeborenen gab, wenn sie mir halfen, sicherte mir einen guten Empfang und verwandelte die, die früher meine wütendsten Feinde gewesen, in Arbeiter, Verbündete, kräftige Träger und gute Freunde. Ich war außerordentlich milde und trug nichts nach, aber wenn ein Kampf unvermeidlich war, fiel er kurz und entscheidend aus. Dadurch lernten die Eingeborenen sehr schnell begreifen, daß man in Güte alles von mir erreichen konnte und daß ein Kampf nur Vernichtung brachte.“

So kam es, daß Stanley unter den Wilden freundlich aufgenommen wurde. Er benutzte seine Ueberlegenheit über sie, um den Abgrund zwischen ihrer und seiner Denkweise zu überbrücken; er vertiefte sich nicht nur in ihre Sprachen, sondern auch in ihre Sitten und Bräuche und lehrte sie die Vorteile der neuen Zivilisation kennen und schätzen. Ueberall fand er sie zum Handel geneigt, und niemals übervorteilte er sie beim Abschluß von Verträgen, wie es später leider so oft geschah, als er den Kongo verlassen hatte.

Das düsterste Kapitel seines Werkes über den Kongostaat handelt von einer schauerlichen Sklavenjagd der Araber. Er stieß einst auf eine lange Reihe kettenbeladener Gefangener. Es war ein schreckliches Bild. Ueber hundert Dörfer waren verwüstet worden, und auf die 5000 Menschen, die weggeschleppt worden, kamen wohl sechsmal so viel Erschlagene oder am Wege Gestorbene. Stanleys erster Gedanke war, die Unglücklichen zu befreien, aber es wäre hoffnungslos und nutzlos gewesen. Auf seiner Rückreise wählte sich Stanley mehrere Sklavenhändler als Begleiter, um ihnen gleichsam durch Anschauungsunterricht das drohende Ende ihres Treibens vor Augen zu stellen. Im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht sagt er: „An jedem Ort, den wir berührten, hatten wir die Saat des Friedens gesät, und jeder Stamm wird den Ruhm und den Segen unserer Arbeit weiterverbreiten. Keines Wohlwollen belohnt sich selbst. Ueber Naturvölker hat nichts größere Gewalt, und der Einfluß wächst von selbst und verbreitet sich von Mund zu Ohr. Wenn Geduld und guter Wille den Stationsleiter an den Stanley-Fällen führen, dann muß sich binnen kurzem der Einfluß der Ansiedlung von Stamm zu Stamm erstrecken bis weit ins Land hinein — bis zu den verfolgten Flüchtlingen, die sich vor den Sklavenjägern verstecken.“ Den Sklavenhandel auszurotten, war der Hauptzweck seines Unternehmens, und dies gelang.*)

Eigentümliche Schwierigkeiten bereitete Stanley zuweilen die Dummheit der Farbigen. So erzählt er einmal:

„So gut sich auch die Mehrzahl der Sanibaris benahm, so waren die Kongoneger doch in vielen Fällen leider von einer ge-

*) An der schrecklichen Miswirtschaft, die den Kongostaat unter der Verwaltung der Belgier später heimsuchte, traf Stanley nicht die geringste Schuld.



radezu unbeschreiblichen Beschränktheit. So begriff einer von ihnen, den man seinem Aeußeren nach hätte für außerordentlich geschickt halten müssen, nach dreißigmonatiger Uebung mit seiner Muskete noch immer nicht, wie man sie zu laden hatte. Er konnte sich nicht merken, ob er erst das Pulver und dann die Kugel in den Lauf tun mußte oder umgekehrt. Einmal schickte man ihn mit einem Mann ab, um einer Abtheilung den Weg über den Fluß zu zeigen. Nach einstündigem vergeblichen Warten ging ich ans Flußufer und sah, wie sie in einander entgegengesetzter Richtung ruderten und jeder den andern wegen seiner Dummheit ausschimpfte. Dabei waren sie so erregt, daß sie den Rat, den ihnen die Leute vom anderen Ufer zubrüllten, nicht verstehen konnten.

Ein anderer war so lächerlich dumm, daß er gewöhnlich der Strafe entging, da seine Mißgriffe gar zu einfältig waren. Eines Tages fuhren wir den Kongo hinunter, und da es Zeit war, das Lager aufzuschlagen, rief ich ihm zu, da er gerade im Bug saß, das Schilf zu packen und das Boot anzuhalten, wenn ich den Befehl dazu geben würde. Gleich darauf kamen wir an eine geeignete Stelle, und ich schrie: „Pack zu, Kirambo!“ — „So Gott will, Herr!“ erwiderte er, sprang aus dem Boot ans Ufer und ergriff das Schilf mit beiden Händen, während wir natürlich vorbeischossen und er allein am Ufer blieb. Die Mannschaft brüllte vor Lachen, aber leider mußten wir mit größter Anstrengung wieder zurückrudern; denn nicht jeder Platz am Ufer eignete sich zum Landen. Ein andermal, als der Ast eines Baumes, der über den Fluß hing, abgehackt werden mußte, um die Kanus zu einer Sandbank durchzulassen, fiel er ins Wasser und verlor seine Art. Er hatte sich auf den Ast gesetzt und die Stelle — zwischen sich und dem Stamm durchgehauen.

Die Farbigen nahmen einen wohlverdienten Tadel stets mit solcher Gutmütigkeit auf, daß man nicht anders konnte als vergeben und vergessen; aber anders verhielt es sich mit den weißen Offizieren. Ihre Eigenliebe war stets gekränkt, wenn ich etwas an ihnen auszufehen wagte. Sie trugen es mir mit größter Bitterkeit nach, und ihre Verstimmung wollte dann gar kein Ende nehmen. Ich konnte einen Mann nicht wegen eines Fehlers und auch nicht wegen mehrerer entlassen und ihm anderseits auch nichts nachsehen; und man kann sich vorstellen, wie unbehaglich mir das Leben

wurde, wo ich fortwährend auf Mißgriffe und ständigen Ungehorsam stieß. Das führte schließlich dazu, daß ich mich kaum mehr getraute, irgendeinem Offizier etwas aufzutragen.

In Europa hätte man nicht viel Federlesens zu machen brauchen, aber in Afrika konnte ich nicht jedesmal 80 Pfund für jeden Fall erwiesener Unfähigkeit zum Fenster hinauswerfen. Ich übte Nachsicht, wo ich konnte — bemühte mich, zu belehren, zu untersuchen, zu ermahnen — ein-, zwei-, dreimal, kurz, ich ließ nichts unversucht, aber wenn gar nichts half, blieb nur Entlassung übrig.

Ich habe auf keinem Zuge auch nur einen einzigen Freund gehabt — nicht einen, der auch nur annähernd mein Gefährte hätte sein können — außer Livingstone. Wie konnte irgendeiner dieser jungen Leute, die frisch von der Schulbank kamen, mit denselben Augen wie ich auf Menschen oder Dinge blicken! Wie kann jemand, der viele Kriege mitgemacht, auf Verständnis hoffen bei jemand, der nichts Furchtbareres gesehen hat als Nasenbluten?

Obwohl gänzlich einsam, habe ich niemals weniger meine Einsamkeit gefühlt als damals. Meine einzige Befriedigung war meine Arbeit. Zu ihr kehrte ich immer wieder zurück wie zu einem Freund; sie beschäftigte mich äußerlich und innerlich — Tag und Nacht. Froh begrüßte ich die Morgendämmerung, nur weil sie mir half, meine Arbeit zu vollbringen, und nur die, die gleich dachten, konnte ich als Freunde ansehen.

Damals stand ich noch in jenem wilden Lebensalter, wo ein Mann sich selbst genügt und überströmt von Selbstvertrauen und sich mit flammendem Troß über Gefahren und Hindernisse hinwegsetzt, stolz und gebieterisch ist und mit einem Engel wenig Aehnlichkeit hat.“

Die Gründung des Kongostaates war die größte Einzelunternehmung Stanleys. Vielleicht nichts anderes stellt so deutlich seine hervorragenden Eigenschaften ins richtige Licht. Sie war eine weitverzweigte Aufgabe und das Werk vieler Hände. Er hatte seine Hilfskräfte nicht selbst ausgewählt — nur Unteroffiziere und Gemeine — und die ließen ihn auch nie im Stich. Es waren seine Leutnants, die andere ausgewählt hatten, die die bedenklichsten Mängel aufwiesen. Außerdem hatte das Unternehmen Gefahren zur Folge, die er in ihrer Gesamtheit nicht voraussehen konnte, sonst wäre er vielleicht selbst davor zurückgeschreckt.

Er riß den Wall nieder zwischen wilden und zivilisierten Völkern, und die Wassermassen prallten aneinander, als der Durchstich vollzogen war. Auf beiden Seiten zogen Kräfte aufwärts und andere abwärts. Die Fehler und Schwächen der Wilden lagen auf der Hand, aber auch die „zivilisierten“ Einflüsse waren sehr gemischter Natur. Auf der einen Seite die ansteckend wirkende Tatkraft des Großkaufmanns, auf der anderen Seite der Missionar mit seinem Gefühl für Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Unter diese edlen Kräfte mischte sich blinde, selbstsüchtige Habgier, Gewinnsucht unter der Maske der Menschenliebe, der eigensüchtige Streit zwischen Rasse und Volkstum der wetteifernden weißen Eindringlinge und endlich die tödliche Verachtung des Weißen gegenüber dem „Nigger“. Um der Entwicklung der afrikanischen Rasse eine günstige Zukunft prophezeien zu können, mußte man wahrhaftig einen festen Glauben an eine höhere Macht — an eine Vorsehung — haben.

Und das Werkzeug dieser Macht war der Mann, der Europa und Amerika in Berührung mit dem dunkelsten Afrika gebracht hat. Sein Beispiel und das Ideal, das ihm vorschwebte, leuchtete wie ein Stern über dem Erdteil, den er der Welt erschlossen. Als die Wilden sahen, wie der harte Boden von Bivi bezwungen wurde, wie Stanley, selbst Meißel und Hammer in der Hand, einen Weg von 80 km über Hügel und Abgründe bahnte, da gaben sie ihm den Namen „Bula Matari“, d. h. Felsenbrecher. Durch Zufall oder wohl bewusst, trafen sie damit den Nagel auf Kopf und griffen seine Haupteigenschaft heraus: unwiderstehliche Tatkraft. Ein Wegbahner, ein Felsenbrecher, das war er sein ganzes Leben lang — ein Bula Matari!

Im Sommer 1884 war das Werk der Staatengründung fast vollendet, aber auch Stanley war mit seinen Kräften am Ende. Fünf Jahre lang hatte die schwere Verantwortlichkeit auf seinen Schultern gelegen und ihn fast aufgerieben. Mit dem Gefühl wohl erfüllter Pflicht, aber auch der Erleichterung übergab er die Herrschaft über seine Schöpfung dem neuen Gouverneur de Winton und kehrte nach England zurück.

Noch im Jahre 1884 wurde der neue Staat auf der von Bismarck geleiteten Berliner Konferenz von den Mächten anerkannt.

XVII. Die Befreiung Emin Paschas.

Am 26. Januar 1885 wurde der heldenhafte Verteidiger der Stadt Chartum am Einfluß des blauen Nils in den weißen Nil, General Gordon, samt seiner ägyptischen Besatzung von den Mahdisten niedergemetzelt. Der ganze weite Sudan fiel wieder in Barbarei. Nur der Statthalter der ober-ägyptischen Provinz Kordofan, Emin Pascha, ein Deutscher von Geburt, entging dem hereinbrechenden Verhängnis. Er zog mit seinen Leuten nach Süden und harrte in der Gegend nördlich des Albert-Sees der Hilfe. Die englische und ägyptische Regierung schossen Geldmittel zu seiner Befreiung zusammen. Einen Mann, der in eiserner Pflichterfüllung, von den siegreichen Kriegerern des Mahdi bedrängt, jeden Fußbreit des ihm anvertrauten Bodens verteidigte, durfte man nicht dem grausamen Schicksal Gordons preisgeben. Er war ein hochgewachsener, streng aussehender Offizier von unantastbarem Ruf, unbeugsamem Willen und hoher wissenschaftlicher Bildung.

So kam eine Expedition zum Entsatz Emin Paschas zustande.

Mein alter Freund, Sir William Macdinnon, hatte mich gefragt, ob ich mich an die Spitze des Unternehmens stellen wolle, falls die Kosten aufgebracht werden würden. Ich erwiderte, ich wolle es umsonst tun und für den Fall, daß man einen anderen an meiner Stelle wählen wolle, selbst 500 Pfund zeichnen. Ich verreise dann nach Amerika zu einer Vortragsrunde. Aber schon nach dreizehn Tagen wurde ich telegraphisch zurückgerufen und traf am Weihnachtsabend 1886 wieder in England ein. Die Leitung der Expedition ward mir anvertraut.

Viele abenteuerlustige junge Leute bestürmten mich alsbald, ich möchte sie mitnehmen; aber mit Rücksicht auf unsre beschränkten Mittel konnte ich mir nur neun Männer auswählen. Hätten unsere finanziellen Mittel nur annähernd der Menge der Angebote entsprochen, so wären die Hütten, die Hochschulen, ich möchte fast sagen die Kinderstuben, leer geworden, so groß war die Menge aller derer, die sich zur Beteiligung herandrängten.

Wir beschloßen, unsern Marsch von Sansibar aus zu nehmen

über das Südende des Viktoria-Sees, durch Karagwe und Ankori und Südwest-Unyoro nach dem Albert-See; aber einige Tage vor der Abreise veranlaßte uns das hochherzige Anerbieten des Königs von Belgien, uns beistehen zu wollen, zur Aenderung unseres Planes. Der Weg durch den Kongostaat bedeutete eine Ersparnis von rund 800 km, und überdies war dort den Trägern viel weniger Gelegenheit zum Ausreißern geboten.

So fuhr ich denn mit meinen Sansibarleuten zur Kongo-Mündung und erreichte am 21. März 1887 den Stanley-Pool. Bis dahin war alles gut gegangen. Aber hier stellte sich heraus, daß die Dampferflottille nur vier Fünftel der Karawane befördern konnte.

Etwa 2200 km vom Atlantischen Ozean war die Grenze der Schiffbarkeit des Kongo erreicht, und wir lagerten in Yambuja, einem großen Dorf an der äußersten Grenze eines unbekanntes Landstrichs, der sich bis zum Albert-See erstreckte. Ein Dampfer wurde sofort zurückgeschickt, um den Rest meiner Leute zu holen.

Wir durften nicht vergessen, daß die letzten Nachrichten von Emin sehr beunruhigend lauteten. Man hatte uns feierlich beschworen, wir möchten uns ja beeilen, um nicht zu spät zu kommen. Jetzt galt es zu beweisen, daß unser Eifer nicht abgekühlt war. Da aber vor Ablauf von zwei Monaten unsere ganze Expedition nicht in Yambuja versammelt sein konnte, so lief Emin Gefahr, in dieser Zeit gänzlich aufgerieben zu werden, und die Schuld an dem Unglück wäre uns zugemessen worden. Daher blieb mir nur übrig, einen Vortrab zu bilden, der dem Uruwimi entlang voranziehen und der Expedition den Weg ebnen sollte. Eine zweite Kolonne unter Major Barttelot sollte einige Wochen später mit dem Gepäc folgen. Wenn Tippu-Tib sein Versprechen hielt und die zweite Kolonne mit 600 Trägern versorgte, so hatte diese verhältnismäßig leichte Arbeit. Erwies sich dagegen der Araber als treulos, dann mußten die Offiziere versuchen, mit ihren Leuten allein fertig zu werden, so gut es eben ging. Das Beste, was sie dann tun konnten, war jedenfalls, mir zu folgen.

Am dreizehnten Tag nach unserer Ankunft in Yambuja erreichte der Vortrab, bestehend aus fünf Europäern und 384 Eingeborenen, die großen Wälder des Aequatorialgebietes. Das unbekanntes Land zwischen Yambuja und dem Albert-See, an dessen Ufern wir Emin Pascha zu treffen hofften, war ungefähr

800 km lang, 500 breit. Wir kannten keinen Fußbreit in diesem ganzen Gebiet und teilten uns daher in vier Kompagnien — jede von einem meiner Offiziere Stairs, Nelson, Jephson und Parke befehligt. Die Pionierabteilung wurde aus auserlesenen Leuten zusammengestellt, die mit Faschinenmesser und Axt durch das dichte Unterholz Durchlässe zu hauen hatten. Ihre Aufgabe war außerdem, Angriffe von vorn abzuwehren, das Gebiet auszukundschaften, Furten zu finden und die tieferen Flußläufe zu überbrücken.

Unser Tagewerk begann stets um sechs Uhr. Beim ersten Trommelwirbel rückten die Pioniere ab, und wenn der Weg gebahnt war, folgte eine Kompagnie nach der andern. Um diese Morgenstunde herrscht freudloses Zwielicht im Urwald, und der Morgendunst läßt jeden Baum nur in schattenhaften Umrissen erkennen. Nach fünfstündiger Arbeit beständigen langsamen Vorwärtstriechens pflegten wir haltzumachen. Um 1 Uhr wurde der Marsch wieder aufgenommen und gegen 4 Uhr das Lager für die Nacht vorbereitet.

Bald nach Sonnenuntergang herrschte tiefe Dunkelheit in dieser grenzenlosen Baumwelt. Dann erglänzten die fröhlichen Lichter von hundert Lagerfeuern. Um 9 Uhr lag die Mannschaft fast immer schon, von Müdigkeit überwältigt, in tiefem Schlaf, und nur das Knistern der Feuer, der Flügelschlag der Nachtulen, die rauhen Töne großer Fledermäuse, das laute Quaken der Frösche, das Zirpen der Insekten, das Krachen der fallenden Bäume oder Aeste, der Schrei des auf Beute ausgehenden Schimpanfen, das ärgerliche Geheul der Affen und der lange, keuchende Schrei der Lemuren unterbrach die Stille. Aber auch so manche Nacht saßen wir schauernd die langen Stunden hindurch unter nicht endenwollenden Regengüssen, beobachteten die zackigen Blitze und horchten auf das unaufhörliche Gebrüll des Donners, das durch den Dom des Urwaldes rollte.

Während des ersten Monats erfüllte jeder getreulich seine Pflicht, und das Benehmen der Offiziere wie der Mannschaft war tadellos. So regelmäßig wie ein Uhrwerk begaben sie sich jeden Morgen auf den Weg und eilten so schnell, wie es das Dickicht, die Sümpfe und schlammigen Rinnsale nur irgend erlaubten, vorwärts. Tag für Tag stand derselbe undurchdringliche Urwald mit seinem geisterhaften Morgenzwielicht und seinem

traurigen Mittagschatten vor uns. Zu unseren Häupten zog sich ein Blätterdach hin, 40 bis 100 Fuß dick, und ein Wirrwarr von Unterholz und weichem schwarzem Humus, fruchtbar wie Kompost, befestete sich an unsere Füße. In Zwischenräumen von 15 oder 20 oder 30 km kamen wir an kleine Lichtungen, deren wilde Bewohner aber entweder geflohen waren oder uns, versteckt im Dickicht, belauerten. Wir vermochten daher niemals, mit ihnen in Verkehr zu treten, und wir mußten uns an ihre Maniokvorräte oder an wildwachsende Bananen halten.

Gegen Ende des ersten Monats trat langsam eine Veränderung ein. Nach und nach hatten unsere Leute den Mut verloren. Die schwere Arbeit und unzureichende Ernährung erschöpften ihre Kräfte. Der Mangel an Sonnenlicht und die düstere Umgebung stimmten sie tieftraurig, eine lange Ruhepause erschien unbedingt notwendig. Leider stießen wir auf keine Niederlassung, die uns die nötigen Vorräte bot. Unser Leben verlief in der unglaublichsten Armut. Bei der Wärme brauchten wir Feuer nur zum Kochen. Mit unserer Kleidung konnten wir uns wirklich nur unter nackten Wilden sehen lassen. Wasser gab's genug, aber Seife war unbezahlbar. Unsere Nahrung bestand nur noch aus Maismehl und Bananen; das Salz war nicht besser als pulverisierter Schmutz. Der Boden hauchte Todesatem aus, giftige Insekten umschwirrten uns Tag und Nacht. Wir waren bereits so blutarm geworden, daß schon die kleinste Hautabschürfung, oft sogar schon ein Moskitoftich, eiternde Geschwüre verursachten. Nur wenige wissen, wie ein afrikanisches Geschwür aussieht. Es wird so groß wie der größte Pilz, zerstört das Fleisch, legt Adern und Sehnen bloß und zerfrisst schließlich den Knochen. Der Anblick ist furchtbar und der Geruch entsetzlich, aber unser weißer Arzt Perk wusch und verband täglich gegen fünfzig solcher scheußlicher Wunden, ohne mit der Wimper dabei zu zuden. Als mein Offizier Stairs von einem vergifteten Pfeil verwundet wurde, sog er die Wunde aus, ohne Furcht vor dem tödlichen Gift. Ich selber hatte zwei Anfälle von gastrischem Fieber, und es grenzte fast an Zauberei, wie er sozusagen aus nichts eine schmackhafte Nahrung für einen angegriffenen Magen bereitete. Wenn nach vielen Delirien das Bewußtsein bei mir wiederkehrte, war mir sein bloßer Anblick schon Trost und Erleichterung in meinem Elend.

Trotz seiner aufopfernden Pflichterfüllung wuchs aber die Krankenliste, und unsere Boote waren überfüllt von Marschunfähigen.

Schließlich erreichten wir noch eine Gegend, die, durch die Manjuema-Sklavenhändler vollständig entvölkert und grauenhaft verwüftet, uns zwang, so schnell wie möglich hindurchzukommen. Leider waren unsere Leute zu sehr ausgehungert und erschöpft durch die erlittenen Strapazen, als daß sie schnell hätten marschieren können; das langsame Vorrücken brachte aber unter heftigen Kämpfen mit den räuberischen Manjuemas neue Entbehrungen. Hätten meine Leute gewußt, wie verhältnismäßig kurz die Entfernung war, die uns von fruchtbarem Gebiet trennte, würden sie zweifellos ihre letzten Kräfte darangegeben haben.

Immer neue Opfer begann die Hungersnot zu fordern, und der Weg bedeckte sich mit Toten und Sterbenden. Das war mehr, als das stärkste Herz ertragen konnte. Immer und immer wieder zog sich derselbe feierliche, nahrungsmittelarme Urwald vor uns hin. Dieselben Dschungeln hemmten uns mit ihrem oft meter-tiefen Schlamm; der Boden war oft so trügerisch wie dünnes Eis für die barfüßigen Träger; dann wieder häuften Flußbetten, mit scharfkantigen Muscheln übersät, Flußläufe, mit Treibholz bedeckt, kalte Nebel und eifiger Regen, Donnergebrüll und schlaflose Nächte und Duzende von anderen Schrecken Hindernisse auf unsern Weg. Oft zerrissen sich meine Leute ihre nackten Füße in den Dornen, die die feindseligen Eingeborenen uns tödlich auf den Weg streuten. Es war kein Wunder, daß sie bei all dem Elend die Hoffnung auf ein gutes Ende der Reise verloren und verzweifelten. Viele warfen nach und nach ihre ganze Ausrüstung weg.

Selbst, wenn unsere Rundschafter von Zeit zu Zeit — gewöhnlich, wenn wir an der Grenze der Hoffnungslosigkeit angekommen waren — kleine Anpflanzungen entdeckten, wo wir etwas Lebensmittel aufreiben konnten, wußten sie sich diese nicht recht zunutze zu machen. Sie verschlangen ihre Nahrung, ohne an den nächsten Tag zu denken, und in ein paar Stunden begann aufs neue dies langsame Verhungern.

Selbst der Weiße ist nicht imstande, Hunger geduldig zu ertragen. Wenn der Hunger den Magen zernagt, ist es, als ob das Tier im Menschen hervorkäme wie ein Schildkrötenkopf, wenn man die Schale loslöst. Trotz Erziehung und allem andern ist der

Weißer darin seinem schwarzen Bruder selten mehr als 24 Stunden voraus. Er wird wohl kaum je so zivilisiert sein, daß er von seinem Magen unabhängig wäre. Daher ist es nur begreiflich, daß auch wir in dieser schweren Zeit unserer Schwäche erlagen. Aber da wir unsere geringen Nahrungsmittel sorgfältig einteilten, gelang es uns doch, unsere notwendige Würde als Vorgesetzte so ziemlich zu wahren.

Am 137. Tage nach unserm Ausbruch von Dambuja erreichten wir die erste größere Ansiedelung, die von den verfluchten Sklavenjägern, den Urhebern all unseres Elends, verschont geblieben war. Da gab es Ueberfluß an indischem Korn, Bohnen, Gemüse, Bananen und Pisang. Wohl war unser Fasten jetzt zu Ende, aber in den letzten 70 Tagen hatte ich 180 Mann, teils durch Tod, teils durch die Flucht verloren. Der Ort hieß Ibwiri und ist später als Fort Bodo in den Karten verzeichnet. In Anbetracht des überstandenen furchtbaren Elends ruhten wir uns hier 13 Tage aus.

Wir erholten uns rasch. Unsere Kräfte kehrten zurück, und allseitig regte sich der Wunsch nach Fortsetzung der Reise, die uns bald durch üppiges Grasland führen sollte. Nach zwölfstägigem Marsch traten wir endlich aus dem düsteren Zwielicht des Urwaldes hinaus in die helle Tropensonne. Gierig atmeten wir die reine Luft.

Eine Duftwolke von Viehherden wehte uns entgegen, und fast unmittelbar darauf sah ich Wild auf einem Hügel erschreckt und schnaubend bei unserer Begegnung auseinanderstieben. Die Gegend war wie ein grünes Eden mit einer neuen Sonne; ein „funkelnagelneuer“ Himmel blaute über unseren Häuptern. Jedes Gesicht war verwandelt, und auch die häßlichsten Züge strahlten vor Dankbarkeit, wie von einem seligen Traum erfüllt. Unser Blut schäumte wie Champagner und ließ uns in leichten Sätzen über den weichen Boden springen. Wir tanzten umher wie fröhliche Zicklein und dehnten unsere durch den langen Urwaldmarsch fast lahm gewordenen Glieder. Die ganze Marschlinie war von Fröhlichkeit erfüllt. Selbst wenn ich unbemerkt von einer Anhöhe aus die im Marsch auf- und niedertauchenden Köpfe meiner Leute sah, konnte ich bemerken, wie lebhaft und federnd sie dahinschritten. Die alte Straffheit kehrte wieder. Bei dem Befehl

„Halt“ standen sie wie ein Mann, hieß es „Lasten ab“, legte jeder sein Bündel ordentlich hin. Beim Morgenappell „Safari“ gab es kein Verstecken mehr, und beim Alarm um Mitternacht sprangen sie im Nu zu ihren Waffen.

Am 13. Dezember — 169 Tagemärsche von Yambuja — stand die Karawane am Rande der Hochebene und schaute hinunter auf den Albert-See, der, wie Emin berichtet, regelmäßig von seinen Dampfern „Rhedive“ und „Nyansa“ befahren wurde. Nachdem wir uns an dem herrlichen Anblick satt gesehen, begannen wir den Abstieg zum See hinab. Früh am nächsten Morgen erreichten wir die Küste. Aber als ich die Eingeborenen über den „weißen Mann“ mit dem Rauchboot ausfragte, erklärten sie auf das bestimmteste, weder einen solchen noch einen Dampfer seit dem Besuch Oberst Masons vor zehn Jahren gesehen zu haben. Das war ein grausamer Schlag. Ich hatte mein Stahlboot in Anbetracht der geringen Anzahl meiner Leute in Ipoto gelassen, und auf den alkalireichen Ebenen, die den See umgaben, waren keine Nahrungsmittel aufzutreiben. Die Kanus der Eingeborenen eigneten sich nur zum Fischen, und auch dazu nur bei ruhigem Wetter. Im ganzen Umkreis war kein einziger Baum, aus dem man ein geräumiges Boot hätte bauen können.

Ich beriet mich mit meinen Offizieren, die nicht weniger als ich durch das Fehlen jeglicher Nachricht über Emin erstaunt waren. Wir ergingen uns in Mutmaßungen, aber mit Herumraten konnte man 200 hungrige Mägen an einer kahlen Küste nicht füttern. Ich beschloß daher, nach dreitägigem Aufenthalt nach Ibwiri zurückzugehen und dort ein kleines Fort für die Munition und für meine Kranken zu errichten. Dann wollten wir mit dem Boot wieder zum See zurückkehren und diesen nach Emin Pascha absuchen. Demgemäß zogen wir wieder nach Ibwiri zurück und begannen den Bau des Forts. Während dieser rasch fortschritt, ließ ich die Kranken aus Ipoto abholen. Als das Fort fertig war, übertrug ich den Oberbefehl dem Kapitän Nelson und begab mich ein zweites Mal nach dem See, diesmal mit meinem zerlegbaren Stahlboot ausgerüstet.

Noch eine Tagreise vom See entfernt, erfuhr ich, daß mich in Kawalli ein Paket von einem weißen Mann, den die Eingeborenen „Malleju“ oder den „Bärtigen“ nannten, dort erwartete.

Der „Bärtige“ konnte natürlich nur Emin Pascha sein. Das Paket enthielt einen Brief, der an mich persönlich gerichtet war; und das bewies, daß Emin über alle unsere Schritte unterrichtet sein mußte. Der Inhalt besagte, daß sich Emin einem Gerücht der Eingeborenen zufolge, es befänden sich weiße Männer am Südende des Sees, auf einem seiner Dampfer eingeschifft habe, um sich zu vergewissern, ob etwas Wahres daran sei. Es schien mir darum das Beste, unser Boot auf die Suche nach ihm auszuscheiden. Mr. Jephson, einer meiner weißen Offiziere, schiffte sich mit ein paar auserlesenen Leuten ein, und am Abend des fünften Tages entdeckte er nördlich auf dem See eine Rauchwolke, die, wie sich herausstellte, aus dem Schornstein des „Rhedive“ emporstieg. Noch in der Dämmerung warf der Dampfer in der Nähe unseres Lagers Anker, und wenige Minuten später setzte unser Stahlboot Emin Pascha, Kapitän Casati und mehrere andere ägyptische Offiziere an Land. Wie man sich wohl denken kann, waren unsere Leute geradezu außer sich vor Freude, den Gegenstand unseres Suchens jetzt in ihrer Mitte zu wissen.

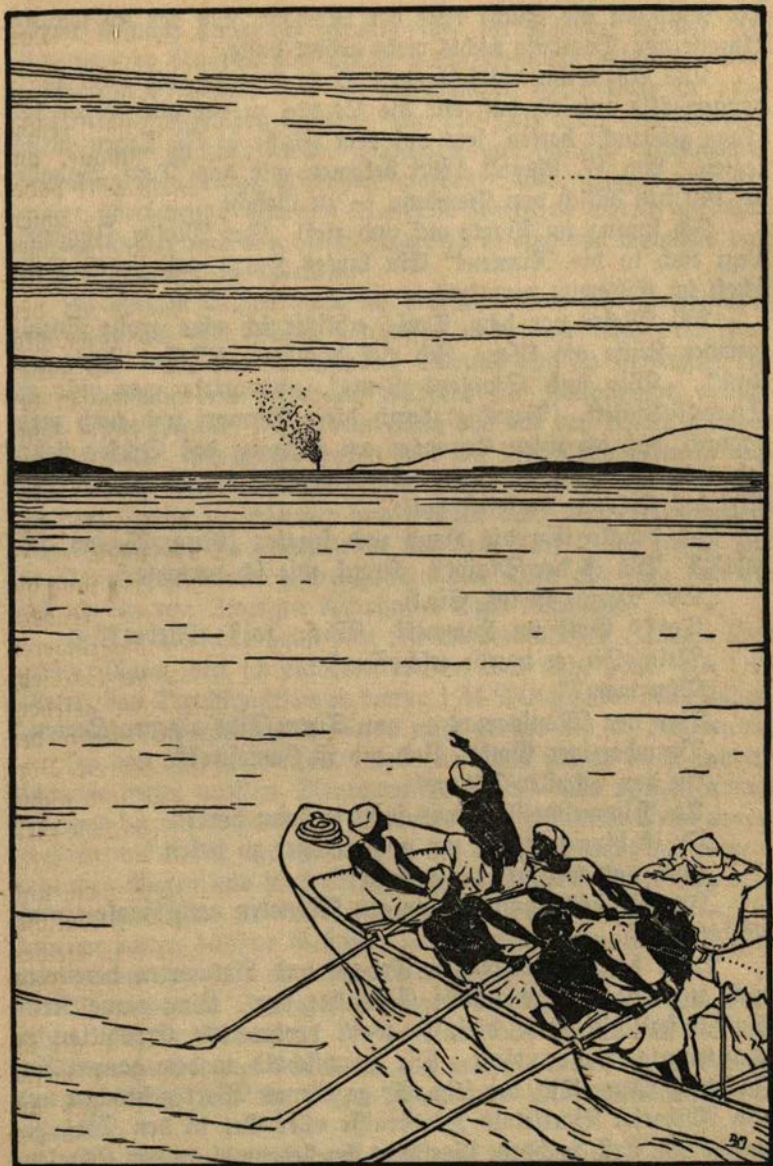
Einige Tage genossen wir so recht und in fröhlicher Laune die wohlverdiente Ruhe. Ich befand mich in einem Zustand geradezu überschwänglicher Freude. Man konnte keinen liebenswürdigeren Gastgeber finden als Emin Pascha. Er war ungemein herzlich, sehr belesen, von bestridender Freundlichkeit und hatte viel gesehen.

Jetzt hegte ich auch keine Befürchtungen mehr wegen der Ernährung meiner Leute, denn Emin war mit ungeheuren Vorräten an Korn versehen. Unser Ziel hatten wir erreicht, und nichts trübte mehr meine Freude. Oft noch später dachte ich an diese Zeit zurück wie an ein fröhliches Fest.

Bis zum 25. Mai standen unsere Lager dicht beisammen, und täglich trafen wir uns und plauderten über alles Mögliche. Natürlich wurde dabei die Frage, ob Emin in Aequatoria bleiben oder mich an die Küste begleiten solle, eingehend erörtert. Doch schien er sich darüber selbst noch nicht recht klar zu sein.

Im ganzen verbrachte ich 25 Tage mit Emin, dann lenkte ich meine Schritte nach Fort Bodo zurück. Nachdem ich*) meine 107 Mann sorgfältig verproviantiert hatte, begab ich mich am

*) Durch Emin Paschas großherzige Hilfe.



16. Juni auf die Suche nach der Nachhut, von der ich seit der Abreise von Dambuja nichts mehr gehört hatte.

Die Angst um die fehlenden Leute war es, die mich zu so großer Eile antrieb, daß wir die Strecke, zu der wir vorher 129 Tage gebraucht hatten, jetzt auf dem Flusse in 62 Tagen zurücklegten. Am 17. August 1888 bekamen wir das Dorf Banalya — 140 km östlich von Dambuja — zu Gesicht.

Ich sprang im Boote auf und rief: „Der Major, Jungens! Legt euch in die Riemen!“ Ein lautes Hurra, und jedes Kanu schoß im Eiltempo vorwärts.

200 Meter vor dem Dorfe erblickte ich eine große Anzahl fremder Leute am Ufer. Ich rief hinüber: „Wessen Leute seid ihr?“ „Wir sind Stanleys Leute“, antwortete man mir im Suaheli-Dialekt. Beruhigt durch diese Antwort und noch mehr dadurch, daß ich einen Europäer am Eingang des Dorfes stehen sah, ruderten wir ans Land. Es war William Bonny, der als Arzt die Kolonne begleitet hatte.

Ich drückte ihm die Hand und fragte: „Nun, Bonny, wie geht's? Wo ist der Major? Krank, wie ich vermute.“

„Der Major ist tot, Sir.“

„Tot? Gott im Himmel! Wieso tot? Fieber?“

„Nein, Sir, er wurde erschossen.“

„Von wem?“

„Von den Manjuemas — von Tippu-Tibs eigenen Leuten.“

„Barmherziger Gott! Und wo ist Jameson?“

„An den Stanley-Fällen.“

„Um Himmelswillen, was sucht er denn dort?“

„Er ist hinmarschiert, um noch Träger zu holen.“

„Gut, und wo sind die andern?“

„Invalid und schon vor einigen Monaten nach Hause zurückgekehrt.“

Diese hastig gewechselten Fragen und Antworten bereiteten mich auf eine beklagenswerte Geschichte vor. Eine ganze Kette von Mißgeschick hatte diese so wohl vorbereitete Expedition in solch traurige Lage versetzt. Die Hauptschuld an dem ganzen Unglück trug Tippu-Tib, der sein mir gegebenes Wort gebrochen und dem Abmarsch Barttelots Hindernisse aller Art in den Weg gelegt hatte. Erst, nachdem Barttelot ihn siebenmal an den Stanley-

Fällen besucht, hatte der Araber ihm im zehnten Monat 400 Männer und Knaben als Träger nach Dambuja geschickt. Eine verkommenere Bande von Lumpengefindel hätte man in ganz Afrika kaum aufreiben können. Am 19. Juli aber, vier Wochen vor meiner Ankunft, war Barttelot von einem Manjuema-Häuptling meuchlings erschossen worden. Mr. Bonny war der einzige überlebende Weiße. Von 260 Farbigen waren nur noch 102 am Leben, und von diesen lagen 42 infolge des Genusses von giftigem Maniof im Sterben.

In einigen Tagen hatte ich bereits wieder eine Streitmacht von mehr als 500 Mann geschaffen und brach nach dem Fort Bodo auf. Die Kranken und die Vorräte ließ ich in Kanus auf dem Urwimistrome befördern, während die Hauptmacht, meiner alten Spur folgend, neben dem Fluß her mit der Flotte gleichen Schritt hielt. Die Leute waren jetzt mit dem Weg vertraut und guter Laune, denn sie waren wohl gepflegt, brauchten sich nicht mit dem Gepäc zu schleppen und wußten auch, daß es heimwärts ging. Ungefähr 30 Tagemärsche vor dem Fort Bodo ließen wir die Kanus schwimmen und schnitten den Weg ab. So kam es, daß ich ein von Zwergen bewohntes Land durchzog.

Dieses Völkchen haust dort seit unvordenklichen Zeiten. Der größte Mann, den ich entdecken konnte, war nicht höher als 1,45 Meter; das Durchschnittsmaß betrug 1,34 Meter; aber viele kinderschleppende Zwergfrauen waren nicht größer als 95 Zentimeter.

In den östlicheren Teilen des Urwaldes soll es noch mehrere Stämme dieser uralten Menschenrasse geben. Sie pflegen nomadisch herumzuwandern. Ich konnte zwei bestimmte Arten unterscheiden; die einen, sehr verkommen, mit tückischen, nahe beisammenstehenden Augen und stark vorgeschobenem Unterkiefer, so daß man sie eher für Affen als für menschliche Wesen halten konnte. Die anderen hatten hübsche Gesichter mit offenen, unschuldigen Zügen und waren von sehr einnehmendem Wesen.

Diese beiden Zwerggrassen waren die Batua, die den nördlichen, und die Wambutti, die den südlichen Bezirk des von mir durchquerten Gebietes bewohnen, des großen Aequatorialurwaldes, der sich südlich von den Njam-Njam- und Mombuttulandstrichen erstreckt.

Die Zwerge sind äußerst scheu und mißtrauisch. Sie gingen

erstaunlich gewandt mit ihren Waffen um und verwundeten mehrere meiner Begleiter tödlich. Ihr sicheres Auge, ihre große Uebung und dazu ihre vergifteten Pfeile machten sie zu nicht zu verachtenden Gegnern. Die großgewachsenen Eingeborenen des Waldes, die die Lichtungen zu bebauen und ungeheure Pisanghaine zu pflanzen pflegen, lassen sie deshalb ruhig sich das wegnehmen, was sie brauchen.

Ich habe einige wunderschön gewachsene Geschöpfe unter diesen Zwergen gefunden, und manche hätten als Kniestück ein prächtiges Modell für einen Bildhauer abgegeben. Nur die Unterschenkel waren beinahe immer schwach und mißgeformt. Die Rasse ist klug, faßt schnell auf und ist tiefer Zuneigung und Dankbarkeit fähig. Die paar Leute, die wir anlernten, legten bemerkenswerte Emsigkeit und Geduld an den Tag. Besonders ein altes Weib — vielleicht das häßlichste Geschöpf, das je in meinem Lager gewesen — bewies eine geradezu bewundernswerte Ausdauer. Immer war sie wie ein Kamel beladen, wenn sie der Karawane folgte, und oft mußte ich ihr eine Last abnehmen, damit sie nicht erdrückt würde. Stühle, Kochgeschirr, Kessel, Bananen, Brotwurzeln, Mehl, Laue, einen ganzen Berg Eisenwaren, Tuch und Gott weiß, was sonst noch alles, hatten sie ihr aufgepackt, gerade als ob sie die Kraft eines Riesen besessen hätte. Gegen Ende unserer Bekanntschaft gelang es mir, sie lächeln zu machen, aber das war nicht so leicht, da sie ein hartnäckiger Sankteufel war. Durch die Art, wie sie sich in alles fügte, schien sie sagen zu wollen: „Du kannst mich zu Brei schlagen, du kannst mich mit deinem Kram beladen, bis ich ersticke, du kannst mich meine Finger bis auf die Knochen abarbeiten lassen, kannst mich verhungern lassen, aber, Gott sei Dank, das Maul kannst du mir nicht verbieten. Schimpfen kann ich, soviel ich will, und schimpfen will ich, bis ich umfalle.“

Ich hatte ferner einen Zwergjungen von 18 Jahren, der mit einem Eifer arbeitete, wie ich es in Afrika mit seiner anerkannt faulen Bevölkerung nicht für möglich gehalten hätte. Zeit zum Sprechen hatte er überhaupt nicht. Auf dem Marsch war er immer der vordenkste, und kaum machten wir halt, um das Lager aufzuschlagen, so raste er auch schon im buchstäblichen Sinne des Wortes herum, um Brennholz für seinen Herrn zu sammeln. Sein

Geist war beständig auf seine Arbeit gerichtet. Als ich ihn einmal anhielt, um ihn nach seinem Namen zu fragen, machte er ein Gesicht, als wollte er sagen: Stör' mich nicht, ich muß doch mit meiner Arbeit fertig werden. Niemals hörte ich die ganze Zeit über, die er bei mir war, seine Stimme, obwohl er nicht stumm war. Man hat mich oft gefragt, ob ich diese Zwerge nicht für einen entarteten, früher aber normalen Menschenschlag hielte. Gewiß sind sie durch jahrtausendlange Inzucht und ihre eigentümliche Lebensweise allmählich körperlich so heruntergekommen. Der vollständige Mangel an Sonnenschein, an Klebstoff und Zuckergehalt in der Nahrung hat das Seinige noch dazu beigetragen.

Am 20. Dezember 1888 verließen wir den großen Urwald und langten nach sechsmonatiger Abwesenheit wieder im Fort Bodo an.

Noch harrte unser ein Geheimnis. Emin Pascha und mein Offizier Jephson hatten versprochen, binnen zwei Monaten nach meiner Abreise — also ungefähr Mitte August — das Fort Bodo zu besuchen, und jetzt neigte der Dezember seinem Ende zu, und keiner von ihnen hatte sich sehen lassen. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, gönnte ich mir nur drei Tage Ruhe und zog wieder nach dem Albert-See zu. Nur noch einen Tagemarsch vom See entfernt, erhielt ich am 17. Januar Briefe von beiden; darnach hatten die Truppen Emin Paschas gemeutert, und seine Lage war äußerst gefährdet. Jedenfalls schwankte er noch, ob er seinen Posten verlassen oder bleiben solle; das erstere widersprach seinem Pflichtgefühl, das andere war vielleicht das Klügere.

Ich schrieb ihm also einen äußerst höflichen Brief, in dem ich ihm meine guten Dienste anbot. Noch während mein Brief nach seinem Aufenthaltsort Lunguru unterwegs war, nahm die Lage dort eine höchst merkwürdige Wendung. Die Mahdisten hatten mehrere Abteilungen der Meuterer blutig geschlagen, die übrigen aber söhnten sich jetzt reuevoll wieder mit Emin Pascha aus. Am 13. Februar näherten sich die beiden Dampfer „Rhedive“ und „Nyansa“ unserem Lager, und bald darauf empfing ich ihn und seine rebellischen Offiziere.

Er erklärte sich schließlich bereit, mit mir nach der Küste des Indischen Ozeans zu ziehen; seine Untergebenen erhielten von mir eine Frist von sechs Wochen, um ihre Familien herbeizuholen

und sich uns dann anzuschließen. Nach Ablauf dieser Frist traten wir die Reise mit 570 Flüchtlingen, darunter ein paar ägyptische Offiziere und Beamte mit ihren Familien, an. Was aus den zurückgebliebenen Offizieren und Soldaten Emin geworden ist, weiß kein Mensch. Entweder haben sie sich dem Mahdi unterworfen oder sind niedergemetzelt worden.

Der fünfte Marschtag brachte uns an den Rand eines Hochlandes, von dem aus wir in ein Tal von 800 Meter Tiefe hinabblickten. Es mochte ungefähr 10—30 km breit sein. Im Norden sahen wir einen Streifen des Albert-Sees blinken. Noch 100 km weiter südlich fanden wir einen andern See, dem ich den Namen Albert-Edward-See gab. Seine überschüssigen Wassermengen schlängeln sich in unzähligen Windungen durch das Tal und ergießen sich in den Albert-See.

Jenseits des Tales erhob sich eine gewaltige Gebirgskette, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt waren und deren Höhe ich auf 6000 Meter*) schätzte. Seltsam ist es, daß so viele weiße Reisende — wie Baker, Gessi, Mason, Emin Pascha und Casati — gar nicht weit von ihnen gewesen sind und sie doch niemals gesehen haben. Ein unbeschreiblich herrlicher Anblick war es, als plötzlich die Spitzen der Bergriesen wie Inseln aus dem schimmernden Dunst emportauchten. Drei Tage lang standen die wundervollen Berge vor uns in ihrer erhabenen Majestät, darüber der tiefe, opalfarbene Himmel. Drei Tage genoß ich ihren Anblick, stumm und hingerissen.

Die Eingeborenen nannten das Gebirge gewöhnlich den „Ru-wenzori“. Scheabeddin, ein arabischer Geograph, der um das Jahr 1400 herum lebte, sagt: „Inmitten der Insel Nogreb (das ist Afrika) liegen die Wüsten der Negrus, die ihr Land von denen der Berber trennen. In dieser Insel liegt auch die Quelle des großen Stromes, der nicht seinesgleichen hat auf Erden. Er kommt aus dem Mondgebirge, das über dem Aequator liegt. Viele Quellen entspringen in diesen Bergen und vereinigen sich in einem großen See. Aus diesem See kommt der Nil, der größte und schönste aller Flüsse auf Erden.“ Dies ist nur eine der vielen früheren gelehrten Größen, die ich in meinem Buch „Im dunkelsten

*) Diese Schätzung ist ziemlich richtig; die höchste Bergkette heißt heute Mount Stanley.

Ufrika" angeführt habe, um zu beweisen, daß die Ruwenzorikette das langgesuchte Mondgebirge ist. Diese uralte große Frage war also gelöst.

Von den Ufern des Albert-Edward-Sees vertrieb ich arabische Sklavenjäger, die das Land verwüsteten und die Salzseen gesperrt hatten, aus denen die Neger das unentbehrliche Gewürz bezogen. Dann reiste ich in südöstlicher Richtung durch blühendes Heide-land bis zum Süden des Viktoriasees. Unterwegs bereiteten mir die verschiedenen Könige, deren Reiche wir berührten, herzlichen Empfang und beschenkten mich mit Nahrungsmitteln zum Dank für die Vertreibung der Araber.

Am Süden des Viktoria-Sees fand ich die Vorräte, die seit 18 Monaten dort unser harrten. Die Ruhepause benutzte ich zur Vermessung des Sees; trefflich erquickt, schlugen wir am 18. September den Weg zur Küste ein.

Am Morgen des 4. Dezember 1889 wurden Emin Pascha, Kapitän Casati und ich von Major Wismann nach dem Hafen Bagamajo, der Sansibar gegenüber liegt, geleitet. Unsere Reise vom Atlantischen Ozean bis zum Indischen war zu Ende.

Am Abend jenes Tages gab die kaiserlich deutsche Regierung ein glänzendes Festmahl für 34 Personen, bestehend aus unseren Reisenden, deutschen, britischen und italienischen Zivil- und Militärpersonen. Die größte Herzlichkeit herrschte, Lob- und Dankesreden wurden gehalten und vielleicht die vollendetste von Emin Pascha selbst. Kaum zehn Minuten später — es herrschte die froheste Stimmung — verließ der Pascha den Saal und trat auf einen Balkon hinaus. Plötzlich, auf geradezu unerklärliche Weise, fiel er über die niedrige Brüstung etwa sechs Meter auf die Straße hinunter. Hätte nicht ein Zindach, zwei Meter unter dem Balkon, den Fall etwas gemildert, so wäre der Unfall ohne Zweifel höchst verhängnisvoll abgelaufen. So trug Emin Pascha nur schwere Hautverletzungen und eine gefährliche Hirnerschütterung davon. In weniger als einem Monat war er wieder so weit hergestellt, daß er mit der Ordnung seiner Insektensammlung beginnen konnte.

XVIII. Rückblick.

Der heutige Atlas von Afrika", schrieb Sidney Low 1904, "ist ein Denkmal für Stanley — dauernder als Erz. Vor mir liegen sechzig verschiedene Atlanten, die in den letzten sechzig Jahren — einem geringern Zeitraum als Stanleys Lebensdauer — herausgegeben worden sind. Ich greife den Band heraus, der das Datum 1849 trägt, als John Rowlands noch ein Junge in der Schule zu Denbigh war. In diesem Atlas ist Afrika zu mehr als einem Drittel ein weißer Fleck. Die Küste ist genau begrenzt und der nördliche Teil bis zehn Grad vom Aequator ausgiebig mit bekannten Namen besetzt; aber auf der Südseite, wo „der Sudan oder Nigritia“ liegt, ist es mit dem Wissen plötzlich zu Ende, und wir finden eine Leere, die sich durch ganz Afrika bis hinunter zur südlichen Tropengrenze erstreckt.

„Unerforscht“ ist darüber gedruckt. — 2300 km breit vom Wendekreis bis über den Aequator! Die großen Seen sind nur annähernd irgendwo westlich von Sansibar durch Punkte angedeutet. Die Mündung des Kongo oder „Zaire“ ist wohl angegeben, aber der Fluß hört ein paar Meilen ins Land hinein auf. Nur Punkte weisen darauf hin, daß er vermutlich von Norden aus dem Mondgebirge herkommt.

Ich schlage einen andern Atlas auf — vom Jahre 1871. Hier ist schon ein beträchtlicher Fortschritt zu bemerken. Namentlich auf der Ostseite dieses Erdteils. Der Weiße Nil und der Bar-el Ghazal sind beinahe bis an ihre Quellen gezeichnet. Der Sambesi ist bekannt, und die Viktoriasfälle stehen bereits auf der Karte. Der Viktoria-Nyansa und der Nyassa haben fest umrissene Grenzen. Nur der Tanganjika ist noch verschwommen; der Albert-Nyansa mit seinen punktierten Linien beweist die Zweifel der Geographen, und der Albert-Edward-See existiert überhaupt noch nicht. Ueber dem Seengebiet nördlich vom zehnten Grad südlicher Breite herrscht noch dieselbe Unkenntnis wie vor 22 Jahren.

Das Jahr 1882 bringt eine große Veränderung. Der Name Stanley ist in unauslöschlichen Lettern auf die Oberfläche des Erdteils geschrieben. Der sagenhafte, verstümmelte Kongo

oder Zaire strömt in seiner kühnen Hufeisenform durch das Herz der früher unerforschten Gegend, biegt ungefähr bei den Stanley-Fällen scharf nach Westen und 1500 km tiefer beim Stanley-Pool südlich ab, bis er schließlich das Meer erreicht. Nebenflüsse, Hügel-land, Seen, Dörfer und Stammesbezirke erfüllen den leeren Raum. Uganda ist verzeichnet und Urua und Unjamjembe. Und wenn wir einen ganz modernen Atlas zur Hand nehmen, so erscheint, was bisher ein weißer Fleck gewesen, ganz ausgefüllt. Außer der Sahara und dem Gebiet zwischen dem Weißen Nil und Somali-Land ist nichts mehr unbekanntes, herrenloses Land. Alles ist hübsch verteilt und meistens mit den entsprechenden Landesfarben gemalt: Englisch ist rot, Französisch violett, Deutsch braun und Portugiesisch grün. Auf dem Atlas, der grade vor mir liegt, ist so ziemlich in der Mitte ein großes, unregelmäßiges gelbes Viereck gezeichnet. Es reicht 1800 km von Norden nach Süden und 1500 von Osten nach Westen und ist durchschnitten von den Flußwindungen des Kongo und seiner Nebenflüsse. Das ist der Kongo-Freistaat mit seinen reichlich 2 Millionen Quadratkilometer Flächeninhalt und einer Bevölkerung von 15 Millionen. Die großen weißen Flecken auf der Karte sind verschwunden. Der dunkle Erdteil ist, wenigstens im geographischen Sinn, nicht länger dunkel, und das Rätsel von Jahrhunderten ist gelöst.

Wohl stehen der geographischen Wissenschaft noch weitere Aufgaben bevor. Aber ein zweiter Stanley wird nicht wiederkommen. Er ist der letzte in der Reihe der großen Entdecker, wenn wir diesen Ruhmestitel nicht Sven Hedin vorbehalten wollen. Niemand kann mehr so weite unbekannte Strecken unserer Erde bloßlegen — — denn es ist nichts mehr übriggeblieben. Wohl sind der Nord- und Südpol immer noch ungelöste Rätsel, aber immerhin wissen wir so viel von ihnen, um uns eine Vorstellung machen zu können, was einen mutigen Forscher dort erwartet. Der bewohnte und unbewohnte Erdball ist festgestellt, und keiner der Forscher der letzten 50 Jahre hat dazu so viel beigetragen wie Stanley. Viele andere halfen die Lücken in dem Atlas vom Jahre 1849 ausfüllen. Eine stattliche Reihe tüchtiger Männer setzte ihr Bestes ein, um während des 19. Jahrhunderts Afrika zu erschließen, aber wer von jenen berühmten Männern heute noch lebt, wird gewiß bezeugen, daß Stanley den Schlußstein zu dem

Gebäude afrikanischer Erforschung legte und die Aufgabe vollendete, die vor 24 Jahrhunderten mit der Reise des Königs Necho und der Küstenfahrt des Hanno in Angriff genommen worden war.

Stanley war es, der die Entdeckungen seiner Vorgänger zu einem untrennbaren Ganzen zusammenfügte. Er verband die Ergebnisse von Livingstones Forschungen mit denen von Grant, Speke und Burton und machte dadurch das große Seen- und Flußsystem von Aequatoria verständlich. Ohne ihn wären die Arbeiten seiner berühmten Vorgänger nur eine Sammlung herrlicher Fragmente geblieben. Stanley deckte ihren wahren Zusammenhang untereinander auf.

Stanley betrachtete sich mit Recht als den Vollstrecker des geographischen Testaments Livingstones. In den vier Monaten, die er im Herbst 1871 in Gesellschaft des schottischen Missionars verbrachte, keimte in ihm, dem jungen Abenteurer, die Entdeckerleidenschaft und der feste Entschluß auf, die Rätsel des dunkeln Erdteils zu lösen. Vorher scheint ihn die wissenschaftliche Seite bei seinen Reisen nicht besonders gefesselt zu haben. Nur seine Reiselust trieb ihn, fremde Länder zu besuchen, wobei ihm seine Eigenschaft als scharfer Beobachter und sein flüssiger Journalistenstil bei Beschreibung von Volk und Land gleich zustatten kamen. Sein Zusammentreffen mit Livingstone erst machte ihn zum Entdecker.

Stanley ist nicht nur für die geographische Wissenschaft von einschneidender Bedeutung, sein Leben hatte auch dauernden Einfluß auf den Lauf der Weltpolitik. Die Aufteilung Afrikas hätte sich noch viele Jahrzehnte verzögern können, wenn er nicht so überraschend schnell das Innere des Weltteils erschlossen hätte. Unbewußt, jedenfalls unbeabsichtigt, war er die Ursache, daß das „Gezeiße“ um Afrika, an dem sich Deutschland, Frankreich, England, Italien, Belgien und Portugal beteiligten, losging. Die politische Karte von Afrika, wie sie jetzt aussieht, war zwar nicht sein Werk, würde aber ohne ihn niemals ihre jetzige Form erhalten haben. Er gehört daher unter die, die die politischen Grenzen festgesetzt haben und bestimmend auf die Schicksale ihrer Gebiete einwirkten.

Selten hat man, glaube ich, die Kraft seines starken Verstandes

nach ihrem wahren Werte erkannt. Seine Bücher geben kein vollständiges Bild von seinem Geiste, trotz ihres wuchtigen Stils und ihrer lebendigen Darstellungsweise. Nicht in diesen Bänden, sondern in den Aufzeichnungen, aus denen diese entsprangen, zeigen sich seine geistigen Fähigkeiten. Er war nicht nur der geborene Befehlshaber, entschlossen, kühn, unerschrocken und jedes Hindernis überwindend, sondern auch ein großer praktischer Denker. Er dachte seine Probleme langsam, geduldig und gründlich durch, betrachtete sie von allen Seiten und erwog alle Möglichkeiten, so daß, wenn die Zeit zum Handeln kam, er ohne Zögern wußte, was er zu tun hatte. Seine blitzschnellen Entschlüsse waren das Ergebnis eines langen gründlichen Nachdenkens.

In jenen zehn ereignisvollen Monaten der ersten Durchquerung Afrikas hatte er nach und nach alles in einer Person sein müssen: Feldherr, Geograph, Arzt, Kaufmann und Staatsmann. Unzugängliche eingeborene Häuptlinge mußten umgestimmt, die Absichten des gefährlichen arabischen Machthabers Tippu-Tib durchschaut und durchkreuzt und unerbittliche Wilde in schwerem Kampf niedergerungen werden. Als die Expedition in Zuma ankam, bestand sie nur noch aus einem Häuflein abgearbeiteter Männer, durch Krankheit geschwächt und dicht vor dem Verhungern. Stanleys weiße Gefährten waren zugrunde gegangen und seine schwarzen hatten schwer gelitten, aber — die Aufgabe war gelöst, und das stumme Gelübde an Livingstones Grab war erfüllt.

Diese berühmte Reise — die bemerkenswerteste in der Geschichte der Afrikareisen, wenn man sie nach den Ergebnissen beurteilt — ist es, die Stanley als Entdecker auf den ersten Platz erhob. Doch die Anerkennung blieb aus. Sein „eigenmächtiges“ Vorgehen wurde viel bekriffelt, und so mancher Spießbürger in England hielt ihn für eine Art Freibeuter. Sie verglichen seine Handlungsweise mit der einiger seiner Vorgänger und Zeitgenossen, die jahrelang in Afrika geweilt hatten, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, nahmen dabei aber keine Rücksicht auf die Verschiedenheit der jeweiligen Lage. Die meisten anderen Reisenden waren eben ein Spielball der Verhältnisse gewesen, waren von Ort zu Ort gewandert, immer wieder vom Wege abgelenkt durch feindliche Stämme und wilde Häuptlinge. Sie fanden zwar viel, aber ge-

wöhnlich nicht das, weswegen sie gekommen waren. Selbst Livingstone wurde beständig von seinem Weg abgelenkt und konnte seinen Plan, den Qualabalauf zu verfolgen, nicht bis zu Ende durchzuführen. Stanley hingegen hatte jedesmal einen bestimmten Zweck im Auge und erreichte auch jedesmal sein Ziel. Sein Plan umfaßte die Durchquerung eines ungeheuren Gebietes, das verhältnismäßig dicht bevölkert war, von einer bessern Rasse, kräftiger, kriegerischer und höher stehend als die Küstenbewohner. In der Regel bahnte er sich seinen Weg durch ihr Gebiet durch Handel und Tausch, aber manchmal hieß es entweder kämpfen oder umkehren. Und dann kämpfte er eben; sonst hätte er niemals sein Ziel erreicht. Selbst in diesem Falle würde er noch immer ungeheuer viel zur Erweiterung der wissenschaftlichen Kenntnisse beigetragen haben, aber hinsichtlich der Erfüllung seines Endzweckes hätte er einen Mißerfolg gehabt. Stanley wollte aber nichts von Mißerfolgen wissen, und wie er stets bereit war, sich selbst zu opfern, war er, wie alle großen Männer der That, im Nothfalle auch stets entschlossen, andere zu opfern. Niemals jedoch hätte man ihn einen rücksichtslosen, selbstflüchtigen Draufgänger nennen dürfen, der in der einen Hand die Peitsche und in der anderen die Flinte hält. Nie war Stanley unvorbedacht, ausgenommen vielleicht manchmal in seinen Reden. Wenn er handelte, war er schnell und kühn, aber immer besonnen.

Widerstand reizte ihn, und es war nicht ratsam, ihm in den Weg zu treten, selbst nicht in Kleinigkeiten. Er vergaß keine Wohltat, aber auch keine Beleidigung. Man sagte ihm nach, er sei unversöhnlich, und vielleicht war etwas Wahres daran. In seiner leidenschaftlichen Natur vernarbten Wunden nur schwer, und er besaß nicht jene Gabe des Verzeihens, die sich so leicht unter Menschen entwickelt, welche in Ruhe dahinleben. Der Andank seines Vaterlandes mußte ihn daher tief kränken.

Lange Zeit verkannte man die Größe seines Werkes. Selbst die englische Regierung begann nur langsam die ungeheure Tragweite seines Wirkens zu begreifen. Und bis zuletzt geschah es mit Zurückhaltung und Widerwillen. Die besten Jahre seines Lebens hatte er geopfert, um der Menschheit und besonders seinem Vaterlande zu nützen, aber der Preis, den er dabei eingesezt hatte, war zu hoch; der Führer selbst entkam nur mit schwer geschädigter Ge-

sundheit infolge der unerhörten Mühsale jener düsteren Monate. Schneeweißes Haar deckte den Scheitel des noch nicht Fünfzigjährigen. Die schlimmen Folgen jener Reise blieben ihm bis zu seinem Ende und verkürzten zweifellos seine Tage.

Trotzdem waren die 14 Jahre, die ihm noch beschieden waren, als er im Frühjahr 1890 nach England zurückkehrte, für ihn voll Betätigung seiner Kräfte und voll innerer Befriedigung. Keine neue Aufgaben wurden ihm gestellt, und vielleicht hätte er sie auch nicht angenommen, wären sie ihm angeboten worden. Aber er hatte trotzdem vollauf zu tun. Er schrieb, hielt Vorträge und beriet den König von Belgien bei den Angelegenheiten seines Schutzstaates. Fünf Jahre war er im Parlament und nahm Teil an der Erörterung afrikanischer Fragen. Und vor allem war er verheiratet und sehr glücklich verheiratet und wurde mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt.

Der Abend dieses sturmbewegten und schweren Lebens verlief ruhig und friedlich. Die, die ihn nur in seinen letzten Jahren kannten, sahen ihn auf seiner Höhe, seine Unrast war zum größten Teil einer warmen und gereiften Weisheit gewichen.

Stanleys äußere Erscheinung verriet auf den ersten Blick nicht sogleich den großen Menschen. Raum mittelgroß, mager und sehnig und von brauner Gesichtsfarbe, besaß er ein starkgeformtes Kinn, einen viereckigen, großen Kopf mit auffallenden Augen — runden, löwenartigen Augen — beobachtend und freundlich, aber wie in einem verborgenen Feuer glühend; er war in jeder Hinsicht eine eindrucksvolle und anziehende Persönlichkeit, aber nichts erinnerte an den eisennackigen oder heldenhaften Abenteuerer, unter den man sich einen Entdecker unbekannter Länder gewöhnlich vorstellt. Und doch war er der tapfersten einer, das stand außer Zweifel. Jener hohe Ernst war ihm eigen, der oft Männer auszeichnet, die eine große Rolle in großen Ereignissen gespielt haben und der ernstesten Wirklichkeit der Dinge gerade ins Auge sehen. Viel zu viel Gewicht legte man seinen sogenannten „Verstößen“ bei, d. h. gewissen plötzlichen Zornausbrüchen, zu denen ihn Dummheit oder Gehässigkeit seiner Gegner zuweilen hinrissen. Als ob starke Charaktere nicht immer Verstöße begingen! Nur die Schwächlinge begehen keinen Verstoß und sind immer vorsichtig und aalglatt.

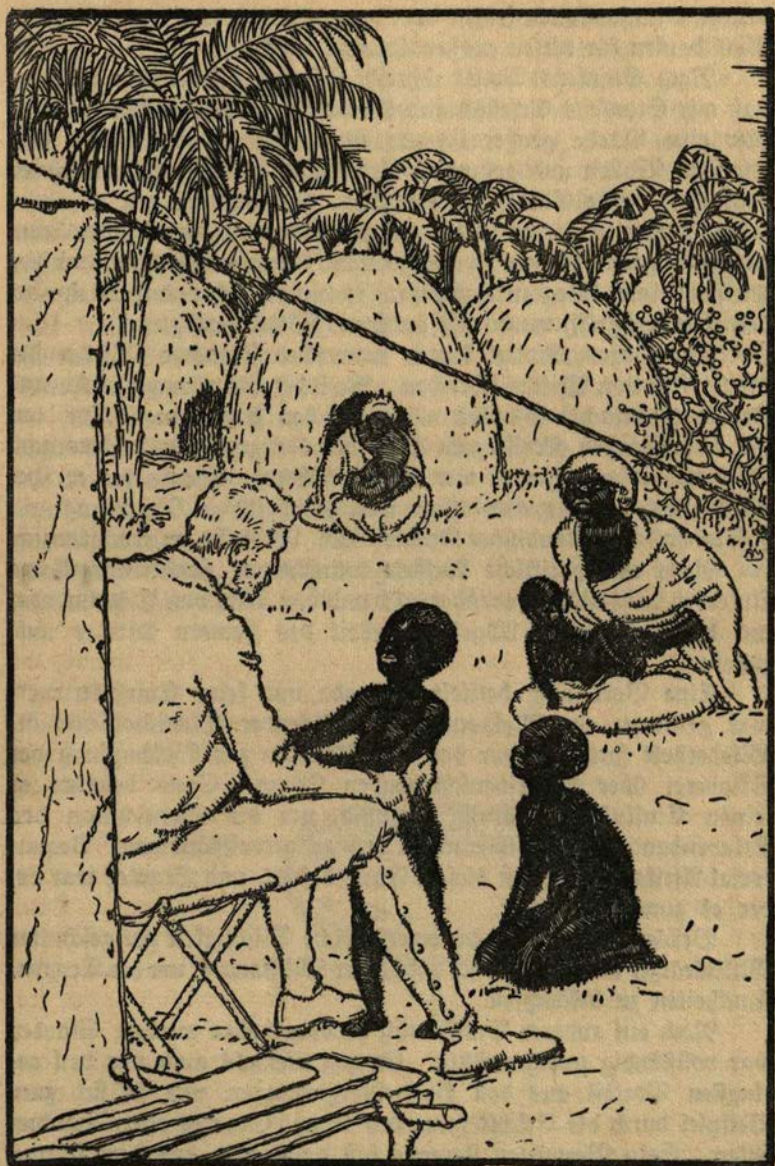
Stets nahm dieser hart und grausam gescholtene Mann

warmen Anteil an Hilflosen und Unglücklichen, an Leidenden Tieren, Armen und den Kindern aller Rassen. Auf dem Marsch vom Ruwenzori brachten die verzweifeltten Mütter aus Emin's bunt zusammengewürfeltem Troß beständig ihre Kinderchen zu Stanley's Zelt; sie wußten, daß „Bula Matari“ eher die Karawane angehalten hätte, als daß er auch nur eines dieser hilflosen braunen, kleinen Menschenkinder unnötig opferte.

Es war nicht leicht, viel über seine verschiedenartigen Abenteuer zu erfahren, denn er haßte es, „ausgeholt zu werden“, und zog es vor, über die großen, unpersönlichen Fragen der Politik, Geschichte und Völkerkunde zu sprechen. Nur zuweilen riß er seine Freunde durch die Schilderung einzelner seltsamer, aufregender afrikanischer Abenteuer hin, die er mit dramatischer Wucht und feinem Humor zu erzählen wußte. Er war kein wichtiger Erzähler, hatte aber einen großen Vorrat jener leise lächelnden Nachsicht, die aus dem Verständnis und aus dem Verzeihen menschlicher Schwäche entspringt.

Im Abgeordnetenhaus fühlte er sich nie besonders heimisch. Das Parlament mit seiner Oberflächlichkeit und Trödelei und den endlosen Reden erschien ihm wie ein riesenhafter Apparat, der Kraft und Zeit zerpflückte. Er war jedesmal froh, wenn er von St. Stephens nach seinem Surrey-Landsitz entfliehen konnte, wo er das Glück seiner späteren Jahre fand.“ — Soweit Sidney Low.

Unter den Stämmen, die Stanley besuchte, als er 1889 die Flüchtlinge Emin's in Sicherheit brachte, weilte der Missionar Mackay, der kurz vorher geschrieben hatte: „Einige Zeit waren die alten Götter des Landes dem Glauben Arabiens gewichen, da der König in diesem etwas sah, das seinem Hof mehr Ansehen gab, als die zauberkräftigen Hörner der Medizinmänner und die Beschwörungstänze der die Zukunft weissagenden Propheten. Dann kam Stanley. Laßt seine Feinde spotten, soviel sie wollen, die Tatsache bleibt bestehen, daß mit seinem Kommen eine neue Zeit anfang am Hofe von Uganda. Mit Stanley's Erscheinen trat Gesetz und Recht an Stelle früherer Schreckensherrschaft und des Blutvergießens. Seit Stanley da war, schlachtete der König keine Unschuldigen mehr wie früher, enterbte nicht mehr plötzlich einen alten, mächtigen Häuptling, um seine Kreaturen, die vorher Sklaven gewesen, an seine Stelle zu setzen. Wenn man hört,



welche Grausamkeiten früher dort begangen wurden, kann man nur Gott danken für diesen großen Umschwung."

Nach Stanleys Besuch schreibt Maday: "Ich muß gestehen, daß mir Stanleys Gesellschaft während seines kurzen Aufenthaltes hier eine Quelle großer Freude war. Er ist ein Mann von eisernem Willen und gesundem Urtheil und legt den Eingeborenen gegenüber große Geduld an den Tag. Niemals erlaubt er einem seiner Begleiter, irgendeinen Eingeborenen zu unterdrücken oder zu beleidigen. Wenn er gelegentlich Gewalt anwenden mußte, um sich seinen Weg zu erzwingen, so bin ich sicher, daß er nur zu den Waffen griff, wenn alle anderen Mittel versagten."

Ein ganzes Kapitel könnte man über Stanleys Wirken für die Zivilisation Afrikas schreiben. Nach der Gründung des Kongo-Freistaats besuchte Stanley alle möglichen englischen Städte, um die maßgebenden Kreise zum Bau der Kongo-Bahn zu bewegen. Aber wieder predigte er nur tauben Ohren. Ebenso tat er sein Neuförstes, um die nachlässige und gleichgültige Regierung anzuspornen, abendländische Kultur nach Ostafrika zu verpflanzen.

Nicht nur politische Aussicht wünschte er, sondern wirksame Unterdrückung des Sklavenhandels und den Bau von Eisenbahnen, um die verderbliche Abgeschlossenheit des Innern Afrikas aufzuheben.

Eine Vorlesung, betitelt "Uganda und seine Entvölkerung", war geradezu ein Meisterwerk weitblickender Staatswissenschaft. Wiederholt sprach er vor den Gesellschaften zur Bekämpfung der Sklaverei über die einzuschlagenden Wege. Stets benutzte er seinen Einfluß auf König Leopold, um die Vernichtung des Sklavenhandels zu beschleunigen und zu vervollständigen. Aequatorial-Afrika ist jetzt von diesem Fluch befreit, und Stanley war es, der es zuwege gebracht.

Beständig betonte er die unerläßliche Wichtigkeit gut geschulter Militärärzte und medizinisch gebildeter Missionare, um die Tropenkrankheiten zu bekämpfen.

Noch ein anderer Punkt muß hervorgehoben werden. Stanley war vollständig uneigennützig. Er zog niemals auch nur den geringsten Vorteil aus den Handelsbeziehungen, wie sie sich zum Beispiel durch die Erschließung des Kongo-Staates oder Ugandas boten. Sein Vermögen stammte fast vollständig aus dem Ertrag

seiner Bücher und Vorlesungen. Er ließ der Britischen Ostafrika-Kompagnie nur hilfreiche Hand, weil er an ihren guten Einfluß glaubte, lehnte aber jeden geldlichen Vorteil dabei ab. Als die Kongo-Bahn-Aktien riesige Gewinnanteile abwarfen, fragte man ihn, warum er sich denn keine Aktien gekauft habe, und er antwortete, er habe auch nicht den Schein erwecken wollen, als ob er für sich Gewinn aus Afrika ziehe. Wenn Fürsten und Könige ihm höchst vorteilhafte Anerbietungen machten, legte er die Briefe kühl beiseite. Und als ihn einmal ein gewisser englisch-afrikanischer Magnat, der Großbritannien, aber auch sich selbst sehr bereichert hatte, scherzhaft fragte: „Warum lassen Sie sich denn nicht ‚beteiligen‘?“, überhörte Stanley scheinbar die Frage und sagte später: „Diese Methode mag für ihn sehr gut sein, aber ich ziehe die meine vor.“

Als man die Frage der Einverleibung Ugandas erörterte, sagte Lord Salisbury öffentlich: „Es ist natürlich, daß Mr. Stanley die Einverleibung begünstigt; wissen wir doch alle, daß er an Afrika beteiligt ist.“ Stanley benützte die erste Gelegenheit, um öffentlich zu erwidern: „Das ist vollkommen wahr, aber nicht in dem schmutzigen Sinn, der darin verborgen liegt. Meine ganze Anteilnahme gilt Afrika selbst und der Menschlichkeit.“



XIX. Wieder in Europa.

Nach erreichte Kairo Mitte Januar 1890 und war in der abgelegenen, von Gärten umgebenen Villa Viktoria bis Ende Februar mit der Feder tätig. Anfangs konnte ich keine zwei Sätze hintereinander zustande bringen. Tausend Bilder drängten sich vor meinem Blick, aber wenn ich es zu Papier brachte, war es ein Gemisch von Unsinn. Die unbedeutendsten Kleinigkeiten vermochten mich abzulenken, wie Blumen einen flatternden Schmetterling. Meine Gedanken brausten in ungebändigter Fülle daher wie eine gewaltige Orgel. Schließlich begann ich mit dem Urwaldkapitel, und das brachte mir die ersehnte Erleichterung. Dann begann ich den „Marsch aus Jambuja“, und plötzlich wurde ich warm bei meiner Arbeit und schrieb Seite um Seite, bis ich den „Albert“ erreicht hatte. Die Hemmnisse waren beseitigt; ich machte mich an den Anfang. Ich arbeitete von morgens sechs bis Mitternacht und schrieb 10 bis 50 Seiten täglich, und am 85. Tag konnte ich unter meinen Reisebericht das Wort „Finis“ setzen. Ich glaube, der Titel war glücklich gewählt: „Durch das dunkelste Afrika oder der Entsatz Emin Paschas“.

Wenn ich auch in der Villa Viktoria nicht ganz von Störungen verschont blieb, so konnte ich doch unter meinen Besuchern wenigstens eine Auswahl treffen. Wäre ich ebenso sicher vor den Telegrammen und der Post gewesen, hätte ich mich fast wohl fühlen können, aber die Depeschen flogen nur so, und Briefe kamen oft zu Hunderten an. Das Lesen der Korrespondenz allein kostete mich schon viel Zeit und das Beantworten noch mehr. Drei Personen mußten dafür ihre beste Kraft hergeben. Dazu die langweiligen Sitzungen für mein Porträt, — Ausfragerbesuche, Dinieren außer Haus, Briefeschreiben, Besuche von Freunden, Anweisungen für die Ausstattung des Buches und Korrekturen — kurz, es war ein reines Wunder, wie ich es fertig bringen konnte, eine halbe Million Worte zu schreiben bei diesen ewigen Unterbrechungen. Aber, Gott sei Dank, Mitte April hatte ich alles fertig und war frei und noch am Leben.

Von Kairo fuhr ich über Cannes nach Paris und kurz darauf nach Brüssel, wo man mir einen glänzenden Empfang bereitete. Den ganzen Weg bis zum Königlichen Schloß, wo ich wohnen sollte, entlang und durch alle Straßen bildeten die Truppen Spalier, und hinter ihnen schrie die Bevölkerung ihr „Hoch!“ Es schien, als habe sich die öffentliche Meinung in Belgien über den Wert des Kongo sehr geändert. Ehe ich nach Afrika reiste, sprachen sich die Zeitungen nicht günstig über Afrika aus; aber jetzt war alles anders geworden, und der König wurde als der „große Wohltäter des Volkes“ gepriesen. Außer der Goldenen und Silbernen Medaille von Brüssel und Antwerpen verlieh mir der König das Großkreuz des Leopoldordens und das Großkreuz des Kongo.

Jeden Morgen zwischen halb 11 und 12 empfing er mich, um über den Kongostaat zu beraten. Seit 1878 hatte ich mich wiederholt bemüht, den König von der Notwendigkeit einer Eisenbahn, die den untern mit dem obern Kongolauf zu verbinden habe, zu überzeugen. Ohne diesen Schienenweg war es ausgeschlossen, daß die großen Opfer jemals Früchte tragen würden. Von 1885 bis 1886 war ich einer der Hauptwerber für die Errichtung der Königlichen Kongobahn gewesen, aber leider bis dahin vergebens. Jetzt jedoch versicherte mir der König, das belgische Volk sei reif für das Unternehmen, und mein Erfolg habe den Umschwung dieser Gefühle hervorgebracht. Die gleiche Billigung fanden meine Ratschläge bezüglich der Unterdrückung des Sklavenhandels, der Abgrenzung des Kongostaates und der Erschließung seiner ungeheuren Hilfsquellen.

Als ich am 26. April 1890 in England ankam, erwarteten mich eine große Anzahl Freunde in Dover und begleiteten mich mit Sonderzug nach London. Auf der Viktoria-Station hatte sich eine große Volksmenge versammelt und begrüßte mich aufs herzlichste. Die folgenden drei oder vier Wochen verbrachte ich mit Korrekturen, Revisionen, Festmählern, Vorbereitungen für Vorträge; kurz, ich war tätig, als es meine Gesundheit erlaubte. Großartig war der Empfang, den mir die Königliche Geographische Gesellschaft und das Komitee zum Entsatz Emins bereiteten; die erstere hielt die Zusammenkunft in der Albert-Hall ab, und es war wohl die größte Versammlung, die ich je gesehen. Gegen 10 000

Menschen waren anwesend; das Herrscherhaus, der Adel und alle Schichten der Gesellschaft waren vertreten.

Ich komme jetzt zu den ungeheuerlichen Beschuldigungen, die man gegen mich nach meiner Rückkehr nach England erhob. Man sagte unter anderm, ich hätte wissentlich Sklaven auf meiner Expedition verwendet. Dazu möchte ich gleich hier bemerken, daß jeder Reisende vor Antritt seiner Reise sorgfältig alle Vorsichtsmaßregeln trifft, um so etwas — zu vermeiden. Jeder meiner Begleiter hatte nachzuweisen, sowohl durch persönliche Aussage, wie durch die Bestätigung zweier Zeugen, daß er ein freier Mann war, ehe er eingeschrieben werden konnte. Vier Monate Lohn wurde den Leuten vorausbezahlt, ehe sie Sansibar verließen, und nach ihrer Rückkehr wurde ihnen der volle Gehalt übergeben. Allerdings hatten es trotzdem viele Sklaven durchgesetzt, in die Karawane aufgenommen zu werden, wie ich zu meinem Schaden herausfand, als wir bereits zu weit im Innern waren. Aber da sie nach dem in Sansibar herrschenden Brauch sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienten und ihren Verdienst verwenden durften, wie sie wollten, war ihre Sklaverei nur scheinbar. Ihre Besitzer selbst sahen sie nur am Ende des Monats Ramadan, wenn sie sie besuchten, um ihnen ihre Ehrerbietung zu erweisen. Sonst waren sie in jeder Hinsicht frei, wie jeder Freigeborene, und aller Verpflichtungen ihren Herren gegenüber überdies entbunden.

Weißer haben nicht die Gewohnheit, sich zu arabischen Sklavenhältern zu entwickeln und mit ihnen hinsichtlich der Behandlung der Sklaven übereinzustimmen. Ich bediente mich englischer Unterhändler in Sansibar, um meine Leute anzuwerben, und jede Vorsichtsmaßregel wurde beobachtet, daß nur solche in die Liste eingetragen wurden, die ihre Eigenschaft als „Ingvarias“ oder Freie beschwören konnten.

Die Anklagen, ich hätte Sklaven verwendet, sind deshalb einfach schamlos. Die Weltgeschichte wird noch einmal anerkennen, daß ich ein gewisses Recht habe auf Glaubwürdigkeit hinsichtlich der Thaten, die ich vollbracht und die sämtlich dazu beigetragen haben, die Sklavenjagden unmöglich zu machen.

Mein Buch „Durch das dunkelste Afrika“ wurde ins Französische, Deutsche, Italienische, Spanische und Holländische übersetzt; die englische Auflage betrug rund 150 000 Exemplare.

XX. Glücklich im Hafen.

Samstags, den 12. Juli 1890, wurde ich*) mit Stanley in der Westminster-Abtei getraut. Er war zu jener Zeit sehr krank und litt an gastrischem Fieber und Malaria. Aber seine Willenskraft überwand diese Hindernisse. Wir begaben uns sodann nach Melchet, das uns Lady Ashburton für unsere Flitterwochen zur Verfügung stellte. Stanleys getreuer Offizier Parke begleitete uns, und zusammen pflegten wir Stanley und gaben ihn dem Leben wieder.

Samstag, den 12. Juli 1890.

„Ich leide wieder seit einer Woche heftig an gastrischem Fieber und bin zu schwach, irgend etwas anderes als ein stilles Entzücken zu empfinden in dem Bewußtsein, daß ich jetzt glücklich verheiratet bin und Gelegenheit habe, mich auszuruhen. Während meiner langen Junggesellenzeit habe ich mir oft gewünscht, ein Kind lieblos zu können, und jetzt besitze ich eine Frau — mein eigenes Weib, Dorothea Stanley jetzt, heute früh noch Dorothea Tennant, Tochter des verstorbenen Charles Tennant in London.“

Nachdem mein Mann wiederhergestellt war, begaben wir uns nach Maloja im Engadin, wo wir einige ruhige, glückliche Wochen verlebten. Von Maloja reisten wir zum Comossee, besuchten Mailand und fanden im Hause des Afrikaforschers Camperio herzliche Aufnahme. Dann wendeten wir uns wieder heimwärts, berührten Genf, Paris und schließlich am 3. Oktober 1890 Ostende, wo wir im Hotel Fontaine vier Tage als Gäste des Königs weilten. Täglich ging Stanley mit ihm spazieren. Am 8. Oktober verließen wir Ostende und langten glücklich wieder in London an.

Bereits Mitte Oktober unternahm Stanley eine Vortragsreise durch England und die Vereinigten Staaten; überall wurde er mit beispielloser Begeisterung gefeiert und mit Auszeichnungen aller Art überhäuft. Viele Universitäten verliehen ihm den Titel des Ehrendoktors, nachdem schon im Jahre 1879 die deutsche Universität Halle damit den Anfang gemacht hatte. Die Zahl der

*) Stanleys Gattin, von der die folgenden Mitteilungen zum Teil herühren. Stanleys eigene Aufzeichnungen sind in Anführungszeichen gesetzt.

gelehrten Körperschaften, die ihn zum Ehrenmitglied ernannten, ging in die Hunderte.

Diese Rundreise war sehr ermüdend. Das beständige Fahren, Vorträgehalten und die gesellschaftlichen Anforderungen, die an uns gestellt wurden, überschritten das Maß seiner Kräfte. Von Natur scheu und verschlossen, schreckte er vor Huldigungen zurück und wünschte immer vor allem, unbemerkt durchzukommen. Folgende Stellen aus einem Brief, den er an mich schrieb, als ich in Kolorado war, wo er mich ein paar Tage später traf, geben einen Begriff von seinen Gefühlen:

„Ich verbringe die meiste Zeit in meinem kleinen Wagen mit Schreiben oder Lesen und ertrage die ewigen Einbrüche in mein Privatleben nur, weil sie eine Notwendigkeit sind, und jedesmal zwingt mich die Geduld und beschwöre die Zeit, ihren langsamen Gang zu beschleunigen, auf daß ich doch noch einmal mich uneingeschränkter Freiheit erfreuen darf. Das Hauptvergnügen in der Zwischenzeit besteht in Lesen, bis ich in eine kleine Stadt komme, wo ich unbemerkt herauschlüpfen und etwas frische Luft schöpfen kann. Oft muß ich über mich selbst lachen, wie gerissen und schlau ich sein muß, um mich vor den eifrigen Bürgern zu retten.

Manchmal denke ich mit Schaudern daran, was mir noch in London blühen wird. Irgend jemand schickt eine höfliche Einladung zum Essen, Tee oder Besuch, und schon muß man es als bindende Verpflichtung für diesen oder jenen Abend oder Nachmittag betrachten. Man darf es ja nicht vergessen; man muß daran denken und diese Stunde aus seinem ohnehin kurzen Leben ausschalten, nur um zu der bestimmten Stunde zu essen oder zu trinken. Das ist keine Freiheit! Frei sein heißt gar keine Sorgen haben, keinen Gedanken an die nächste Stunde oder den nächsten Tag; kurz, so zu leben, wie wir es in Melchet während unsrer Flitterwochen taten.“

Am 15. April 1891 schifften wir uns nach Liverpool ein. Stanley schließt sein amerikanisches Tagebuch mit den Worten:

„Amerika findet nicht seinesgleichen auf Erden in seiner Anpassungsfähigkeit für den Dienst der Menschheit, und sein Volk tut das Aeußerste, um seine Fähigkeiten auszunützen. Es hat ein Recht, seinem Land dankbar zu sein, und ich glaube auch, es ist ihm nicht nur dankbar — es ist auch stolz darauf.“

Wir kehrten jetzt nach London zurück, und von da ging Stanley auf eine Vortragsreise durch England und Schottland. Ich begleitete ihn nicht überall hin, sondern traf ihn nur gelegentlich, so daß ich einige entzückende Briefe von ihm besitze, die er mir während jener Trennungszeit schrieb. In einem von ihnen heißt es:

„Ruhe! Ach, mein Herz! wir beide haben sie so nötig — ich noch mehr als du. Unbedingte Stille, irgendwo auf einem fernen, unerreichen Fleck Erde — auf einer Insel oder in der Luft, nur mit den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln und Gegenständen. Dann laß mich bei Musik erwachen, und ich glaube, ich wäre dem Leben wiedergegeben! Bis dahin ist das Dasein nur eine verlängerte Prüfung.“

Die Abspannung nach all den großen Mühsalen zeigte sich auch bei diesem eisernen Mann. So bemerkt er in seinem Tagebuch:

„Wenn ein Mensch heimkehrt und findet plötzlich nichts mehr, gegen das er kämpfen könnte, dann stirbt der große Entschluß, der ihn so lange unter Schwierigkeiten aufrecht erhalten, und das fällt ihm sengend aufs Herz. So kommt es, daß oft die größten Erfolge von einer eigentümlichen Schwermut begleitet sind.“

Stanley hatte sein ganzes Leben eine ausgesprochene Leidenschaft für Lesen, wenn er gerade nichts zu „tun“ hatte. Was er unter Nichtstun und Erholung verstand, zeigt eine Bemerkung in seinem Tagebuch: „Gerade im Handeln und im Streben kann der Mensch Erholung finden. Die Arbeit ist es, die die Unzufriedenheit ertötet, und träge Ruhe kennt keine Zufriedenheit; sie schafft Tausende von Uebeln, zehrt am Leben, macht die Organe des Körpers rosten und trübt die reine Quelle des klaren Verstandes. Die wahre Freude der Seele ist die Tat.“ Er begeisterte sich an den Schriften des Cäsar, Thukydides, Xenophon und Polybius, aber auch leichteren Lesestoff verschmähte er nicht. Aus Cheltenham schreibt er:

„Ich habe wieder Thukydides vorgenommen. Mit Gladstones ‚Aehrenlese‘ bin ich zu Ende. Seltsam! Wie ich den Kirchgänger, den gottesfürchtigen, gewissenhaften Christen fast auf jeder Seite entdeckte. Corbetts ‚Drake‘ ist gut; ich bin froh, daß ich es gelesen und das aufgefrischt habe, was ich von früher über den berühmten Seefahrer wußte.“

Aus dem Gasthof zur Glöde aus Gloucester schreibt er am 3. Juni 1891: „Ich machte einen langen Spaziergang durch eine Gegend, die förmlich begraben ist unter dem buschigen Grün von Gras und Blättern.

Gestern sah ich den Severn, den größten Fluß Englands. Ein schmutziger, rostfarbener Strom, aber die Wiesen ringsum saftig und frisch. Das Land scheint förmlich zu schwitzen unter seiner dichten Blätterdecke. Ich habe immer England geliebt, aber meine heimliche Unhänglichkeit schien mir heute wohl berechtigt, als ich von Bewunderung und Liebe erfaßt war für alles, was ich sah.

4. Juni. Ich machte einen langen Spaziergang über die Höhen von Clifton! Was für eine Aussicht auf die Severn-Schlucht von der Hängebrücke! Auf Wälder, Felsen, Villen, gut gehaltene Wege, rotbäckige Kinder, herumtollende Schuljugend, liebende Mütter und vieles andere.“

Sein Sinn für die Natur, seine Vaterlandsliebe sprachen aus jedem Worte.

Mit welcher Gelassenheit und welch gutem Humor, aber auch mit welch tiefem Verständnis für die Volksseele er die unvermeidlichen Folgen seiner Berühmtheit ertrug, zeigt folgender Brief vom 16. Juni 1891:

„Du hättest mit mir in Carnarvon sein sollen! Du wärest bestürzt gewesen über die Aufregung in Nord-Wales auf der ganzen Fahrt und als ich den Zug verließ. Das Volk — Menschen mit harten Zügen, grob und häßlich — strömte in Massen zusammen. Gestern erfuhr ich eine geradezu verblüffende Erklärung, warum und weshalb das Weib in der Hl. Schrift den Saum des Kleides des Herrn küßte: Als ich mir meinen Weg durch die Menge bahnte, fühlte ich Hände meinen Mantel berühren, dann, kühner werdend, fuhren sie mir über den Rücken, faßten mir ins Haar, und endlich stießen sie mich so heftig, daß ich fühlte, die Ehren würden zu handgreiflich, und es ginge mir an den Kragen, wenn sie noch lange so fortgesetzt würden. Wahrhaftig, nur wenig Stöße noch, und sie hätten mir das Lebenslicht ausgeblasen! Ein Zornesblitz durchfuhr mich einen Augenblick, und ich drehte mich empört um; aber alle diese guten, armen, verrückten Geschöpfe lächelten mich nur breit an; und was konnte ich schließlich andres tun, als ihnen verzeihen oder wenigstens still zu halten. Na ja! Von 5 Uhr

abends bis $3\frac{1}{2}$ Uhr nachts sprach ich entweder mit Aufgebot aller meiner Stimmittel zu 6000 Leuten, oder meine Hand wurde von wilderregten Männern geschüttelt. Wären nicht ihre Worte wie Gebete gewesen, wie: „Gott segne dich, Stanley!“ „Der Herr segne dich, Mann!“ so hätte ich wohl alles andere als Dankbarkeit empfunden; denn meine Nervenabspannung war zu groß und ich selbst vollkommen erschöpft. Aber ich brauche Gebete, und ihr Segen ist mir wertvoll. Die Straßen waren voll; acht Sonderzüge hatten das Volk vom Lande hereingebracht; mein Wagen konnte kaum durchkommen, so füllten sie den Weg. Söhne der Arbeit und ihre Schwestern, die Mütter mit den festen Herzen, die sie gebaren, und die grauhaarigen Väter. Mein Herz schlug ihnen entgegen; vor allen andern fühlte ich Bewunderung für sie. — Wirklich, bewundert hatte ich sie immer! Ich fühle, was das alles bedeutet, genau so, wie ich weiß, was in dem Herzen des Afrikaners vorgeht, wenn ich ihn plötzlich reich mache, anstatt ihm ein Leid anzutun. Es gibt einen Blick (es ist, wie wenn die Seele aus dem Auge strahlte), der mehr sagt als alle Worte.

20. Juni 1891. Ich habe noch neun Vorträge zu absolvieren, und dann, wenn Gott und Menschen es erlauben, werde ich mich ‚hinbauen‘, um auszuruhen.

Es wird eine große Erleichterung für mich sein, endlich meine ‚Meinung sagen zu dürfen‘, ohne auf Eiskälte zu stoßen. Du kennst das Vertrauen, das zwischen Mutter und Kind besteht, ich kannte es nie; aber jetzt, durch eine gütige Vorsehung soll ich in den letzten Jahren meines Lebens alles das vollständig kennen lernen. Dir gegenüber enthülle ich vertrauensvoll alle meine Gedanken und Gefühle. Wie ein Farmer, der unbekannt mit der Sicherheit, die eine Bank gewährt, sein sauer verdientes Geld einem Fremden anvertraut, innerlich voll Zagen und Bangen, so enthüllte ich dir früher schon dies und jenes, bis jetzt, wo ich weiß, daß ich dir alles, ohne innere Zweifel und unbesorgt anvertrauen kann, ich mich ganz gebe, wie ich bin.

29. Juni. Morgen wird eine Vorlesung in Canterbury meine Vortragsreise beschließen. Und dann werde ich imstande sein, alles wieder mit anderen Augen anzusehen. Denk' nur an die ungekannte Freiheit, wenn ich im Bett liegen bleiben kann, solange ich will; den Kaffee im Bett trinken! die Morgenzigarre und das

Bad! Und kein innerlicher Mahner mehr, der mich fortwährend zur Pflicht drängt und treibt! Pflicht, wenn auch ein gebieterischer Herr, ist doch sehr notwendig; aber trotzdem werde ich sehr froh sein, einige Wochen wenigstens, keine andere Pflicht zu haben als die, die ich deinem und meinem Vergnügen schulde."

Endlich kamen Ferien für Stanley, und wir gingen Ende Juli in die Schweiz. Die herrliche Bergluft, die schöne Landschaft, weite Spaziergänge, Friede und Stille gaben ihm, was er so nötig hatte: körperliches und geistiges Ausruhen. Abends lasen wir einander vor und gingen sehr früh zur Ruhe, da Stanley von Afrika her die Gewohnheit hatte, um 6 Uhr aufzustehen. Manchmal überredete ich ihn zu einer Partie Karten, aber es machte ihm nicht viel Spaß; er hielt es nicht nur für eine Zeitverschwendung, sondern auch, wenn es um Geld gehe, für verwerflich. Er verwendete alle Zeit, die ihm übrigblieb, um etwas zu lesen oder nachzudenken, was er tun oder schreiben könnte. Er war wirklich ein fanatischer Arbeitsgeist. Ende August, ehe wir nach England zurückkehrten, glitt er auf einer feuchten Bergwiese in Mürren aus und brach sich den linken Knöchel. Er litt viel, da durch das Wundfieber wieder die Malaria bei ihm ausbrach. Aber der Knöchelbruch heilte, ohne daß das Bein kürzer wurde, und mit der Zeit verschwand auch die Lahmheit.

Am 2. Oktober ging er auf die Einladung des belgischen Königs nach Ostende. Eine Aufforderung des Königs, die Leitung des Kongothaates wieder zu übernehmen, wo es infolge der Mißwirtschaft nicht gut stand, schlug er mit Rücksicht auf seine Gesundheit aus.

Der eigentliche Grund für Stanleys Ablehnung war jedoch sein tiefer Unmut über die Mißstände im Kongostaat. Er äußert sich hierüber in seinem Tagebuch:

"Der König von Belgien hat oft den Wunsch ausgesprochen, ich möge zurück an den Kongo gehen. Aber eine Rückkehr hätte für mich die Qual bedeutet, Fehler auf Fehler zu erblicken und täglich den Anblick der Mißgriffe einer irrenden und unwissenden Polizei vor Augen zu haben. Hier eingreifen hätte geheißen, eine moralische Malaria für die Neuorganisatoren heraufbeschwören. Wir pflegen unausrottbaren Schlamm einen Ugias-Stall zu nennen; wie sollen wir erst das nennen, was Jahre einer stumpf-

sinnigen Regierung voll verhängnisvoller Eingriffe, Mengen unfähiger Offiziere, umständliche Verwaltung, Vernachlässigung jeder Station, Verwirrung und Vergeudung in jedem Amt — aufgehäuft haben? Diese Uebel sind zur Gewohnheit geworden, und sie zu entfernen, würde so viel Sorge und Uebelwollen mit sich bringen, daß meine Nerven es nicht mehr ausgehalten hätten und ich krank geworden wäre.“

Im Oktober 1891 verließen wir England und besuchten Australien, Neu-Seeland und Tasmanien. Wir reisten über Italien; vor der Hafenstadt Brindisi stieß unser Zug mit einem Güterzug zusammen. Stanley beschreibt den Unfall wie folgt:

„Um 3 Uhr 45 nachmittags ratterten wir mit 70 km Geschwindigkeit die Stunde dahin, als es plötzlich einen harten Stoß gab. D. und ich warfen einander fragende Blicke zu, aber da wir nicht entgleist waren, beruhigten wir uns wieder. Eine Minute später erfolgte eine Explosion, wie wenn ein Felsen gesprengt würde. Im nächsten Augenblick ein Knarren und ein leichter Stoß. „Füße herauf!“ schrie ich D. zu. Im selben Moment brach mein Fenster, ein Regen von Glassplittern ergoß sich über mich, und der Zug stand still. Mit meiner Krücke aufstehend, blickte ich durch das zerbrochene Fenster hinaus und entdeckte vier Frachtwagen, zu einem schauerhaften Knäuel zusammengeworfen, gerade über uns. Und dann bemerkte ich, daß unsere Lokomotive nebst Kohlenwagen neben ihnen lagen. Wir waren nur knapp dem Tod entgangen, denn unser Wagenabteil war das vorderste hinter der Lokomotive. Glücklicherweise war kein Verlust an Menschenleben zu beklagen.“

Der Raum erlaubt es nicht, Stanleys Schilderung über Land und Leute während seines halbjährigen Aufenthaltes in Australien wiederzugeben. Glücklicherweise blieben ihm Strapazen während der Reise fast ganz erspart, und gekräftigt und erfrischt kehrte er mit mir nach England zurück.

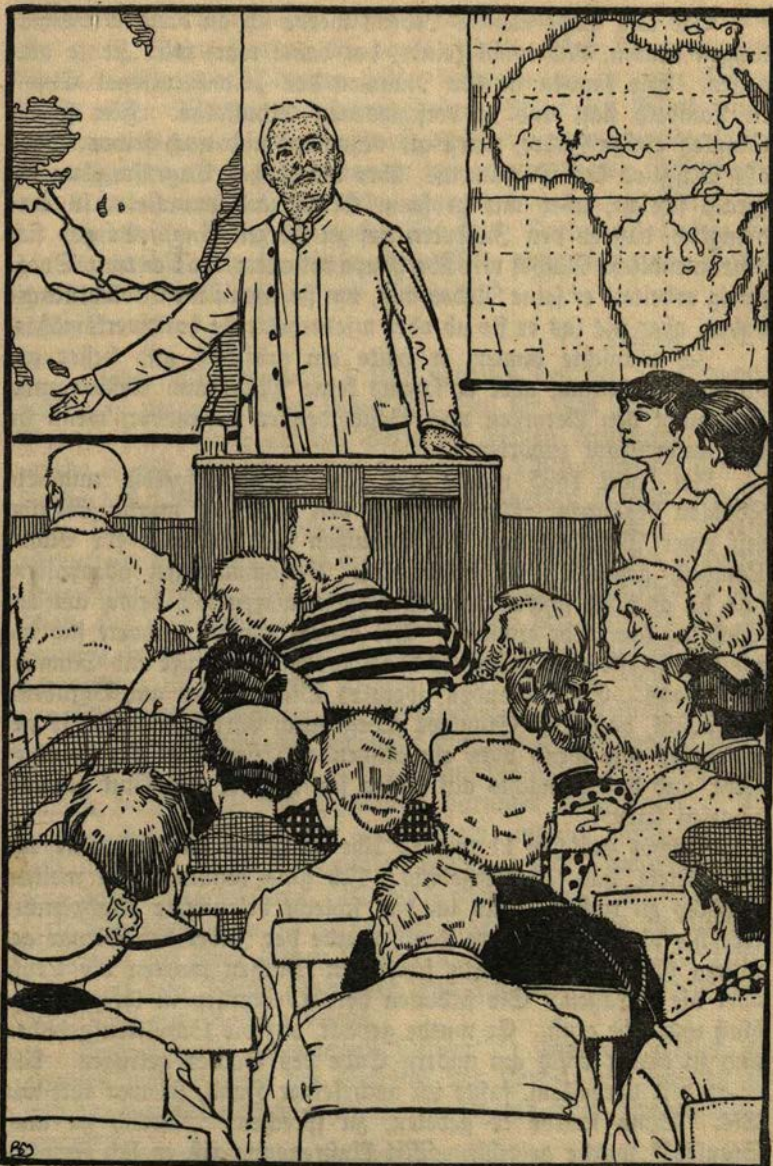
XXI. Stanley als Politiker.

Bald nach unserer Heirat überlegte ich, ob nicht das Parlament für Stanley der richtige Boden wäre. Ich glaubte, daß jemand mit so viel Tatkraft, solchem Verwaltungstalent und so großem politischem Weitblick im Parlament ein reiches Feld zur Betätigung finden müsse. Auch fühlte ich, daß er männliche Gesellschaft brauche. Wir hatten damals kein Landhaus, und in einem Stadthaus in London eingeschlossen — das wäre natürlich für Stanley kein Leben gewesen. Auch quälte mich die heimliche Angst, er könne zum Kongo zurückkehren wollen, und ich glaubte ihn, wenn einmal im Parlament, fest verankert.

Zuerst wollte er davon nichts wissen, aber schließlich ließ er sich als Kandidat der liberalen Unionisten für Nord-Lambeth aufstellen. Wir gingen gerade 10 Tage vor dem Wahltag in die Schlacht. Wir verstanden ganz und gar nichts von der Wahlmache, und ich muß gestehen, es waren zehn schreckliche Tage.

Am 29. Juni 1892 hielt Stanley eine große Versammlung in Howston Hall-Lambeth ab, wurde aber durch eine Bande, die lediglich zu diesem Zweck mitgebracht worden war, niedergebrüllt. Die Führer dieser Rüpel hatten sich auf den Galerien verstreut und winkten von Zeit zu Zeit mit zusammengefalteten Zeitungen, was das Zeichen zu neuen Unterbrechungen und unglaublichem Getöse gab. Die Rednerbühne wurde schließlich gestürmt. Wir mußten uns zurückziehen, und als wir versuchten, zu unserem Wagen zu gelangen, um wegzufahren, zerrten die Rohlinge an den Türen und rissen sie ab. Stanley war im höchsten Grade angewidert und meinte, afrikanische Wilde hätten sich besser benommen. Es tat ihm durchaus nicht leid, durchgefallen zu sein, und überdies hatte sein Gegner nur mit einer Mehrheit von 130 Stimmen gesiegt.

Ich überredete ihn, Kandidat zu bleiben, und er willigte schließlich wieder ein. Aber unter der Bedingung, man dürfe nicht von ihm verlangen, daß er seine Wähler persönlich besuchen gehe — „von Haus zu Haus“, wie er es nannte. Im Arbeiterklub und seinen Versammlungen wolle er sprechen, aber niemals werde er sich so weit erniedrigen, „jemand um seine Stimme zu bitten“.



Bis ans Ende meines Lebens werde ich an diese Versammlungen denken, und wohl keiner, der dabei war, wird sie je vergessen. Sie fanden in den Räumen des „Constitutional Club“ in Lambeth statt und in verschiedenen Schulsälen. Hier sprach Stanley einige Jahre, zuerst als Kandidat und nach seiner Wahl als Mitglied des Parlaments, über die großen Tagesfragen. Er sprach schlicht, aber mit größtem Ernst, und manchmal so eindringlich, daß es den Zuhörern tief zu Herzen ging. Er gab sich eine unendliche Mühe; wie überhaupt bei allem, was er tat. Sorgfältig arbeitete er seine Reden aus, um sie genau im Gedächtnis zu haben, aber nie las er sie ab oder wiederholte sie handwerksmäßig.

Ich wünschte immer, er hätte ein größeres und besser gebildetes Publikum, aber er scheute keine Mühe und Anstrengung, auch nicht den Ärmsten und Bescheidensten gegenüber, wenn sie nur aufmerksam zuhörten.

Im Juni 1895 wurde das Parlament aufgelöst, und die Wahlen begannen. Am Montag, den 15. Juli, wurde Stanley mit einer Mehrheit von 405 Stimmen als Vertreter für Nord-Lambeth gewählt. Er hatte viele Versammlungen abgehalten, und da auch ich schwer gearbeitet hatte, waren wir beide, als der Wahltag kam, sehr ermüdet. Bei diesem Kampf zeichnete sich die radikale Presse ganz besonders durch böshafte Angriffe und Schmähartikel aus. Ein führendes liberales Blatt schrieb am Vorabend der Wahl, daß Mr. Stanleys Weg durch Afrika ungefähr so gewesen sei, wie wenn man ein glühendes Eisen über ein Leintuch ziehe, und daß er nachts auf Rissen schlief, „die mit Blut getränkt gewesen seien“.

Nachts zwischen 11 und 12 Uhr erfuhr ich im Klubhause, wo ich wartete, das Wahlergebnis. Ich ging hinunter, um meinen Stanley zu treffen. Als ich das schlecht beleuchtete Klubzimmer erreichte und an der Türe stand, wurde der Jubel der Menge geradezu überwältigend. In schwarzen Massen wogten die Leute über die Straßen. Sie strömten herein, Stanley in ihrer Mitte, blaß und sehr ernst. Er wurde gepackt, auf die Schultern gehoben und zu einem Tisch am andern Ende des Saales getragen. Als er an mir vorbeikam, faßte ich nach seiner Hand, sie war kalt wie Eis. Dann wurde er gebeten, zu sprechen. „Sprich zu uns, Stanley!“ wurde gebrüllt. Mit Anstrengung riß er sich förmlich

zusammen und sagte ruhig und mit festem Blick — so bezeichnend für ihn: „Meine Herren, ich danke Ihnen. Und für heute gute Nacht.“ Ein paar Minuten später bestiegen wir in einer Seitenstraße einen Wagen und fuhren heim. Nicht ein Wort wurde zwischen uns gewechselt. Zu Hause dachte ich, er würde über seinen Sieg sprechen, aber er lächelte mir nur zu und sagte: „Ich glaube, wir brauchen beide Ruhe; und jetzt noch schnell eine Pfeife!“

Zahlreiche Aufzeichnungen über das Parlament finden sich in Stanleys Tagebuch; mit scharfem Witz, aber auch gutem Humor spricht er über Menschen und Dinge.

12. August 1895.

„Zehn Minuten vor 2 Uhr war ich bei der Parlamentsöffnung zugegen. Das Haus war Sitz für Sitz gefüllt; auf der Galerie sowohl wie an der Seite der beiden Eingänge. Dann wurde es still, und herein kam ein Officer (Beauftragter) von den Lords des Oberhauses im historischen schwarzen Kostüm mit Perücke, höchst zimperlich einen vergoldeten Stab tragend. Geziert trippelte er durch das Haus bis zu unserm Tisch, wo drei altmodisch gekleidete Officers saßen, und richtete ziemlich undeutlich eine Botschaft aus. Daraufhin stand der mittelste der Officers auf und bewegte sich hinter dem Tische hervor, und der Mann mit dem vergoldeten Stab trippelte geziert nach rückwärts. Als beide an der Türe waren, strömten die Mitglieder in Prozession von allen Seiten in das Haus, bis ungefähr dreihundert versammelt waren.

In Reihen zu zwei und drei durchschritten wir zwei große Hallen, dicht gefüllt von Besuchern, darunter viele Damen. Wir machten bei den Sitzen der Lords Halt, und ich wußte, daß wir jetzt in dem „goldenen Zimmer“ waren. Der Name ist freilich eine starke Uebertreibung. Es hatte nicht genug Vergoldung, um diese Bezeichnung zu verdienen, und war fast leer, da nur ungefähr 16 Peers auf ihren Sitzen saßen. Vier scharlachgekleidete Herren saßen auf dem Thron gegenüber, und ungefähr 20 Damen hatten die Plätze zur Rechten besetzt.

Sobald unser „Commons Officer“,*) dem wir gefolgt, eingetreten war, begann der Sekretär der Lords, der zwischen ihm und den vier scharlachroten Herren stand, aus einer Pergamentrolle

*) Beauftragter, Bote des Unterhauses.

etwas vorzulesen. Ich konnte kein einziges Wort verstehen; aber als er schloß, las der Lordkanzler — ich vermute, daß er es war — mit viel lauterer Stimme eine Mitteilung herunter, daß wir jetzt an die Wahl eines „Sprechers“ gehen könnten. Sodann nahmen er und seine drei Freunde ihre Hüte ab, woraufhin wir uns zurückzogen und sich jeder durch den langen Gang an seinen Platz verfügte.

13. August.

Um 11 Uhr vormittags begab ich mich ins Abgeordnetenhaus zur zweiten Sitzung. Die Mitglieder versammelten sich gerade. Ich sicherte mir einen Sitz, diesmal auf einer höheren Bank hinter unsern Parteiführern.

Etwas um 12 Uhr ging ein Flüstern durch das Haus, die Türen wurden aufgerissen, und herein kam der Unterbeamte des Hosenbandordens, Kapitän Butler, gerade auf die Schranken zu — gemessen und feierlich, als ob er geweihten Boden beträte. Er übermittelte seine Botschaft dem „Sprecher“, der aus Höflichkeit barhäuptig dasaß. Nachdem der Ritter des Hosenbandordens ein paar Schritte zurückgelegt, stand der „Sprecher“, William Court Gully, auf und trat vor. Die Mitglieder strömten in noch größerer Anzahl herbei als gestern, als wenn sie unsern ritterlichen Führer vor den Gefahren beschützen wollten, die bei den furchtbaren Lords seiner harrten. Ich sah die Prozession entlang und glaube wirklich, daß nicht nur der „Sprecher“, sondern auch das Volk stolz auf uns sein kann. Wir mußten wirklich einen überwältigenden Eindruck machen! Selbstverständlich waren die Hallen überfüllt mit Zuschauern.

Während der „Sprecher“ an den Schranken stand, hatten der würdige Kimber von Wandsworth und ich uns auf die Galerie des Peerszimmers verfügt, und ich blickte jetzt herab auf das Bild, das sich meinen Augen darbot. Die vier großen Perücken in Scharlach und Federhut harrten regungslos vor dem Throne. Das Peershaus war sogar noch leerer als gestern. Ich zählte nur fünf Peers. Der „Sprecher“, den Rücken gedeckt durch die getreuen „Commons“, forderte Redefreiheit, freien Gebrauch des alten Privilegs, gelegentlichen Zutritt zu Ihrer Majestät usw. Und als er geendet hatte, verließ der Lordkanzler, steinern wie gestern,

„daß Ihre Majestät huldvollst seine Wahl als ‚Sprecher‘ genehmige und zu gestatten geruhe, daß Ihre getreuen Commons usw.“

Die Zeremonie war glücklich vorüber! Wir gingen in unser Haus zurück, und die Polizei hatte jetzt das Haupt entblößt. Unser „Sprecher“ war jetzt anerkannter „Sprecher“, — wohl zu merken! Und der erste „Unterhäusler“ im Königreich. Wir erreichten unser Haus, und der „Sprecher“ verschwand. Als wir unsere Sitze eingenommen hatten, tauchte er plötzlich wieder auf. Wir alle erhoben uns, natürlich entblößten Hauptes. Er war jetzt in vollem Staat mit großer Perücke und Robe. Er ging auch viel gemessener; dann bestieg er seinen Stuhl, machtvoll und edel, und setzte sich gewichtig nieder. Wir folgten seinem Beispiel und setzten unsere Hüte wieder auf. Dann erhob er sich und enthüllte uns, daß er unsere Petition dem Throne vorgelesen habe und gnädigst empfangen worden sei. Alle Privilegien des Unterhauses seien bestätigt. Er nehme die Gelegenheit wahr, sagte er, um uns noch einmal für die Ehre zu danken, die wir ihm erwiesen. Er war noch nicht weit in seiner Rede gekommen, da entschlüpfte ihm ein: „Ich, Ihr allergnädigster,“ aber rasch verbesserte er es, als ein paar Abgeordnete in meiner Nähe ihr „Hm! hm!“ grunzten, in ein: „Ich, Ihr ganz ergebenster —.“ Was der arme Kerl wohl noch in seiner Verlegenheit alles sagen wird!

Wir hatten jetzt unsern Eid zu leisten. Er sprach ihn als Erster. Dann schrieb er seinen Namen ein, worauf das Buch auf den Tisch gelegt wurde, auf dem fünf Neue Testamente und fünf Karten mit folgenden Worten ausgebreitet waren:

„Ich — — — schwöre hiemit feierlich, meine Pflicht zu erfüllen als treuer und ergebenener Untertan Ihrer Majestät, der Königin Viktoria, und ihrer Erben und Nachfolger, wie es das Gesetz verlangt. So wahr mir Gott helfe.“

Die Minister kamen zuerst an die Reihe, hielten das Buch in die Höhe, wiederholten den Eid, küßten das Neue Testament, und dann schrieb jeder seinen Namen ein. Dann folgten die geheimen Räte und nach ihnen die gewöhnlichen Mitglieder, zu denen auch ich zählte. Ich wiederholte den Eid, küßte das Testament und händigte das Buch dem nächsten ein.

Ich schrieb meinen Namen in das Buch — Henry Morton Stanley, Nord-Lambeth — und wurde dem „Sprecher“ vor-

gestellt, der eine Riesenübung darin hat, zu lächeln, zu nicken und gnädig die Hand zu schütteln. Dann ging ich hinaus auf die Straße, nahm mir einen Wagen und fuhr nach Hause, wo ich noch einen Stoß Blaubücher durchsah.

Am 15. August ging es an die Arbeit. Kanonikus Farrar hielt den Gottesdienst ab. Er gab eine kurze Ermahnung, worauf wir ihm das Vaterunser nachsprachen. Dann kamen noch drei kurze Gebete, und der Gottesdienst war vorüber. Ich bemerkte, daß die Parlamentsmitglieder unserer Partei herzlich in das Vaterunser einstimmten. Bei solchen Gelegenheiten erscheinen mir die Engländer im besten Licht. Sie halten unbeirrt an den Sitten ihrer Vorfahren fest und wollen nichts zu tun haben mit dem dummdreisten Atheismus unserer Zeit. Die Zeremonie war sehr schlicht, ergriff mich aber doch.

Die Anrede an das Haus hielt unser Freund Robertson von Hadney, der in Hoftracht anwesend war. Er erwähnte kurz meine Anwesenheit im Haus und wies auf meine große Erfahrung hinsichtlich Afrikas hin, ohne meinen Namen zu nennen, wie es Sitte war.

Die Sitzung dauerte bis Mitternacht, dann standen wir auf und verließen das Haus. Ehe ich meine Pfeife zu Ende geraucht und ein Kapitel aus Grottes Griechischer Geschichte gelesen hatte, war es 1 Uhr nachts geworden. Um 6 Uhr morgens war ich pünktlich wieder auf, machte mir selbst den Tee und saß um 7 Uhr am Schreibtisch, um an meine Frau zu schreiben.

20. August. — Gestern war einer der ermüdendsten Tage für mich, seit ich Afrika verlassen. Um sich überhaupt einen Platz zu sichern, muß man zu sehr früher Stunde seinen Namen einschreiben, und außerdem heißt es noch, beim Gottesdienst zur Hand sein. Die Sitzung begann um 3 Uhr nachmittags und schloß gegen 2 Uhr 20 Min. nachts — dauerte also 11 Stunden und 40 Minuten. Wir stimmten siebenmal ab, und das nahm über 3 Stunden in Anspruch. Ich mußte wohl dem traurigsten Geschwätz zuhören, das mir jemals zu hören beschieden war.

Die Obstruktionstaktik*), von der ich so viel habe reden hören, wurde mit großem Geschick verfolgt. Wie es einem Neuling zu-

*) Das Verhalten, durch das eine regierungsfeindliche Partei vermittelst Verschleppung der Arbeiten gegnerische Beschlüßfassungen zu verhindern sucht.

kam, saß ich neugierig da und beobachtete, wie Redner nach Redner von der Opposition auftrat — wunderte mich, warum sie so viel größere Tatkraft entwickelten als unsere Partei, und erwartete nun von unserer Seite eine große Rede, aber vergebens! Nach einer Weile dämmerte mir die Ahnung auf, daß alle nach einem verabredeten Plan vorgingen. In keinem Satz, den sie sprachen, war auch nur eine Spur Anhörenswerthes. Die Reden dienten eben nur dazu, Zeit zu verschleppen, uns zu erbittern oder zu ermüden. Gegen Mitternacht schien die Geduld der Regierung erschöpft zu sein, und von da bis 2 Uhr 20 Min. nachts ließ man uns zur Abstimmung ins Vorzimmer marschieren.

Als ich nach Hause kam, war ich so müde, als ob ich einen langen Marsch hinter mir hätte. Die abgesperrte Luft im Hause ist höchst gesundheitschädlich, zumal nachdem 350 Mitglieder 11 Stunden darin geatmet haben. In den Vorzimmern waren wir wie eine Herde Schafe im Stall eingeschlossen, und ich wundere mich nur, daß sich eine solche Anzahl bedeutender Männer eine derartige Knechtschaft, in der ich geradezu eine Herabsetzung erblicke, gefallen läßt. Ich konnte es kaum fassen, wie man mit der Zeit so wüßte, veraltete Gebräuche verehren und schweigend Uebelstände erdulden kann, die durch ein Wort beseitigt werden könnten.

23. August. — Die Abstimmung gab mir einen Anlaß, mich zu erheben und ein paar Bemerkungen als Antwort auf Sir Charles Dilkes Rede zu machen. Man nannte die paar Sätze, die ich sprach, meine „Jungfernrede“, aber da ich mich nicht vorbereitet hatte, glaube ich nicht, daß sie überhaupt verdienen, eine Rede genannt zu werden.

Nach einer Weile sprach Commander Bethell über Aegypten und die neu erschlossenen Länder in Zentralafrika wie jemand, der gerne Aufschluß über Dinge haben möchte, die ihn viel beschäftigt haben. Ich meldete mich zum Wort.

Es ist kein angenehmes Gefühl, von der dritten Reihe auf eine gescheite und kritische Opposition herabzuschauen, die, wie man fühlt, der Art, wie man spricht, mehr Aufmerksamkeit schenkt als dem Inhalt der Rede. Alle meine Kollegen haben eine bemerkenswerte Gabe der Weitschweifigkeit. Ein kleines Korn Wahrheit ist fast in jedem Satz, den sie sagen, aber oft kaum herauszufinden aus dem Wust von Wortranken. Mir fehlte diese

Fähigkeit. Erstens habe ich nicht die Geduld dazu, und dann sind mir solche Kunstgriffe überhaupt zuwider. Ich wünsche das, was ich zu sagen habe, geradeheraus zu sagen und damit möglichst schnell fertig zu werden, und das wirkt nicht sehr elegant.

In Anbetracht dieser meiner Parlamentsunfähigkeit rollten mir die Tatsachen sozusagen lose heraus. Einige sagen, ich hätte überstürzt gesprochen. Sie sind im Unrecht. Ich sprach in dem gewöhnlichen Zeitmaß öffentlicher Reden und deutlich. Das liebenswürdige Verhalten des Hauses erweckte in mir das Gefühl, daß ich weder etwas Dummes noch etwas Einfältiges sagte. Das war die Hauptsache und flößte mir gerade genug Vertrauen ein, um ein schimpfliches Unterliegen zu verhüten. Ich setzte mich mit dem Gefühl eines Menschen nieder, der lange untergetaucht ist und gerade noch zur rechten Zeit an die Oberfläche kommt, um nicht zu ersticken. Alle Mitglieder sagten, ich hätte meine Sache gut gemacht. Rechts und links beglückwünschte man mich.

Am Nachmittag stand Parker Smith auf und sagte, ich hätte bei dem, was ich vorgebracht, „mit meinem Ruf Handel getrieben“. Ich wartete den geeigneten Zeitpunkt ab, um zu antworten, es sei mir gänzlich unbewußt, auch nur ein Wort geäußert zu haben, das eine derartige Bemerkung herausgefordert hätte, und bat den verehrlichen Herrn, ähnliche Reden in Zukunft zu unterlassen.

Die ganze Woche war ich nicht frei von Kopfschmerzen. Die heiße, schlechte Luft im Hause ist einfach Gift für mich. Ich wundere mich gar nicht über das bekannte teigfarbige Aussehen des Parlamentariertypus. Der Atem von 400 Menschen muß in 10 oder 11 Stunden die Luft eines Zimmers natürlich vergiften. Und dann das lange Aufbleiben bis 2 oder 3 Uhr!“

Sehr erfreut und befriedigt von seinem Parlamentariertum war also Stanley nicht. Weit mehr Anteil nahm er an dem Lauf der äußeren Politik. Gerade zu jener Zeit, Anfang 1896, hatte Jameson seinen Ueberfall der Burenstaaten gewagt. Stanley mißbilligte diesen schweren Rechts- und Friedensbruch. Eine Einladung aus Südafrika, er solle der Einweihung der Bulawajo-Eisenbahn beiwohnen, gab ihm Gelegenheit, die Dinge aus nächster Nähe zu betrachten. Im Herbst 1897 schiffte er sich nach Kapstadt ein; er besuchte die englischen Schutzgebiete Südafrikas und machte auch dem alten Präsidenten Paul Krüger in Pretoria einen Be-

such. Natürlich drehte sich das Gespräch um die Politik. Jeder vertrat seinen Standpunkt, und es war kein Wunder, daß Stanley als englischer Patriot bei dem knorrigen alten Buren wenig Verständnis für seine Ansichten fand. Daher sein abfälliges Urteil in Briefen und Tagebüchern über Ohm Paul. Doch bewährte er abermals seinen politischen Scharfblick zu einer Zeit, da alle Welt in England glaubte oder wenigstens zu glauben vorgab, man werde im Guten mit den Burenfreistaaten auskommen. Er sagte den Krieg voraus und empfahl rechtzeitige Rüstungen. Der Lauf der Geschichte zeigte, wie der Krieg ein Jahr später tatsächlich ausbrach und England zuerst schimpfliche Niederlagen erlitt infolge der Unterschätzung des Gegners.

Nach seiner Rückkehr widmete sich Stanley nur noch kurze Zeit dem Parlament. Die Nachwehen der zwanzigjährigen Strapazen in Afrika, schwere gastrische Fieber und Malaria, suchten ihn immer häufiger heim, und die Zeit, die er gesund war, wollte er nicht im Parlament verlieren. Nach dessen Auflösung im Juli 1900 ließ er sich nicht wieder wählen.



XXII. Stanleys letzte Lebensjahre.*)

Im Jahre 1896 wurde Stanley durch die Geburt eines Knaben in die höchste Wonne versetzt. Um seiner Freude irgendwie Luft zu machen, kaufte er gleich eine Masse Spielzeug und Bilderbücher, die vielleicht für ein vierjähriges Kind gepaßt hätten. Während einer langen und schweren Krankheit war es seine größte Freude, wenn das Kind neben ihm auf dem Bette lag. Dann sagte er wohl zu mir: „Es lohnt sich jetzt wieder, gesund zu werden.“ Mit rührender Liebe hing er an dem Kleinen, Denzil genannt. Während der Reise nach Südafrika schrieb er mir am 13. Oktober 1897:

„13. Oktober 1897. An Bord. — Es sind hier einige winzige Dinger auf Mutterarmen an Bord, und ich schüttle ihnen der Reihe nach jeden Morgen die Händchen, wie zum Ersatz für unsern Denzil. Die weißen Nöckchen erinnern mich an ihn. — Ein Kind weint. — Zu Hause ist auch ein Kind, das ebenfalls — zuweilen ein solche Stimme hat. Dann sehe ich es vor mir, es schaut hell auf, und dann ist es fort. Hundertmal in der Minute kann ich es sehen. Es ist wie ein geistiger Kinematograph, und beständig sehe ich es innerlich auftauchen und wieder verschwinden. Du wirfst abwechselnd mitheraufbeschworen. Mein letzter Gedanke, ehe ich einschlafe, bist du. Ich sehe ihn in deinen Armen und kann mein großes Glück, Euch beide zu besitzen, kaum fassen. Glaube es oder glaube es nicht, aber mein Herz ist voll Dankbarkeit, daß ich so gesegnet wurde. Ich murmle ein Gebet, empfehle dich Gottes Schutz, werfe noch einen Blick auf das kleine Kinder Gesicht und bin eingeschlafen.“

Im Herbst 1898 faßte Stanley, dem das Leben in London nicht behagte, den Entschluß, sich nach einem Landhaus umzusehen. „Um überhaupt leben zu können, brauche ich frische Luft,“ sagte er, „und um sie zu genießen, muß ich mich viel bewegen können. Ich warte nur, bis ich wieder etwas kräftiger bin, und werde dann ein passendes Haus mit entsprechendem Land dazu

*) Nach den Aufzeichnungen der Frau Stanley wie die zwei vorigen Abschnitte.

suchen.“ Bald machte er sich mit der ihm eigenen Gründlichkeit an das Geschäft.

„16. Dezember 1898. — Ich habe bis jetzt 57 Landhäuser besichtigt; ein paar behielt ich mir für einen zweiten Besuch mit meiner Frau vor. Schließlich nahm ich sie mit nach Furzehill in Surrey, und schon beim ersten Blick fand sie es entzückend. Je mehr wir das Gut prüften, desto mehr gefiel es uns. Aber es gab noch viel daran auszubessern. Da es sowohl mir, als auch meiner Frau und ihrer Mutter gefiel, trat ich in Unterhandlungen über den Ankauf, und gegen Weihnachten war die Sache soweit in Ordnung. Aber da das Haus vermietet war, konnte ich es nicht vor dem 10. Juni 1899 endgültig erwerben.“

Furzehill (Ginsterhügel) ist kaum 50 km von London entfernt, liegt aber trotzdem in einer wilden und reizenden Gegend, weil es vom Kriegsministerium, als auf Manövergebiet liegend, so gehalten wird. Die Gegend ringsum besteht zum größten Teil aus weiten Landstrichen mit Ginster und Heidekraut bewachsen, die golden und purpurn im Sommer leuchten, und von Fichtenwäldern bestanden. Niemand kann hier Land kaufen oder bauen, und Furzehill ist in dieser schönen Wildnis das einzige Haus. Es hat Gärten, einige Felder, ein Gehölz und einen ruhigen See, der von einem kleinen Fluß gespeist wird.

Furzehill wurde jetzt eine Quelle großen Vergnügens und emsiger Beschäftigung für uns. Den Frühling und Sommer 1899 vertrieben wir uns die Zeit mit Entwürfen und dem Ankauf der Einrichtung. Stanleys Ordnungssinn zeigte sich auch in der kleinsten Einzelheit. Jeder Plan war aufs genaueste mit den Maßen jedes Zimmers und jedes Ganges und Schrankes versehen. Am 10. Juni schrieb er in sein Tagebuch: „Jetzt ist der Kaufvertrag abgeschlossen, und ich bin glücklicher Besitzer von Furzehill. Ein neuer Flügel wird bereits an das Haus angebaut.“

Aus dem See, den ich „Stanley-Pool“ getauft hatte, pumpte er Wasser in große Becken, und die Maschine trieb gleichzeitig den Dynamo für elektrisches Licht und heizte. Immer mehr und mehr erfreute ihn unser Landsitz. Er ebnete die Wege, schlug Brücken über den Fluß, pflanzte Bäume und baute eine kleine Farm nach eigenen Zeichnungen, nachdem er jedes neu erschienene Buch über Farmbau gelesen, und veränderte so in sehr kurzer Zeit den ganzen

Platz. Unser kleines Gehölz nannte ich den Aruwimi-Urwald, ein Bach wurde Kongo genannt, und den Feldern gab ich afrikanische Namen, wie Unjamwezi usw. Stanley belustigte sich höchlich über meine Phantasie und nahm die Namen an.

Alles, was er plante und ausführte, war darauf berechnet, fest und dauerhaft zu sein. Er ersetzte die hölzernen Fensternischen durch steinerne; die Säune waren so fest und stark wie möglich, und die Enden der Gatter und Zaunpfosten hatte er in Pech getaucht — nicht bloß in Teer — damit sie nicht verfaulen konnten. Es war sein Stolz und seine Freude, alles tadellos zu sehen. Und so kam endlich Friede und Genuß für ihn. Und stillglücklich war er, bis die letzte große Prüfung kam. Diejenigen, die ihn kannten, werden niemals den Stanley vergessen, der sich dort in seiner traulichen Innerlichkeit enthüllte, und die Streifzüge mit ihm durch Wald und Feld, oder die Gespräche auf dem Rasen, wenn wir um den Teetisch herumsaßen und ihm zuhörten, bis die Dämmerung kam. Welch wundervolle Abende am Ramin im Bücherzimmer, wenn er uns mit solcher Anschaulichkeit Geschichten aus Afrika erzählte, daß ich ihm nie ohne Herzklopfen zuhören konnte! Wohl keiner, der ihn je eine Geschichte erzählen hörte, wird es so leicht vergessen können. Da er nicht immer leicht zum Erzählen zu bringen war, nahm ich manchmal zu einer List meine Zuflucht. Ich fing dann an, seine Geschichten unrichtig zu erzählen, und machte mit Absicht Fehler. Er konnte das auf die Dauer nicht vertragen und erzählte dann schwungvoll und glänzend zu Ende.

Wie unendlich glücklich waren wir jetzt! Bauen, Pflanzen, Säen, Ernten! Wir nannten Furzehill immer die Braut und wetteiferten darin, sie zu schmücken und ihr Geschenke zu machen. Stanley schenkte der „Braut“ ein schönes Klavier, ein Billard, ein Badehaus und mehrere Boote; ich einen neuen Obstgarten und eine Rosenpflanzung.

Eines Tages sagte er mir, eine Kiste Bücher sei soeben angekommen und wir wollten sie abends zusammen auspacken. Ich freute mich schon, auf dem Büchergestell eine stattliche Reihe spannender Romane und abenteuerlicher Geschichten zu sehen. Aber was kam zum Vorschein? Uebersetzungen der Klassiker, Euripides, Xenophon, Thukydides, Polybius, Herodot, Cäsar, Homer und ganze Stöße von Werken über Architektur, Landschaftsgärtnerei,

Innenausstattung, Bücher über antike Schiffe, modernen Schiffbau usw. „Rein einziges Buch für mich!“ rief ich enttäuscht aus. Aber die Woche darauf kam noch eine Kiste, und diesmal enthielt sie die neueste „schöne“ Literatur.

Stanleys Arbeits hunger war unersättlich und setzte mich immer in Erstaunen. Nichts, was er tat, geschah halb. Ich habe ganze Stöße von Plänen, die er von der kleinen Farm gezeichnet hat; jedes Maß ist sorgfältig eingetragen und der Preis jeder Kleinigkeit auf dem Rand vermerkt. Und jetzt war er glücklich, denn er hatte zu arbeiten.

In diesem Jahr — 1899 — erhielt er das Großkreuz des Ritterordens von Bath.

Das Jahr 1902 fand Stanley sehr beschäftigt, emsig baute und pflanzte er. Das Haus in Furzehill war vollständig umgebaut, und jedes Jahr fügte er noch etwas hinzu. Alles genau nach seinen Angaben, vollkommen in jeder Art. Sogar die Baumeister lernten von ihm. Nach seinem Tod besuchte mich einer von ihnen. „Ich kam nur,“ waren seine Worte, „um Ihnen zu sagen, wieviel ich Sir Henry verdanke. Selbst in meinem eigenen Beruf konnte er mich etwas lehren, und er machte mich gründlicher und gewissenhafter. Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich mein Haus nach seinem afrikanischen Namen nennte?“

Im November 1902 machte sich Stanley an Pläne, um die Diele, das Empfangszimmer und andere Wohnräume zu vergrößern. Die Kinderstube erhielt einen Balkon, und all das wurde unter Stanleys beständiger Aufsicht und nach seinen Plänen in den Wintermonaten ausgeführt. Als der Bau fertig war, besorgte er allein die Innenausstattung, denn es sollte eine Ueberraschung für mich sein. Bis zur Vollendung wohnten wir in London.

Im März 1903 beklagte er sich zum erstenmal über plötzlich auftretende Schwindelanfälle, und da ich deshalb sehr besorgt war, begleitete ich ihn überallhin. Gerade vor Ostern gingen wir am Athenäum-Klub in London vorüber, da schwankte er und griff nach meinem Arm. Eine dumpfe Angst bedrückte mich, und nur sehr ungern ließ ich ihn nach unserm Landstisch gehen. Aber er bestand darauf und sagte, er müsse ihm noch die „letzte Politur“ geben. Ich atmete erleichtert auf, als er mich endlich nachkommen ließ.

Und da stand er am Eingang und hieß uns willkommen. Wie strahlend und vornehm er aussah! Er führte mich herum und zeigte mir die neuen Räume, die Ausstattung und die Möbel; er hatte sich das alles selbst ausgedacht und zusammengetragen, um mir eine Freude zu machen.

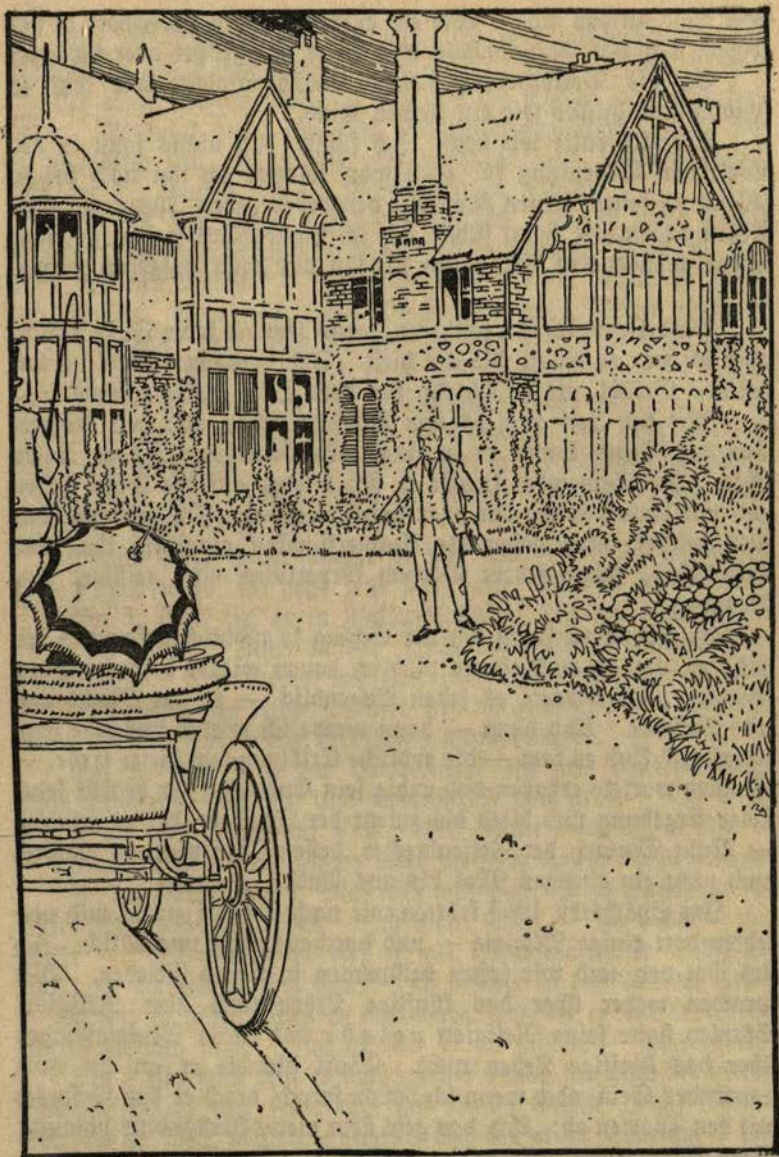
An jede Kleinigkeit hatte er gedacht, sogar an die „Nipp-sachen“, wie er die kostbaren Vasen auf dem Kaminsims nannte. Selbst die Vorratskammer hatte er gefüllt und so reich ausgestattet, wie wenn wir auf eine neue Afrikareise auszögen oder eine Belagerung zu gewärtigen hätten.

Die folgenden vierzehn Tage verliefen wunderbar glücklich, und die Freude, die aus Stanleys Augen strahlte, gab mir einen tiefen inneren Frieden. Leider sollte die Seligkeit nicht lange dauern, denn am 15. April kehrten die Schwindelanfälle wieder, und die Nacht des 17. brachte den schweren Schlag, der unser Glück für immer vernichtete.

Durch einen Schrei Stanleys erwachte ich und fand ihn der Sprache beraubt, das Gesicht verzogen und den Körper auf der linken Seite gelähmt.

Raum hatten sich die Aerzte an jenem ersten entsetzlichen Morgen zurückgezogen, als er mir verständlich machte, daß er im Bett sitzen wolle. Das war freilich streng verboten, aber damit er sich nicht etwa aufrege, richtete ich ihn auf und stützte ihn. Und dann machte er mir begreiflich, daß er sich rasieren müsse. Ich brachte ihm das Rasierzeug nebst dem Streichriemen, den er mit der zitternden Rechten — die andere war gelähmt — benutzte. Dann begann er sich mit blutunterlaufenen Augen, das edle Gesicht verzogen und halb bewußtlos, zu rasieren. Nur sein Wille war noch ungebeugt. Ich hielt ihm Kinn und Wange, und er versuchte, in den Spiegel zu sehen, den ich ihm hielt, aber es wollte nicht gehen. Trotzdem gelang es ihm, sich glatt zu rasieren. Einige Tage später, als Sprache und Bewußtsein wieder zurückgekehrt waren, fand ich, daß er sich nicht erinnern konnte, sich rasiert zu haben. Ich führe dies nur als bezeichnend für seine Selbstbeherrschung und Willenskraft an.

Monate vergingen, Frühling, Sommer und Herbst, und Stanley lag immer noch da, standhaft, ruhig und ohne Klage; niemals legte er, weder durch Worte noch durch Seufzer, Kummer



oder Leid an den Tag. Wie ein großer Mensch unterwarf er sich seinem Schicksal, und niemals erschien er mir größer oder tapferer.

Er, die Verkörperung stolzer Unabhängigkeit, war jetzt so schwach und hilflos wie ein kleines Kind.

Aber ich hatte ihn noch. Ich fühlte, daß nichts sonst in der Welt von Bedeutung für mich war, solange ich ihn noch besaß. Wenn ich seinen feinen Kopf mit den bedeutenden Zügen auf dem Rücken liegen sah, dann fühlte ich, ich könne glücklich sein in einer neuen, erhabeneren Art, wenn ich ihn nur nicht aufgeben mußte.

Bald lernte ich ihn aufheben, wenn jemand seine Füße stützte; aber ich war es allein, die ihn hielt. Und manchmal hatte ich dabei das Gefühl, als ob ich ihn vor dem Tode schützen könne.

Mit der Zeit ging es ihm langsam besser, und den größern Teil des Tages konnte er in einem Krankensessel auf dem Rasen sitzen. Im September konnte er sich wieder auf die Füße stellen und mit Unterstützung ein paar Schritte gehen. Die Sprache war zurückgekehrt, aber gespannte Aufmerksamkeit ermüdete ihn, und Erschöpfung folgte jedem Versuch körperlicher oder geistiger Anstrengung.

Er pflegte zu sagen, da der Schlag so plötzlich gekommen sei, hoffe er, daß er auch ebenso plötzlich davon wieder befreit werden würde. „Ich erwarte es jeden Augenblick — in der Nacht und jede Sekunde. Und dann — dann werde ich wieder imstande sein, zu gehen.“ Und es kam — die endliche Erlösung von dieser Erde. — Stanley wartete erhaben und ruhig sein Ende ab. Er behielt seine stolze Ergebung und blieb bis zuletzt der Feldherr, der er gewesen — Bula Matari, der Felsenbrecher, dessen Mut niemals wankte; auch nicht ein einziges Mal bis ans Ende.

Im Spätherbst 1903 kehrten wir nach London zurück und verlebten dort einige Monate — und durchaus nicht unglücklich. Ich las ihm vor, und wir saßen beisammen in tiefem Frieden. Wir sprachen weder über das künftige Leben noch über Religion. Stanley hatte seine Religion g e l e b t und liebte Mutmaßungen über das künftige Leben nicht. Wohl glaubte er an ein ewig dauerndes Sein, aber wenn ich davon sprach, brach er das Gespräch mit den Worten ab: „Ach, das geht über mein Verständnis hinaus.“ Ende März zogen wir wieder auf unsern Landsitz.

Die Abwechslung tat ihm gut. Er war hoffnungsvoll und glaubte, es ginge ihm besser. Aber am 17. April — dem Jahrestag des ersten Schlaganfalls — warf es ihn wieder aufs Krankenlager. Diesmal befiel ihn eine Rippenfellentzündung, unter der er unendlich litt. Er wollte jetzt durchaus nach London zurück, und am 27. brachte ihn ein Krankenwagen dorthin.

Als die Rippenfellentzündung nachließ, sagte er eines Tages zu mir: „Jetzt werde ich bald wieder gehen können. Ich fühle, wie alles von mir weicht.“ — Ich glaube, er meinte damit, er werde sich erholen. Aber nach einer Pause sagte er: „Wohin wirst du mich bringen?“ und fügte, da ich ihn nicht gleich verstand, hinzu: „Wenn ich — fort bin.“ Ich sagte: „Ich möchte neben dir liegen, aber sie werden dich in die Westminster-Abtei bringen.“ Da lächelte er mich liebevoll an und antwortete: „Ja, dort, wo wir uns vermählt haben. — Sie werden mich neben Livingstone legen.“ Dann nach einer Pause fügte er hinzu: „Es ist recht und billig, wenn sie es tun.“

Einige Tage später streckte er mir seine Hand entgegen und sagte: „Leb wohl, ich gehe jetzt sehr bald. Es ist — vorüber.“

Am 3. Mai fiel er in Bewußtlosigkeit, riß sich aber manchmal noch heraus. Unser kleiner Junge kam leise herein und küßte seine Hand. Das weckte ihn auf, und als er Denzils Wange streichelte, sagte das Kind: „Vater, bist du glücklich?“ — „Immer, wenn ich dich sehe, mein Liebling“, antwortete er.

Am 5. Mai setzte der Todeskampf ein und dauerte lange; denn Stanleys Willens- und Lebenskraft war groß. Tag folgte auf Nacht und Nacht auf Tag. Und immer noch lag er still da — manchmal bei Bewußtsein, aber meist in einem tiefen Traum.

In der Nacht zum 9. Mai fing sein Geist an zu wandern. Er sagte: „Ich habe vollbracht — all mein Werk — ich habe — umschifft —.“ Dann später rief er mit leidenschaftlicher Sehnsucht aus: „O, ich möchte frei sein — ich möchte in die Wälder gehen — um frei zu sein!“ Als es dämmerte, wendete er mir sein edles Antlitz zu und sagte: „Ich möchte — ich möchte — heimgehen.“

Um 3 Uhr früh griff er nach meiner Hand, sah mich bei vollem Bewußtsein an und sagte mir als letzten Gruß: „Gute Nacht! Geh jetzt zu Bett, mein Liebling!“ Als die große Turmuhr 4 Uhr schlug, öffnete er die Augen und fragte: „Was ist das?“ Ich

sagte ihm, daß es 4 Uhr schlage. „4 Uhr?“ wiederholte er langsam. „Wie seltsam! — Zeit! — seltsam!“ Ein wenig später sah ich, daß er schwächer wurde, und hielt ihm ein Stärkungsmittel an die Lippen. Aber er hob sanft seine Hand, schob den Becher zurück und sagte: „Genug.“ Um 6 Uhr war er verschieden.

Am Dienstag, den 17. Mai, wurde seine Leiche nach der Westminster-Abtei gebracht. Der Sarg stand vor demselben Altar, wo wir getraut worden. Aber die Weltgeschichte wird mit unauslöschlichen Lettern verzeichnen, daß es der Reverend Robinson, der Dechant von Westminster, war, der nicht zugab, daß Stanley in der Westminster-Abtei begraben werde. So kann ich denn nur Sir Greys Worte anführen und sagen: „Ich bin der Ansicht, daß es am besten so ist, wie es ist. Nur etwas fehlte noch, um das große Drama zu vollenden. Der Mann, der alles dies vollbracht und so viele Prüfungen erlitten, mußte kalter Geringschätzung begegnen für das, was er geleistet hat. Die Nachwelt wird ihm erst gerecht werden.“

Auf dem Dorfkirchhof von Pirbright, nicht weit von seinem geliebten Landhaus, ward Stanley beigeseht. Mein Wunsch war, einen großen Felsblock zu finden, um ihn auf Stanleys Grab zu stellen, von Jahrtausenden gebildet und von der Zeit gefärbt. Die Eigentümer der Torffarmen und die Pächter nahmen an der Suche lebhaften Anteil, und schließlich wurde ein großer Granitfindling auf der Frenchbeer-Farm entdeckt. Die Länge des Steines betrug 12 Fuß, seine Breite 4 Fuß. Die kleineren Steine, die das Grab umfrieden, wurden in der Nähe gefunden.

Folgender kurze Bericht erschien damals über den Felsblock auf Stanleys Grab:

„Diese Moorbodensteine wurden in alten Zeiten zum Gedächtnis für große Anführer errichtet. Was ihre Vergangenheit auch gewesen sein mag, es erscheint höchst passend, einen solchen Findling als Grabstein für den großen Afrika-Forscher zu wählen. Der Stein hat jetzt die Aufgabe, für kommende Jahrhunderte den Namen des großen Mannes zu tragen, für den die weite Wildnis von Dartmoor in Devonshire ein Nichts war, verglichen mit dem ungeheuren Erdteil, den er uns erschlossen, und dessen Name leben wird nicht nur durch dieses Denkmal, sondern als der eines

der größten Bahnbrecher des Christentums, der Kultur und der Hoffnung für das dunkle Land Afrika."

Mit vieler Mühe wurde der große Stein, da er an die 120 Zentner wog, nach dem Friedhof von Pirbright geschafft. Jetzt steht er dort — unvergänglich, wie der Name, der tief in ihn eingegraben ist.

Nichts steht darauf als der Name „Henry Morton Stanley“, darunter sein afrikanischer Beiname „Bula Matari“, sowie Geburts- und Todesjahr, als Grabschrift das einzige Wort „Afrika“ und oben darüber das Symbol der Verheißung des ewigen Lebens, das Kreuz Christi.



A. G. Gardiner: George Cadbury

Ein Bahnbrecher auf sozialem Gebiet. 2. Auflage. Leinen M. 4.80 (Fr. 6.—).

Ein Buch, das neben der selbstverständlichen Bedeutung für den Volkswirtschaftler und Sozialpolitiker auch dem Pädagogen viel zu sagen hat. Ein Quäker, der „mythisch und praktisch“ mit 15 Jahren aus der Schule in ein kleines Geschäft mit 12 Arbeitern eintrat und daraus einen Riesenbetrieb mit 5000 Arbeitern entwickelte und zugleich Mensch und Kaufmann war. Was der Mensch geschaffen hat auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfahrt (sein leuchtendes Musterbeispiel der Gartenstadt), der Schule, insbesondere auf dem Gebiete der Erwachsenenbildung, übersteigt noch die kaufmännische Leistung. Ein Buch für unsere Zeit. Ministerialdirektor Raetner im Zentralbl. f. d. gesamte Unterrichtsverw. in Preußen.

Josef Reinhart: Heinrich Pestalozzi

Ein Lebensbild. 5. Aufl. Mit 8 Kunstdrucktafeln. Leinen M. 7.20 (Fr. 9.—).

Der einzigartige große Menschenfreund mit seinen dunkel leuchtenden Augen, seiner Liebe und seiner Unrast im Herzen, das ewige Kind inmitten einer harten Wirklichkeit, der tiefe Denker und Volksprediger, der bald hingerrissene Träumer, bald an sich verzweifelnde Selbstankläger steht zum Greifen nahe vor uns. Christentum und Wirklichkeit.

Oliver Cromwell: Briefe und Reden

Übersetzt von M. Stähelin, mit erläut. Text von Prof. Dr. Paul Wernle.
Broschiert M. 8.— (Fr. 10.—), Leinen M. 10.— (Fr. 12.50).

Hier in seinen Briefen und Reden spricht Cromwell zu uns als Grundbesitzer und Hausvater, als Reiteroffizier und Heerführer und zuletzt als unverstandener, einsamer Staatsmann, der ein Gottesreich auf Erden zu gründen vermeinte und an vielen kleinen Widersachern zermürdete. Briefe und Reden sind kurz und sachlich erläutert. Frankfurter Zeitung.

Prof. Dr. Karl Bornhausen: Pascal

Mit einem Porträt. Broschiert M. 5.60 (Fr. 7.—), Leinen M. 7.20 (Fr. 9.—).

Zusammenfassende Schilderungen des Zeitalters Pascals wechseln mit detaillierten Berichten über Pascals Spezialstudien. Ein vorzügliches Verfahren. Prof. Ad. Jälicher, Marburg.

Das Leben des heiligen Franciscus von Assisi

Beschrieben durch den Bruder Thomas von Celano.

2. Auflage. Mit vielen alten Holzschnitten. Leinenband M. 7.20 (Fr. 9.—).

Die hier vereinigten ältesten Lebensbeschreibungen des Heiligen, die ein Freund und Jünger verfaßt hat, sind ein Buch, das besinnliche Menschen zu ihrem dauernden Besitz zählen werden. Gerade unsere grelle und zerrissene Zeit hat mit gutem Grund die Gestalt des Poverello, des „Liebendsten und Gütigsten von allen“, wiederum beschworen. Hilfe, Berlin.

A. David: Jagden und Abenteuer in den Gebieten des obern Nil

Mit 80 eigenen Aufnahmen und 2 Karten. 5. Aufl. Leinen M. 4.80 (Fr. 6.—).

Ich habe Dr. Davids Buch mit größtem Interesse gelesen. Es enthält eine Fülle zuverlässiger Beobachtungen, die auf verschiedenen Gebieten die Kenntnisse von Afrika bereichern und erhält den Leser bei prachtvoller Diktion in anhaltender Spannung. Tausende von Zoologen und Jagdliebhabern werden ihn um seine Erlebnisse beneiden. Prof. Schweinfurth.



2641